This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Victor Hugo's

ſämmtliche Werke,

überſetzt von Mehreren.

Einundzwanzigſter Band.

Dritte revidirte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1861.

Victor Hugo's

37199

sämmtliche poetiſche Werke.

Deutſch

von

Ludwig Seeger.

Dritter Band.

Stuttgart:
Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung.
(Adolf Benedict.)
1861.

848
H9
t
1858
v.21

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Herbſtblätter.

Vorrede.

Der politiſche Moment iſt ernſt. Niemand beſtreitet es, und der Verfaſſer dieſes Buches weniger als irgend Jemand. Im Innern ſind alle Löſungen ſocialer Fragen wieder neu in Frage geſtellt. Der ganze Gliederbau des politiſchen Körpers umgebogen, umgegoſſen oder umgeſchmiedet in der Eſſe einer Revolution, auf dem ſchallenden Ambos der Preſſe; das alte Wort Pairie, ſie, die früher faſt eben ſo hell glänzte, wie das Königthum, bildet ſich um und ändert ſeine Bedeutung; der ewige Wiederhall der Tribüne in der Preſſe und der Preſſe in der Tribüne; die Emeute, die ſich todt ſtellt. Blicken wir nach Außen, ſo ſehen wir da und dort auf der Oberfläche Europa's ganze Völker, die man mordet, in Maſſen deportirt oder in Ketten ſchlägt; Irland, das man in einen Kirchhof, Italien, das man in einen Bagno verwandelt, Sibirien, das man mit Polen bevölkert; überall ſonſt, auch in den friedlichſten Staaten, etwas Wurmſtichiges, das aus den Fugen geht, und, für aufmerkſame Ohren, das dumpfe Dröhnen der Revolutionen, die, in unterirdiſchen Minen eingeſchloſſen, unter allen Reichen Europa's ihre Gänge graben, — Veräſtungen der großen Centralrevolution, deren Krater Paris iſt. Endlich, draußen wie im Innern, die Glaubensmeinungen im Kampf, die Gewiſſen in Bewegung, neue Religionen — eine ernſte Erſcheinung —, die Formeln ſtammeln, ſchlechte auf der einen Seite, gute auf der andern; alte Religionen, die ſich häuten; Rom, die Stadt des Glaubens, die ſich wieder aufzuſchwingen ſucht, vielleicht bis auf die Höhe von Paris, der Stadt der Intelligenz;

Theorien, Einbildungen und Systeme, nach allen Seiten hin der Wahrheit nachjagend, die Frage der Zukunft jetzt schon eben so gründlich untersucht, wie die der Vergangenheit — das ist unsere Lage im November des Jahres 1831.

Kein Zweifel, in einem solchen Augenblick, mitten unter den stürmischen Conflikten aller möglichen Dinge und Menschen, Angesichts dieses tumultuarischen Concils aller Ideen, Glaubensansichten, Irrthümer, die sich abmühen, die Formel des neunzehnten Jahrhunderts in öffentlicher Debatte zu besprechen und festzustellen, — ist es eine Narrheit, einen Band armer, interesseloser Verse zu veröffentlichen. Narrheit? Warum?

Die Kunst — der Verfasser hat diesen Gedanken immer festgehalten — die Kunst hat ihr Gesetz, dem sie folgt, wie alles Andere. Die Erde bebt, — soll sie darum nicht weiter gehen? Betrachtet das sechzehnte Jahrhundert: es ist eine gewaltige Epoche für die menschliche Gesellschaft, aber auch eine gewaltige Epoche für die Kunst. Es ist der Uebergang von der religiösen und politischen Einheit zur Freiheit des Gewissens und des Bürgerthums, von der Orthodoxie zum Schisma, von der Disciplin zur Forschung, von der großen priesterlichen Syntheſe, die das Mittelalter geschaffen hat, zur philosophischen Analyse, die dasselbe auflösen wird. Alles das ist da; es ist auch der Wendepunkt, prächtig und blendend durch Perspektiven ohne Zahl, wo die gothische Kunst in die klassische überging. Ueberall auf dem Boden des alten Europa gibt es Nichts als Religionskriege, Bürgerkriege, Kriege um ein Dogma, Kriege um ein Sakrament, Kriege um eine Idee, Volk gegen Volk, König gegen König, Mann gegen Mann; Nichts als das Klirren gezogener Schwerter und gereizter Disputationen der Doktoren; politische Aufregungen, Sturz und Zusammenbrechen des Alten, geräuschvolles, lärmendes Aufstreben des Neuen, und zu gleicher Zeit in der Kunst Nichts als Meisterwerke. Man

berufst den Reichstag zu Worms, aber man malt auch die Sixtiniſche Kapelle. Es gibt einen Luther, aber es gibt auch einen Michel Angelo.

Das alſo, weil heutzutage nun auch rings um uns her andere veraltete Dinge zuſammenbrechen, — und, im Vorbeigehen bemerkt, Luther gehört zum Veralteten, Michel Angelo nicht, — die Erſcheinung, daß auch jetzt neues Leben aus dieſen Ruinen ſproßt, iſt kein Grund, daß die Kunſt, die unſterbliche, nicht fortfahren ſollte, zu grünen und zu blühen mitten unter den Trümmern einer Geſellſchaft, die nicht mehr iſt, und den erſten Umriſſen einer Geſellſchaft, die noch nicht iſt.

Daß die Rednerbühne wimmelt von Demosthenen, die Roſtren überfüllt ſind mit Ciceronen, daß wir allzu viele Mirabeaux's haben, das iſt kein Grund, daß wir nicht auch in irgend einem verborgenen Winkel einen Dichter haben ſollten.

Es iſt ſomit ganz natürlich, daß, wie laut auch der Lärm des Marktes toſe, die Kunſt fortbeſteht, daß die Kunſt ihren Kopf aufſetzt, daß die Kunſt ſich ſelbſt treu bleibt, tenax propositi.

Denn die Poeſie wendet ſich nicht nur an den Unterthan dieſer oder jener Monarchie, an den Senator dieſer oder jener Oligarchie, an den Bürger dieſer oder jener Republik, an den Genoſſen dieſer oder jener Nation, ſie wendet ſich an den Menſchen, an den ganzen Menſchen. Dem Jüngling ſpricht ſie von Liebe, dem Vater von der Familie, dem Greis von der Vergangenheit, und, wie man's auch treibe, welches auch die Revolutionen der Zukunft ſein mögen, ob ſie die baufälligen Geſellſchaften in ihrem tiefſten Grund erſchüttern, oder ob ſie ihnen bloß die Haut ritzen, mitten durch alle möglichen politiſchen Veränderungen hindurch, wird es immer Kinder, Mütter, Jungfrauen, Greiſe, wird es immer Menſchen geben, die lieben,

die ſich freuen, die leiden. An ſie richtet ſich die Poeſie. Die Revolutionen, dieſe glorreichen Verjüngungsprozeſſe der Menſchheit, die Revolutionen bilden Alles um, nur nicht das Menſchenherz. Das Menſchenherz iſt wie die Erde. Man kann auf ihrer Oberfläche ſäen, pflanzen, bauen, was man will; dem ungeachtet wird ſie nicht aufhören, ihr natürliches Grün, ihre natürlichen Blüthen und Früchte hervorzubringen. In einer gewiſſen Tiefe wird weder Karſt noch Grabſcheit ſie ſtören. Und wie die Erde immer die Erde bleiben wird, ſo wird auch das Menſchenherz immer daſſelbe bleiben: die Baſis der Kunſt, wie jene die der Natur.

Um die Kunſt zu vernichten, müßte man damit beginnen, das Menſchenherz zu vernichten.

Hier begegnet uns ein Einwurf anderer Art: — ohne Widerſpruch, auch im bedenklichſten Augenblick einer politiſchen Kriſe kann ein reines Werk der Kunſt am Horizont auftauchen; aber werden nicht alle Leidenſchaften, alle Geiſteskräfte, wird nicht alle Aufmerkſamkeit allzu ſehr dadurch in Anſpruch genommen ſein, durch das geſellſchaftliche Werk, an dem ſie gemeinſam arbeiten, als daß der Aufgang des heitern Geſtirns der Poeſie im Stande wäre, die Augen der Menge auf ſich zu ziehen? — Das iſt nur eine Frage zweiten Rangs, es iſt die Frage nach dem Erfolg; die Frage des Buchhändlers, nicht des Dichters. Auf Fragen dieſer antwortet in der Regel die Thatſache mit Ja oder Nein, und im Grund iſt wenig daran gelegen. Allerdings gibt es Augenblicke, wo die materiellen Angelegenheiten der Geſellſchaft ſchlecht gehen, wo der Strom ſie nicht vorwärts treibt, wo ſie, an alle politiſchen Wechſelfälle, die unterwegs auf einander ſtoßen, ſich anklammernd, ſich die Bahn verſperren, ſich ſtauen, ſich in einander verſchränken und [illegible]deln. Aber was thut das? Wenn übrigens, wie man [illegible]die Poeſie kein günſtiger Wind weht, ſo iſt das kein

Grund für die Poesie, ihren Flug nicht zu beginnen. Ganz im Gegensatz zu den Schiffen fliegen die Vögel gut nur gegen den Wind. Die Poesie gehört zum Geschlecht der Vögel. Musa ales, sagt ein alter Klassiker.

Und eben darum ist sie auch schöner und stärker, wenn sie mitten unter politischen Stürmen sich hervorwagt. Auf dem Standpunkt einer gewissen ästhetischen Anschauung hat man die Poesie lieber, wenn sie im Gebirg und unter Ruinen wohnt, wenn sie über Lawinen schwebt, im Sturm ihren Horst sich baut, als wenn sie einem ewigen Frühling nachjagt. Man liebt den Adler mehr als die Schwalbe.

Beeilen wir uns hier, wo es vielleicht noch Zeit ist, zu erklären, daß der Verfasser bei Allem, was er bemerkt hat, um die Opportunität eines Bandes reiner Poesie zu erklären, der in einem Augenblick erschien, wo so viel Prosa in den Köpfen wohnt, und eben dieser Prosa wegen, nicht im Entferntesten daran gedacht hat, irgendwie auf sein eigenes Werk anzuspielen. Er fühlt selbst am lebhaftesten, wie ungenügend und dürftig es ist. Der Künstler, wie ihn der Verfasser sich denkt, der die Lebensfähigkeit der Kunst mitten in einer Revolution erprobt, der Dichter, der zwischen zwei Aufständen eine poetische That vollbringt, ist ein großer Mann, ein Genius, ein Auge, ὀφθαλμός, wie die griechische Metapher sich wundervoll ausdrückt. Der Verfasser hat nie Anspruch gemacht auf den Glanz solcher Titel, der höchsten, die es geben kann. Nein, wenn er heut, im Monat November 1831, „die Herbstblätter" herausgibt, so geschieht es, weil der Contrast zwischen der Ruhe in diesen Versen und der fieberhaften Aufregung der Gemüther ihm merkwürdig genug erschienen ist, um ihn bei hellem Licht zu betrachten. Er fühlt, indem er dieses unnütze Buch den Wellen der Volksstimmung überläßt, die so vieles Bessere mit fortreißen, etwas von jenem melancholischen Ver-

gnügen, das man empfindet, wenn man eine Blume in den reißenden Ocean wirft, und ihr nachſieht, was aus ihr werden mag.

Man erlaube ihm ein etwas ſtolzes Bild. Der Vulkan einer Revolution klaffte vor ſeinen Augen. Der Vulkan hat ihn in Verſuchung geführt. Er hat ſich hinein geſtürzt. Es iſt ihm übrigens nicht unbekannt, daß Empedokles kein großer Mann, und daß von ihm Nichts übrig geblieben iſt, als ſein Schuh.

Er läßt alſo dieſes Buch ſeinem Schickſal, wie es auch ſei, entgegen gehen, liber, ibis in urbem, und morgen wird er ſich nach einer andern Seite wenden.

Was iſt übrigens an jenen Blättern, die er ſo auf gut Glück dem erſten beſten Wind überläßt? Es ſind abgefallene Blätter, todte Blätter, wie alle Herbſtblätter. Es iſt keine Poeſie der Aufregung und des Tumults, es ſind heitre, friedliche Verſe, Verſe, wie ſie Jeder dichtet oder träumt, Verſe der Familie, des häuslichen Herdes, des Privatlebens, Verſe aus dem Innerſten der Seele. Es ſind wehmüthige, reſignirte Blicke, da und dort ruhend auf dem, was iſt, und vor Allem auf dem, was war. Es iſt das Echo jener oft unausſprechlichen Gedanken, die verworren in unſrem Geiſte ſich drängen, geweckt durch die tauſend Gegenſtände, Weſen der Schöpfung um uns her, die leiden oder verſchmachten: eine Blume, die verblüht, ein Stern, der fällt, eine Sonne, die untergeht, eine Kirche ohne Dach, eine Straße voll Gras; oder die unverhoffte Ankunft eines faſt vergeſſenen, aber in irgend einer dunkeln Falte des Herzens noch immer mit Liebe gehegten Schulfreundes; oder die Betrachtung der willenskräftigen Männer, die das Schickſal brechen oder ſich von ihm zerbrechen laſſen; oder der vorübergehende Anblick eines jener ſchwachen Weſen, die von der Zukunft Nichts wiſſen, ſei es ein Kind, ſei es ein König. Kurz, Elegien ſind es auf die Eitelkeit aller

Entwürfe und Hoffnungen, auf die Liebe mit zwanzig Jahren, auf die Liebe mit dreißig Jahren, auf die Trauer im Glück, auf all die zahlloſen ſchmerzlichen Dinge, die unſre Jahre ausfüllen, — Elegien, wie ſie das Herz des Dichters unaufhörlich aus den Wunden ſtrömen läßt, welche das Leben ihm ſchlägt. Es ſind zweitauſend Jahre her, ſeit Terenz geſagt hat:

Plenus rimarum sum; hâc atque illâc
Perfluo.

Hier iſt denn auch der Ort, wo der Verfaſſer auf die Frage antworten kann, die man ſo freundlich war, an ihn zu richten: ob er die zwei oder drei Oden, zu welchen die gleichzeitigen Ereigniſſe ihn begeiſtert haben, und die er von Zeit zu Zeit in den letzten anderthalb Jahren veröffentlicht hat, den Herbſtblättern einverleibt habe? — Nein. Hier iſt kein Platz für dieſe Poeſie, die man die politiſche nennt, und die er die hiſtoriſche genannt zu ſehen wünſchte. Dieſe leidenſchaftlichen, ſprühenden Gedichte hätten die Ruhe und die Einheit dieſes Bandes geſtört. Sie gehören übrigens zu einer Sammlung politiſcher Gedichte, die der Verfaſſer noch zurückhält. Er wartet für ihre Veröffentlichung einen mehr literariſchen Moment ab.

Was dieſe Sammlung iſt, welche Sympathien, welche Antipathien ſie durchdringen, darüber kann man, wenn man neugierig iſt, ſich ein Urtheil bilden, wenn man das letzte Gedicht dieſer Sammlung ins Auge faßt. Uebrigens glaubt der Verfaſſer in der unabhängigen, uneigennützigen, arbeitſeligen Lage, in der er bleiben wollte, frei von aller politiſchen Abneigung, wie von aller politiſchen Dankbarkeit, Keinem der jetzt Mächtigen zu Dank verpflichtet, immer bereit, ſich Alles wieder nehmen zu laſſen, was man ihm etwa aus Gleichgiltigkeit oder Vergeßlichkeit gelaſſen hat, — ein Recht zu haben, zum Voraus ſagen zu dürfen: ſeine Verſe ſind die eines ehrlichen, ſchlichten, ernſten Mannes, der für jede Freiheit iſt,

für jede Verbeſſerung, jeden Fortſchritt, und zu gleicher Zeit für jede Vorſicht, jede Schonung, jedes Maß; der allerdings, das iſt richtig, nicht mehr dieſelbe Anſicht, wie vor zehn Jahren, über die wandelbaren Dinge hat, welche die politiſchen Fragen ausmachen, aber der bei dem Wechſel ſeiner Ueberzeugung immer nur ſein Gewiſſen um Rath gefragt hat, nie ſein Intereſſe. Er wiederholt hier noch, was er ſchon anderswo erklärte,* und was er nicht müde werden wird, zu erklären, zu beweiſen: daß er, ſo leidenſchaftlich er auch Partei nimmt für die Völker in dem ungeheuren Streit, der ſich im neunzehnten Jahrhundert zwiſchen den Völkern und den Königen entſponnen hat, doch nie vergeſſen wird, welches die Meinungen, der leichtgläubige Wahn, die Irrthümer ſeiner erſten Jugend geweſen ſind. Er erwartet nicht, daß man ihm ins Gedächtniß zurückrufen werde, er ſei in ſeinem ſiebzehnten Jahre Stuartiſt, Jakobite und Cavalier geweſen; er habe die Vendée faſt mehr geliebt als Frankreich; wenn ſein Vater Einer der erſten Freiwilligen der großen Republik geweſen, ſo ſei ſeine Mutter, ein armes fünfzehnjähriges Mädchen, auf der Flucht durch das Bocage eine Brigande geweſen, wie die Frauen von Bonchamps und de la Rochejaquelein. Nie wird er die gefallene Race beſchimpfen, weil er Einer von denjenigen iſt, die ihr Vertrauen geſchenkt haben, und die, Jeder nach ſeinem Theil und nach ſeinem Gewicht, Frankreich glaubten für dieſelbe bürgen zu können.

Uebrigens was auch ihre Fehler, was ſelbſt ihre Verbrechen ſein mögen, iſt man jetzt mehr als je im Fall, den Namen Bourbon mit Vorſicht, Ernſt und Achtung auszuſprechen, jetzt, wo der Greis, der ein König geweſen, auf ſeinem Haupte Nichts mehr trägt als weiße Haare.

* Vorrede zu Marion Delorme.

Paris, 20. November 1831.

I.

Data fata secutus.
Devise der St. John.

Zwei Jahre zählte das Jahrhundert. Sparta
Ward Rom und unter'm Bonaparte hervor
Stach schon Napoleon, die Kaiserstirne
Durchbrach bereits des ersten Consuls Maske.
Da war's, wo in der alten span'schen Stadt
Besançon, wie ein Korn, verstreut im Wind,
Ein Kind, breton'schen und lothring'schen Bluts,
Geboren ward, so schwächlich, ohne Farbe,
Und ohne Blick und Laut, gespenstisch fahl,
Von Jedermann verlassen, nur von Einer,
Von seiner Mutter nicht, und wie ein Rohr
Geknickt, so daß zugleich man Sarg und Wiege
Ihm machen ließ. Das Kind, vom Leben schon
Aus seinem Buch gestrichen, welches kaum
Den zweiten Tag zu leben schien bestimmt, —
Bin ich. —

Ein andermal erzähl' ich Euch
Vielleicht, wie mich die reinste Muttermilch
Und Mutterlieb' und Zärtlichkeit und Sorge,

Verſchwendet an ein Leben, das verdammt
Schon war im Keim, zum zweitenmal zum Kind
Der treuſten Mutter, — eines Engels machte,
Der auf drei Söhne, liebend ohne Maß,
Die Flügel breitete!

O Mutterliebe!
O Liebe, die der Ihren Keins vergißt,
Du Wunderbrot, das Gott im Theilen mehrt,
O ſtets gedeckter Tiſch im Vaterhaus,
Wo Jedem wird ſein Theil, das Ganze Jedem!
Einſt, wenn im Zwielicht mich geſchwätzig macht
Das Alter, werd' ich Euch erzählen, wie
Einſt das Verhängniß, ſchrecklich und erhaben,
Das durch des Kaiſers Hand die Welt bewegte,
Im Sturm und Wetter mich wehrloſes Kind
Herumgewirbelt. Denn, vom Nord gepeitſcht,
Wirft das empörte Meer zugleich den ſtolzen
Dreimaſter, der ſich bäumt, herum, — zugleich
Das Blatt auch, das dem Baum am Strand entfällt.

Schwer ward ich in der Jugend ſchon geprüft,
Und viel Erlebtes hat ſich ins Gedächtniß
Mir tief gegraben, Vieles iſt zu leſen
In meiner Stirne Falten, — Furchen, die
Mir der Gedanke zieht. Fürwahr, ein Greis,
Der Haar und Glut verlor, und todesmatt
Am Ziel der höchſten Wünſche niederfiel,
Er würd' erblaſſen, ſäh' er meine Seele,
Den Abgrund, deſſen Tiefe mein Gedanke
Erfüllt, und Alles, was ich ſchon gelitten,
Was ich verſucht, und was mir ſchon gelogen

Gleich einer faulen Frucht, wie mir geſchwunden
Die ſchönſte Zeit und jede Hoffnung mit
Auf ihre Wiederkehr, all meine Liebe,
Arbeit und Trauer, und im Alter, wo
Uns noch die Zukunft lächelt, ſchon das Buch
Des Herzens vollgeſchrieben Blatt für Blatt.

Wenn mein Gedanke manchmal ſich der Bruſt
Entringt und meine Lieder durch die Welt
Verloren flattern, wenn ironiſch Leid
Und Luſt ich im Roman verſteckt enthülle,
Wenn meine Phantaſie die Bühn' erſchüttert,
Wenn ich vor auserleſnen Hörern Menſchen,
Wie ſie, bewege, die, von meinem Hauch
Belebt, mit meiner Stimme wiederum
Zum Volke reden; wenn mein Haupt, die Eſſe,
In der mein Geiſt als Flamme brennt, das Erz
Des Reims, das ſaust und ſprüht, entſtrömen läßt
Und in des Rhythmus wunderbare Form
Ergießt, aus der die Strophe ſteigt und hoch
Zum Himmel fliegt; — ſo iſt's, weil Liebe, Ruhm
Und Tod und Leben, jede Welle, die
Der Welle folgt ohn' Ende, jeder Strahl
Und jeder Hauch, ob günſtig, ob verderblich,
Läßt meine Seele von Kryſtall erzittern
Und ſtrahlen, meine klangbegabte Seele,
Die in des Weltalls Mittelpunkt mein Gott
Geſetzt, als Echo, tauſendſtimmig tönend.

Rein blieb in böſen Tagen auch mein Herz,
Und weiß ich nicht, wohin ich gehe, weiß
Ich doch, woher ich komme. Meinen Geiſt

Hat des Parteigeiſts Flammenwind berührt,
Doch ſeinen Wellenſpiegel nie getrübt,
Nie findet hier unreinen Schlamm und Schaum
Der Wind, um zum Azur ihn aufzuſpritzen.

Hab' ich geſungen, lauſch' ich, ſinne, bauend
Ein Denkmal dem gefallnen Kaiſer, treu
Der Freiheit, die ich wegen ihrer Blüthen
Und Früchte liebe, wegen ſeines Rechts
Dem Throne treu, und wegen ſeines Unglücks
Dem König, — treu dem Blut, das in den Adern
Mir fließt, vom Vater her, dem alten Krieger,
Und meiner Mutter, der Vendéerin.

Juni, 1830.

II.

Ungerechtigkeit verwüſtet alle Lande und böſes Leben ſtürzt die Stühle der Gewaltigen. So höret nun, ihr Könige, und merket; lernet ihr Richter auf Erden. Nehmet zu Ohren, die ihr über Viel herrſchet, die ihr euch erhebt über den Völkern. Denn euch iſt die Obrigkeit gegeben vom Herrn, und die Gewalt vom Höchſten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forſchen, was ihr ordnet.

Weisheit, 6, 1 ff.

Gedanken eines Spaziergängers über einen König.

Zum Hoffeſt brachten Wagen einſt und Roſſe
Mit Lärm und Pomp den König von Neapel.
Ich ging vorbei am Carrouſel im Haufen,
Der endlos ſich durch ſeine Pforten drängte,
Der hier vierhundertmal im Jahr erſcheint,
Um Prinzen oder um die Uhr zu ſehn.
Ich folgte langſam, wie die Welle folgt
Der Welle, dieſem Volk, das ſicher glaubt,
Es ſei des römiſchen Volkes ältſter Sohn,
Und habe kühn die Thürme der Baſtille
Im Handumdrehn vom Boden weggefegt.
Dann ſtand ich ſtill; der Schweizer ſchloß das Gitter.

Die Trommel ſcholl und Bravoruf, ſo oft
Vorüber ein achtſpänniger Wagen fuhr.
Trompeten ſchmetterten im weiten Hof,
Der wimmelte von hohen Federbüſchen.

Die königlichen Rosse schritten stolz
Einher, — vor ihnen senkten sich die Fahnen.
Ein altes Weib, zerlumpt, am Arm den Korb,
Horcht zu dem Lärm und ihren greisen Mann
Anstoßend sagt sie laut: — Ein König! — Fürsten
Hab' unterm Kaiser ich genug gesehn!

Die goldnen Wagen sah ich nun, die rothen
Livree'n nicht mehr, und während hundertmal
Das Volk, unruhig, hin und wieder wogte,
Träumt' ich. Und ihres Weges ging die Alte
Zum Grèveplatz und ließ mich stehn und träumen,
Dem Vogel gleich, der auf im Walde fliegt,
Und zittern läßt das Blatt, das er berührt.
— Ha, rief ich, in die Hand die Stirne drückend,
Philosophie, zum Volk herabgestiegen!
Stolz schau'n und ernst die Kleinen auf die Großen!

Spät kommt das Volk dahin, wohin dies Volk
Gekommen ist. Da steht's und zuckt die Achseln,
Es scheut, bewundert, liebt und fürchtet Nichts,
Für Alles hat es einen strengen Spruch.
› hat mit Hammerschlägen auf die harten
Hirnschädel, wie den Keil ins Eichenholz,
Das Schicksal ihm die Weisheit eingetrieben.

Es hat so oft gefragt: — Wie steht die Welt?
Was machen sie, die Könige? — Welcher Prinz
Sitzt auf dem Thron? — Wer ist verbannt? — daß heut
Es ruhig nachdenkt, wie ein höchster Richter,
Von Allem gleich das Ende sieht, und stark
Genug sich weiß, um Allem nachzusehen
Und vorzubeugen, dieses Volk, das nie
Verbannt wird, und die Großen herrschen läßt!

Ein Feſt bei Hof! — indeſſen unter ihm,
Wie unterm ſchwanken Schiff der Ocean,
In dumpfer Gährung wogend ſich das Volk
Bewegt, in deſſen Grund kein König ſchaut.

Nicht müde wird der Wahnſinn und Verrath
Zu rufen: — Fürſten, ihr ſeid Fürſten, ſtützt
Euch auf die tauſend goldverbrämten Arme,
Die Alles thun, was Eures Amtes iſt.
Schlaft, kümmert Euch um Nichts und laßt das Denken,
Daß Eure glanzumfloſſ'ne Stirne nicht
Den Reif der Krone weit ſich dehnend ſprenge! —

O wacht, o wacht, ihr Könige! Verſucht's
Und legt die Herrſchſucht ab, entzieht uns nicht,
Was wir errungen. Schüttelt nicht die Zügel,
Und bringt durch Schläge nicht dahin die Freiheit,
Daß ſie ſich bäumt, — ſie, die Euch ſelber trägt.
Seid Söhne Eurer Zeit, vernehmt die Stimme
Des Volks, verſucht's, ſeid groß! Das Volk iſt groß.

Hört, hört das dumpfe Murren weit umher,
Das jetzt verſtummt, dann plötzlich wieder ſchallt,
Das Zähneknirſchen, das verhaltne Grollen,
Das Luft ſich macht und ſtündlich grimmer droht.
Das iſt das Volk! Das iſt die Flut, die kommt,
Und, folgend ihrem Stern, beſtändig ſteigt.
Sei's nun das goldne, ſei's das eherne
Jahrhundert, jedes, — wie ein Cap vom Meer
Verſchlungen, — wird mit ſeinen Sitten, Bräuchen,
Geſetzen, Monumenten, die dem Schwall
Nicht wehren und in Schaum die Wogen nur

Verwandeln, unter dieſer Flut verſchwinden,
Die keine Ebbe hat! — Die Welle ſteigt,
Der Boden weicht und wird hinweggeſchwemmt.
Weh dem, der Abends ſich am Strand verſpätet,
Und nicht den Fiſcher, der ſich flüchtet, fragt,
Woher das Brauſen in der Ferne kommt?
Eilt, eilt, ihr Könige, verlaßt das Ufer
Der alten Zeit, und kehrt zurück in dieſes
Jahrhundert! — Raum für dieſes Menſchenmeer,
Macht Platz, und wollt ihr untergehn, ſo ſeht
Zurück zum Alten, das die Flut verſchlingt!

So wühlt' ein hingeworfnes Wort des Weibes
Gedanken auf in meiner Seele Tiefen,
Als plötzlich ein Soldat von ſeinem Poſten
Mir rief: — Kamrad, die Sonne geht hinab.

18 Mai, 1830.

III.

De todo, nada. De todos, nadie.
Calderon.

Der Könige Geburt, was ſchiert ſie dich, mein Herz?
Und was die Siege, die laut pochen an das Erz
Zumal der Glocken und Kanonen,
Und was der heilge Pomp, die Hymne, die erklingt,
Die glänzend helle Stadt, die Nachts zum Himmel ſchwingt
Raketen, lichte Sternenkronen?

Wend' ab davon den Blick, der Göttliches ermißt;
Bedenk, daß Alles hohl hienieden, eitel iſt,
Und diene nicht dem goldnen Kalbe;
Schön iſt der Kronen Glanz, doch trübt ihn bald die Noth,
Sie ſind ſo viel nicht werth, als jener Halm, den Gott
Erſchaffen hat zum Neſt der Schwalbe.

Je mehr die Größe wächst, je kürzer iſt ihr Tag.
Die Bombenkugel trifft nicht leicht den Taubenſchlag,
Doch Obelisken hoch in Lüften.
Im Tode nur iſt Gott den Kön'gen nah gerückt,
Sein Kreuz iſt's, das zuhöchſt die goldne Krone ſchmückt,
Sein Tempel ruht auf ihren Grüften.

Palaſt und Schloß und Thurm, der Glanz der Majeſtät,
Cäſar, Napoleon, Perikles, Mahomet —
Zertrümmert Alles und zerſtoben.
Vergebens forſcht der Geiſt, und ſieht ſich fragend um.
Sechs Fuß tief unter uns wie iſt's ſo ſtill und ſtumm,
Und welch gewalt'ger Lärm hier oben!

Juni, 1830.

IV.

O altitudo.

Was man auf den Bergen hört.

Habt ihr wohl ernſt und ſchweigſam ſchon einmal
Ein Hochgebirg erſtiegen, nah dem Himmel?
Am Sund vielleicht, am Ufer der Bretagne?
Saht ihr am Fuß des Bergs den Ocean?
Und habt ihr, das Endloſe überſchauend,
Gelauſcht in tiefer Stille? — Hört, was dort
Das Ohr vernimmt. — Im Traume flog einmal
Mein Geiſt hinab zum Strand und hoch vom Gipfel
Zum Meeresabgrund niedertauchend ſah
Das Land er dieſſeits, jenſeits lag die See.
Ich lauſchte, horchte, — ſolche Laute gab
Noch nie ein Mund, vernahm noch nie ein Ohr.

Im Anfang war's ein dumpf verworrnes Toſen,
Wie Windeshauch in dichtbelaubten Bäumen,
Harmon'ſche Klänge, hold verſtohlnes Liſpeln,
Süß, wie ein Abendlied, gewaltig wie
Das Waffenklirren, wenn im Feld Schwadronen
Dicht auf einander prallen, und die wilde
Kampfluſt in die Trommete ſchmetternd ſtößt.
Es war ein Tonmeer, tief und unausſprechlich,
Das leiſe zitternd rings die Welt umwogte,

Und durch den weiten Himmel Wellenkreiſe
Verbreitend, endlos, ewig friſch und jung,
Hinrollte, bis ſich ſeine Flut im Dunkel
Verlor mit Zeit und Raum und Form und Zahl.
Den Erdball überſchwemmend wogte weit
Und breit, wie eine zweite Atmoſphäre,
Der ewge Hymnus. In Muſik getaucht,
Wie in den Lüften, ſchwamm die ganze Welt.

Und ſinnend lauſcht' ich dieſen Aetherharfen,
Wie in ein Meer verſenkt in dieſe Töne.
Bald unterſchied ich in der Einen Stimme,
Wie hinter'm Schleier, zwei vermiſchte Stimmen,
Die von der See ſich, wie vom Land erhoben,
Im großen Hymnus ſangen beide mit;
Ich unterſchied ſie in dem tiefen Brauſen
Der Töne wohl, wie man zwei Ströme ſieht,
Die unterm Waſſerſpiegel ſich vermiſchen.

Die Eine kam vom Meer; wie klang ſie ſtolz
Und freudenreich! — Der Wellen Stimme war's,
Die traulich ſich beſprachen. Von der Erde,
Die wir bewohnen, kam die andre, ſie
War traurig. Das Gemurmel war's der Menſchen.
Im großen Weltconzert, das Tag und Nacht
Forttönt, hat ihre Stimme jede Welle
Und ſeinen Laut hat jedes Menſchenkind.

Ja, Fried' und Freude war die Stimme, die
Der ſtolze Ocean erſchallen ließ,
Der Harfe gleich in Zion's Tempel ſang
Und rühmte ſie die Herrlichkeit der Schöpfung.

Die Winde trugen den Triumphgeſang,
Der immer höher ſtieg, zu Gott empor;
Und jede ſeiner Wellen, die nur Gott
Kann zähmen, hob, ſobald die Andre ſchwieg,
Das Haupt empor, ihr Loblied anzuſtimmen.
Und wie der große Löwe, deſſen Gaſt
Einſt Daniel war, ſo dämpfte ſeine Stimme
Für Augenblicke wohl der Ocean,
Und ich, aufſchauend zu der Glut im Weſten,
Sah Gottes Hand die goldne Mähne ſtreicheln.

Indeſſen der erhabne Hymnus hier
Erſcholl, war dort ein Schrei zu hören, wie
Des Roſſes, das entſetzt ſich bäumt und ſchnaubt,
Wie Knarren eines roſt'gen Thors der Hölle,
Wie wenn ein Eiſenbogen eine Leier
Von Eiſen ſtrich', ein Weinen, Fluchen, Läſtern
Der Tauf' und letzten Oelung, Blasphemie
Drang aus dem Wirbel wilder Menſchenſtimmen,
Wie man des Abends hört die ſchwarzen Vögel
Der Nacht in Schwärmen durch die Thäler ſchwirren.
Was war der tauſendſtimmige Ruf? — Es war
Die Erde, weh, der Menſch und ihre Klagen.

O Brüder, dieſe beiden unerhörten,
Seltſamen Stimmen, ſtets verwehend, ſtets
Auf's Neue tönend, die in Ewigkeit
Der Ewige vernimmt, die Eine rief:
Natur! — Die Andre ſprach mit Seufzen: Menſchheit.

Ich ſann im Geiſte nach; zu höh'rem Flug
Noch hatt' er nie die Flügel ausgebreitet,

Nie drang in meine Nacht ſo hell das Licht,
Und lange träumt' ich, wechſelsweis betrachtend
Den Abgrund, deſſen Tiefe barg die Wellen,
Und dann den Abgrund, welcher bodenlos
Sich aufgethan in meines Herzens Tiefen.
Ich fragte mich: warum doch ſind wir hier?
Was iſt nach Allem wohl das Ziel von Allem?
Wozu die Seele? Was iſt beſſer wohl,
Zu leben oder nur zu ſein? Warum
Hat Gott, der liest in ſeinem Buch allein,
Zum unheilvollen Bund die Hymne der
Natur verſchlungen mit dem Schrei der Menſchen?

Juli, 1829.

V.

Causa tangor ab omni.
Ovid.

Am Rhonegletſcher.

Zuweilen, wenn mein Geiſt, ſtill ruhend, auf der Schwinge
Des Traums gewiegt, durchſchwimmt den Ocean der Dinge,
Dann fällt vom Herd des Lichts, aus reinſtem Aetherblau,
Ein Strahl der Sonne, die auch glüht in unſern Seelen,
Auf meinen Geiſt, ſich ihm in Liebe zu vermählen,
Und zieht zum Himmel ihn, wie Thau.

Dann, einer Wolke gleich, die keine Straße kennt,
Fliegt durch die Luft mein Geiſt, vom Nord zum Orient,
Vom Weſt zum Süd, und ſchweift dahin in ſtolzer Ruh,
Vom ſtrahlenden Gewölb' herab, die Welt betrachtend
Und ihre Städte, wirft, den Erdenſtaub verachtend,
Er ihnen flüchtge Schatten zu.

Vom goldnen Morgenroth, das glänzt wie Sternenfeuer,
Reißt Franſen er herab zum Schmuck für ſeinen Schleier,
Dann wie ein Krieger tritt er waffenklirrend auf,
Und ſeine Blitze wirft er auf den Wald, den dunkeln,
Die ſchwarze Rüſtung läßt im Abendroth er funkeln,
Das ihn umflammt im raſchen Lauf.

Auf einen Rieſenberg, auf altergraue Wände,
Auf ſchneeige Alpen wirft ein Windſtoß ihn am Ende.
Was thut's? Die Wolke, die den Abgrund überſpringt,
Zum Gletſcher wird ſie jetzt, aus tauſend Diamanten
Macht eine Krone ſie zum Schmuck für den Giganten,
Die ſeine hohe Stirn umſchlingt.

Und wie der Gipfel, den kein Menſchenfuß beſchreitet,
So richtet er empor ſein Haupt, das Furcht verbreitet;
Am Regenbogen ſtößt er mit der Rüſtung an,
Und jeden Abend, wenn im Thal die Nebel ſchwellen,
Die Sonnenglut, die deckt den Schnee mit Lavawellen,
Sie macht den Gletſcher zum Vulkan.

Nachts gleicht das weiße Haupt dem ew'gen Morgenſchimmer,
Der Adler, ſchweigſam, ernſt, die Gemſe flüchtig immer
Und ſcheu, ſie ſtaunen auf zu ihm und fürchten ihn,
Zu ſeinen Füßen tobt der Sturm und zucken Blitze,
Kaum reicht das Auge bis zu ſeiner klaren Spitze,
So ragt er himmelhoch und kühn.

Allein auf dieſen Höhn, von Schwindel frei und Beben,
Hier ſchaut den Sternentag mein Geiſt, dem Erdenleben
Schon fremd, den Himmel, der nicht blau mehr, rein, verklärt;
Ins Angeſicht nun ſchaut er jenem lichten Strome,
Der ſeine Funken ſtreut am nächtlich düſtern Dome,
Bis daß ein Strahl herniederfährt,

Des Gletſchers Farbenſpiel zerſtört, daß im Zerſchellen
Die Trümmer an zum Strom, zum ſchmutzig grauen, ſchwellen,
Er rollt und rauſcht dahin durch Felſen, die er ſchlägt,

Ins Chaos, taub und blind, ſtürzt er mit wildem Toſen,
Zum Weltenocean, dem tiefen, uferloſen,
Der alle Wogen faßt und hegt.

So jagt, wie ihn der Hauch des Himmels treibt, der leiſe,
Mein Geiſt unruhig ſtets umher im ew'gen Kreiſe,
Vom irdiſchen Ocean mit ſeinem bittern Schaum,
Wie eine Wolke, die die Sonne trifft, die hehre,
Steigt er zum Himmel ſtets, und wieder dann zum Meere
Sich neigt er aus dem Himmelsraum.

Mai, 1829.

VI.

Aestuat infelix.

Die eiferſücht'gen Hügel ſprachen einſt
Zum Atlas: — Sieh doch unſre grünen Matten,
Wo gern die Dirne wandelt, ſingt und lacht,
Und träumt und ſinnt, wenn ſie genug geſungen;
Sieh unſern Fuß, geküßt vom Ocean,
Dem ungeſchlachten, der im Stillen träumt.
Sieh unſre heitre Stirne, die die Flamme
Des Sommers und der Thau, der fließt wie Thränen,
Mit bunten Blumenkränzen üppig ſchmückt.
Wie kömmt's, o Rieſe, daß dein kahles Haupt
Glutäugig wilde Adler nur umſchwirren?
Was krümmt, wie einen Aſt, auf den ſein Neſt
Ein Vogel baut, die breiten Schultern dir
Und den granitnen Rücken? An den Seiten
Woher die dunkeln Schluchten all? Warum
Peitſcht dich ein ew'ger Sturm mit grellen Blitzen?
Wer warf dir auf die Stirne ſo viel Schnee
Und Runzeln? — Dieſes Haupt, das nie der Frühling
Umfächeln wird, wer iſt's, der ſo es beugt?
Woher der Schweiß, der von der Stirne rinnt?...
Der Atlas ſprach: — Die Welt iſt's, die ich trage.

April, 1830.

VII.

Oh primavera, gioventù dell' anno.
Oh gioventù, primavera della vita.

Seid ihr's? O kommt hervor, ihr trunknen Liebesbriefe
Der Jugend, ach, in die ich trunken mich vertiefe,
Ich leſ' euch auf den Knie'n.
Jung werd' ich wieder, wie zur Zeit der erſten Wonne,
O laßt mit euch allein mich weinen! Schöne Sonne,
Die damals noch mir ſchien!

Mit achtzehn Jahren ſchwelgt' ich träumend im Vergnügen,
Die Hoffnung wiegte mich und ſang mir ſchöne Lügen,
Mich ſtrahlt' ein Sternbild an.
Ich war ein Gott für dich, mein Sehnen und Verlangen!
Ach, jenes Kind war ich, vor welchem faſt die Wangen
Erröthen jetzt dem Mann.

O Zeit der friſchen Kraft, wo hoch die Herzen wallen,
Wo man den Handſchuh küßt, der heimlich Ihr entfallen,
Und Abends harrt und lauſcht,
Bis ſie vorüberſtreift, wo Ruhm und Liebe grünen,
Wo, ſtolz und rein, man glaubt an Tugend und in kühnen
Traumbildern ſich berauſcht.

Oft fühlt die Seele, wenn des Zweifels Stimme ſchweigt,
Wie aus der innern Nacht der Tag, der lichte, ſteigt
Und ſie mit ſüßem Thau beregnet.

O weine! Vor der Welt verbirg Dich, wenn Du weinſt,
Such' ein Aſyl in Dir! — Und um mit Weisheit einſt
Den bitterſüßen Kelch zu leeren,
Tief unterm äußern Glanz der frohen Gegenwart,
Im Grund der Seele, wie man eine Frucht verwahrt,
Birg heimlich Deinen Schatz der Zähren.

Die Blume, die gerührt dem Tag entgegenweint,
Im ſchönſten feuchten Glanz am Mittag noch erſcheint,
Und ſtrahlt wie eine Himmelsleuchte,
Tief unterm goldnen Schmelz oft hegt ſie einen Fund,
Wo all ihr Duft ſich birgt, in ihres Kelches Grund
Birgt oft die Perle ſie, die feuchte.

Juni, 1830.

X.

Sed satis est jam posse mori.
Lucan.

Wo, fragt' ich, wo iſt denn das Glück? — Ich Armer!
Das Glück, mein Gott, Du haſt es mir geſchenkt.

Du kommſt zur Welt und weißt nicht, daß die Kindheit,
Der Strom von Milch, der keinen bittern Tropfen
Mitführt, der ſchönſte Augenblick des Glücks,
Den hier der Menſch, der flüchtge Schatten, hat.
Die Zeit der Liebe kommt, der Jüngling hegt
Im Herzen einen heil'gen Namen, den
Er niemals nennt, er drückt ein heimlich Wort
In eine zarte Hand, und nach der Wonne
Des unausſprechlich ſüßen Bandes ſeufzt
Er ſchmachtend, ſchaut den Wellen neidiſch nach,
Die fliehn, den Wolken, die verſchweben, fühlt
Bei einem ſüßen Wort ſein Herz zerfließen,
Er kennt am Tritt die Theure, der er folgt
Mit eiferſüchtiger Haſt, er träumt bei Tag,
Und wälzt ſich ſchlaflos, glühend in der Nacht,
Und ſehnt ſich weinend nach der Zeit zurück,
Wo noch die Seele ſchläft, und fühlt ſich elend
Selbſt unter Frauenaugen, Maienblüthen
Und Morgenröthen, er, der einen Blick
Nur ſucht, nur eine Blume, eine Sonne.

Dann reißt mit haſtig eiferſücht'ger Hand
Vom Haupt der Frau er die Orangenknospen,
Iſt glücklich, überſelig, und, — der Thor! —
Kehrt weinend doch dem längſt vergangnen Leid
Sich wieder zu, im Brand des Mittags ſieht
Er welken ſeinen Frühling, ſeinen Morgen
Für immer, er verliert die ſüßen Träume
Der Hoffnung, und er fühlt des Alters Fröſteln,
Und wie die Laſt der Reue ſtets ſich mehrt.
Dann von der Stirne wiſcht er oft die Falten,
Befaßt mit Kunſt, mit Verſen ſich, er reist
Und irrt in fernen Zonen um und Meeren.
Oft wünſcht zurück er ſich das Alter, wo
Man wenig ſchläft; und ſagt ſich dann, er ſei
Doch recht unglücklich und ein rechter Narr
Geweſen, nun erſt komm' er recht zu Athem
Und lebe,... dann zehn Jahre älter ſchließt
Er Tage lang ſich ein, um unter Thränen
Die alten Liebesbriefe durchzuleſen.
Alt wird er endlich, alt! Die Haare bleichen,
Wie welke Blumen, und in Wehmuth denkend
Der Kindheit und der ſchönen Jugendtage,
Schlürft er den bittern Reſt des duft'gen Tranks,
Und nach dem ſtummen Grabe folgt gerührt
Mit thränenfeuchtem Blick er ſeinen Kindern,
Die ſchon nach *ihren* Kindern um ſich ſchauen.

O Gott, ſo geht von ſeiner heitern Wiege
Der Menſch im Dunkeln hin zur Nacht des Grabes.
Das heißt geweſen ſein, das heißt gelebt!
Das heißt: ſein Theil an Liebe, Luſt und Glück
Hat Jeder, Thorheit iſt's, ſich zu beklagen.

Das iſt der Nektar, der den Kelch uns füllt:
Geboren werden, um in Todesſehnſucht
Zu leben! Wachſen, und die Kindheit, wo
Das Herz noch ſchläft, mit Schmerz zurück ſich rufen!
Zum Greiſe werden, um die Luſt der Jugend,
Und auf dem Todtenbette noch das Alter,
Ach, und zurück das Leben ſich zu wünſchen.

Wo, fragt' ich, wo iſt denn das Glück? — Ich Armer!
Das Glück, mein Gott, Du haſt es mir geſchenkt.

Mai, 1830.

XI.

Es jubelt froh das Haus und lacht.
André Chénier.

Sobald das Kind erſcheint, bricht in des Hauſes Halle
Der laute Jubel los, die Augen funkeln alle
Bei ſeines Auges Schein,
Die trüben Stirnen, ja ſogar die minder reinen,
Entrunzeln ſich, ſobald ſie ſehn das Kind erſcheinen
So ſchuldlos, froh und rein.

Ob meine Schwelle grün umrankt die Junihitze,
Ob im November nah zum Herde unſre Sitze
Wir rücken, der erglüht:
Sobald das Kind erſcheint, beginnt ein friſches Leben,
Man lacht, man winkt ihm zu, mag auch die Mutter beben,
Wenn ſie es gehen ſieht.

Wir reden, ſchürend oft die Kohlen, und erzählen
Vom Himmel, Vaterland, von Dichtern, frommen Seelen,
Die ſtehn mit Gott im Bund.
Das Kind erſcheint, und ſchnell vergeſſen ſind die Sänger
Und Vaterland und Gott, Raum hat der Ernſt nicht länger,
Es lächelt jeder Mund.

Nachts, wenn die Menſchen ruhn, auf Traumeswogen ſchwimmen,
Zur Stunde, wo man hört die leiſen Klageſtimmen
Der Flut, die rauſcht durch's Rohr;
Wenn plötzlich flammend wehn der Morgenröthe Locken,
Dann weckt auf weiter Flur der Schimmer auf von Glocken
Und Vögeln einen Jubelchor.

Das Morgenroth biſt du, o Kind, die Flur, die helle,
Mein Geiſt, und duft'ger noch iſt ſeines Hauches Welle,
Wenn du ihn trinkſt, o Kind;
Mein Geiſt, er iſt der Wald, durch deſſen Zweig' und Blätter
Lichtgoldne Strahlen ziehn und liebliches Geſchmetter
Der Vögel ſchallt im Wind.

Denn himmliſch iſt dein Blick, der ſtrahlend mir begegnet,
Denn deine Hand, ſo klein und niedlich, gottgeſegnet,
Iſt makellos und rein;
Nie ward Dein Fuß beſchmutzt vom Koth der Erdenmängel,
Dein blondgelocktes Haupt umfließt, du ſchöner Engel,
Ein goldner Heilgenſchein.

Als Taube kommſt du, uns den Friedenszweig zu bringen,
Dein Füßchen iſt zu ſchwach zum Geh'n, doch haſt du Schwingen,
Goldglänzend, azurblau.
Hell ſchauſt du an die Welt, und ahnſt nicht ihre Fehle,
Jungfräulich iſt dein Leib, jungfräulich deine Seele,
Getränkt mit Himmelsthau.

Es iſt ſo ſchön das Kind, ſo ſchön ſein helles Lachen,
Sein traulich Weſen, wie es ſchwatzt von hundert Sachen,
Weint, ſchnell den Thränenfluß

Verſiegen läßt, entzückt und ſtaunend ſchaut ins Leben,
Ihm hin die Seele gibt und ohne Widerſtreben
Den rothen Mund dem Kuß.

Mein Gott, bewahre ſie, die liebend mich umfaſſen,
Verwandte, Freunde, die nicht minder, die mich haſſen,
Streu' Allen Blumen aus
Im Lenz, ihr Bauer ſei nie arm an Vögelſtimmen,
Leer ſei ihr Bienenſtock nie von geſchäft'gen Immen,
Nie ohne Kind ihr Haus!

Mai, 1830.

XII.

Mens blanda in corpore blando.

O Maid, Du biſt umwebt vom reinſten Strahlenglanze
Der Anmuth, Dein Geſang iſt ſilberhell, im Tanze
Schwebſt Du ſo reizend leicht,
Ein ſüßes Räthſel iſt in Deinem Blick zu leſen,
Ein holder Zauber ruht auf Deinem ganzen Weſen,
Der jedes Herz erweicht.

Wenn Du erſcheinſt, o Stern, den Himmelslüfte fächeln,
Wenn unſre Nacht ein Strahl durchzuckt, Dein ſüßes Lächeln
Uns in die Seele bringt;
Dem Vogel gleich, den weckt die roſ'ge Morgenſtunde,
Erwacht dann ein Gefühl im tiefſten Herzensgrunde,
Ein wonniges, und ſingt.

Du hörſt es nicht das Lied, es kann zu Dir nicht dringen,
Denn Deine Seele deckt mit eiferſücht'gen Schwingen
Die Scham, ſo hold und traut;
Der Engel, welchem Gott zur Obhut Dich gegeben,
Nie zu erröthen braucht er, wenn Dein inneres Leben
Er heimlich ſtill beſchaut.

April, 1831.

XIII.

Wie war Aline hold, wie reizend war ihr Koſen,
Wie ſüß, was ſie ins Ohr mir ſprach zur Zeit der Roſen!
Ihr Zephyrn, die ihr ſie zu ſtreicheln habt gewagt,
Habt ihr den Göttern Nichts von uns ins Ohr geſagt?

Segrais.

Sieh, dieſer Zweig iſt dürr und grau, die Winde fegen
Die Rinde weg, es netzt in Strömen ihn der Regen,
Doch laß den Winter nur vergehn und ſacht und leis
Entſchlüpfen wirſt du ſehn ein Blatt dem harten Knoten,
Und fragen wirſt du, wie die Knospe von den Todten
Erſtehn und grünen kann am grauen, dürren Reis.
Dann frag' auch, ſüßes Kind, warum berührt vom Hauche
Aus Deinem Mund mein Geiſt, der gleicht dem dürren Strauche
Und der umpanzert, hart, den rauhen Sturm nicht ſcheut,
Warum er Knospen treibt, und junge, grüne Sproſſen,
Warum er neu erblüht und freudig aufgeſchloſſen
Zu Füßen Lieder dir, wie Laub, oft plötzlich ſtreut?
Das iſt's, weil ſein Geſetz hat jedes Ding hienieden,
Weil auf die Ebbe folgt die Flut, der ſtille Frieden
Des klaren Mondlichts nach der ſtürmiſch finſtern Nacht,
Weil eines Blatts bedarf der Zephyr, das er fächelt,
Weil nach dem Kummer mir dein ſüßes Antlitz lächelt,
Weil nun der Winter geht, und weil der Frühling lacht.

Februar, 18...

XIV.

Obscuritate rerum verba saepe obscurantur.
Gervasius Tilberiensis.

Der Pfad der Träume.

Wühlt, Freunde, nicht in euren ſchönſten Träumen,
Grabt nicht den Boden blumiger Auen auf,
Und ſchaut ihr einen Ocean, der ſchläft,
Schwimmt auf der Fläche, ſpielt am Ufer nur.
Denn der Gedank' iſt finſter. Unſichtbar
Führt aus der Wirklichkeit zur Geiſterwelt
Ein Steig, abſchüſſig, weit hinab ſich dehnend,
Und breiter ſtets, je mehr Du niederſteigſt;
Und wenn Du ein verhängnißvolles Räthſel
Vielleicht dort aufgedeckt geſchaut, dafür
Kommſt blaß zurück Du von der düſtern Reiſe.

Es war ein Regentag, der Sommer iſt
In dieſem Jahr von Sturm und Wind verdunkelt;
Der ſchöne Mai, der uns durch ſeinen Strahl
Verlockt, er nimmt die Larve des April,
Der weint und lacht. — Den gothiſch bunten Vorhang
Zog ich hinauf und ſah von fern die Bäume
Und Blumen. In den Regentropfen ſpielte
Auf grüner Au die Sonne, hoch entzückt

Durch's offne Fenſter hört' ich aus dem Garten
Herauf den Lärm der ausgelaſſnen Kinder
Und der verliebten Vögel. Und Paris,
Die großen Ulmen, Hütte, Dom und Haus,
Es ſchwamm vor meinen Augen Alles hell
Im goldnen Licht der Maienſonne, die
Mit ihrem Strahl auf allen Grashalmſpitzen
Die ſchönſten Diamanten blicken läßt.
Ich überließ mich ganz dem holden Dreiklang,
Der traulich den Einſiedler hier beglückte: —
Kindheit und Lenz und Morgen. Läſſig, wie
Ich ſelber, ließ der Fluß die roſ'gen Wellen
Hinunter gleiten, und die Sonne ließ
Den Waſſerſtrom am Strand in Dampf und Dunſt
Verfliegen und in Träume meine Seele.

Und meine Freunde ſah' im Geiſt ich rings
Um mich, und nicht verſchwommen, leibhaft ganz,
Wie ich ſie ſehe, wenn die Treuen kommen
Am Abend, mit dem Zauberpinſel Ihr,
Der Feuer ſprüht, und Ihr, von deren Lippen
Die Lieder ſtrömen, und wir Alle, die
Im Kreis, betrachtend oder lauſchend, ſitzen.
Sie waren alle da, ihr Antlitz ſah
Ich ganz genau, auch die Entfernten, die
Die weite Welt als Reiſende durchſtreiften.
Nach ihnen kamen die Verſtorbnen, alle
Leibhaftig, wie ſie waren, da ſie lebten.
Als ich mit Geiſtesaugen eine Weile
Um meinen Herd die Theuren mir betrachtet,
Da ſah ich zittern ihre ſchwanken Züge,
Die bleichen Stirnen ſah ich ſich verwiſchen,

Und wie ein Bach in einem See verſchwindet,
Sich in der Maſſe rings um mich verlieren, —
Der namenloſen Maſſe, einem Chaos
Und Durcheinander von verſchwommnen Stimmen,
Und Blicken und von Tritten Solcher, die
Ich nie geſehn, und die ich nie gekannt,
Lebendig Alle! — Städte, ſauſend, toſend
Mir um die Ohren, lauter als der Urwald
Amerika's, als volle Bienenſtöcke,
Als Caravanen in der heißen Wüſte
Gelagert, als Matroſen, rings zerſtreut
Auf Gottes weitem Ocean, die über
Die ungeſtümen Wellen kühne Brücken,
Schiffsfurchen ziehend, ſchlagen von der einen
Zur andern Welt, wie von der grünen Eiche
Zur andern ſich der ſilbergraue Faden
Die Spinne zieht, der in der Luft ſich wiegt.

Ja, Pol und Gegenpol! Die ganze Welt!
Land, Meer, die Alpen mit der ſchneeigen Stirne,
Des Aetna ſchwarzer Krater, und zugleich
Herbſt, Sommer, Lenz und Winter, Thäler, ſanft
Hinab zum Meer ſich ſenkend und zum Golf
Sich wandelnd, Vorgebirge, die vom Meer
Aufſteigend zu Bergketten ſich am Lande
Entfalten, große Continente, neblig,
Grün oder goldig leuchtend, und ohn' Ende
Verſchlungen von den großen Oceanen, —
Das Alles, wie in einer ſchwarzen Kammer
Sich eine Landſchaft ſpiegelt mit den Flüſſen,
Wie Seide glänzend, mit den wandernden
Geſtalten, mit den Nebeln, wallend, wie

Ein Kiſſen ſchwellend, — all das ging und kam
Und lebt' und wogte dämmernd mir im Geiſt.
Und wie ich, höher ſpannend die Gedanken
Und Sinne, tauſend ferne Bilder ſchaute,
Die mir der Windhauch oder vorwärts ſchreitend
Die Jahrszeit jeden Augenblick enthüllte
Auf jedem Punkt des Horizonts, da ſah
Ich plötzlich ſteigen aus dem Schooß der Wellen,
Dicht neben den lebend'gen Städten beider
Welthälften, andre Städte fremd und ſeltſam,
Verſchollner Zeiten Mauſoleen, Trümmer
Und Gräber, Pyramiden, Thürme, hoch
Das Haupt in feuchter Wolke, badend tief
Im Meer den Fuß. Und andre Städte ſtiegen
Empor vom Grund, auf dem die Städte lagen,
In welchen lärmend noch ſich regt das Leben;
So zählt' ich aus den grauſten Tagen drei
Stockwerke Roms zur Stunde, wo wir leben.
Und während die belebten Städte, laut
Erhebend ihre Stimme, widerhallten
Vom Lärm des Volks und vom Geſtampf der Heere,
So lagen, regungslos, verſchloſſen, ſtumm,
Vor mir die Städte der Vergangenheit,
Die Dächer ohne Rauch, die Straßen öd,
Die Häuſer, Bienenſtöcke ohne Bienen.
Ich lauſchte. Mächtig brauſt' es. Und die todten
Bewohner dieſer Städte thaten auf
Die Thore, wie Lebendge wandeln ſah
Ich ſie, nur daß ſie mehr des Staubs erregten;
Sah Pyramiden, Säulen, Aquadukte
Und Thürme, ſah ins Herz den alten Städten

Carthago, Tyrus, Theben, Babylon
Und Zion, deren Schooß ohn' Unterlaß
Geſchlechter um Geſchlechter ſich entwanden.

So überſchaut' ich Alles, Cybele,
Die Erd', ihr neues Antlitz, wie das alte,
Vergangenheit und Gegenwart, die Todten
Und die Lebend'gen, das Geſchlecht der Menſchen
Verſammelt wie am Tage des Gerichts;
Und Alles ſprach auf einmal, mir verſtändlich,
Etrusker, Thraken, Orpheus und Euander,
Die Runen Irmenſuls, Aegyptens Sphinx,
Zumal moderne Stimmen, wie antike.

Was ich geſchaut, euch malen werd' ich kaum
Es können: wie ein Rieſenbau erſchien
Es mir, aus Trümmern aufgethürmt
Von jeder Zeit und jedem Raum der Welt,
Darin man weder Mitte fand noch Ende.
Auf allen Stufen Raçen, Völker, Stämme,
Millionen menſchlicher Arbeiter, Tag
Und Nacht geſchäftig, Spuren überall
Stets hinterlaſſend, durcheinander wogend
Und wimmelnd, Jeder ſeine Sprache redend
Und nicht verſtanden; Antwort ſuchend lief
Ich auf und ab die Stufen dieſes Babels.

Und während dieſer dumpfen Träume kam
Die Nacht, und immer dunkler ward die Maſſe,
Und in dem undurchdringlich wüſten Raum
Wuchs mit dem wachſenden Gewimmel auch
Die Finſterniß; verſchwommen Alles, wirr.

Ein Hauch nur ſtrich für Augenblicke, wie,
Um den unendlichen Ameiſenhaufen
Mir ſchnell zu zeigen, durch die Nacht und ließ
In weiten Fernen lichte Thäler ſchimmern;
So wie ein Windſtoß auf bewegtem Meer
Läßt blinken weißen Schaum, wie eine Welle
Er wühlend hebt im goldnen Saatenfeld.
Und düſtrer ward um mich die Finſterniß,
Der Horizont verſchwamm, Geſtalt und Form,
Und Menſch und Dinge, Geiſt und Weſen wogten
Vor meinem Hauch, ein Schauer faßte mich.
Ich war allein, und Alles floh. Rundum
Einöden. In der Ferne ſah ich nur
Durch's Dunkel, wie ein ſchwarzbewegtes Meer,
In Raum und Zeit die aufgethürmten Trümmer.

Oh, dieſes Doppelmeer von Raum und Zeit,
Auf welchem hin und wieder ſtets das Schiff
Des Menſchen fährt, ich hofft' es zu ergründen,
Ich wollte ſeinen Grund beſchaun, berühren,
Durchwühlend unterſuchen, um von dort
Herauf euch irgend einen ſeltnen Schatz
Zu bringen, und die Kunde, ob ſein Bett
Beſteht aus Felſen oder Schlamm. — So tauchte
Mein Geiſt denn in die unerforſchte Flut,
Und ſchwamm im Abgrund einſam, nackt und bloß
Vom Unausſprechlichen zum Unſichtbaren ...
Doch plötzlich kehrt' er um mit einem Schrei,
Geblendet, athemlos, erſtaunt, entſetzt:
Er fand im tiefſten Grund die Ewigkeit.

Mai, 1830.

XV.

Sonnenuntergänge.

Wunderbare Gemälde, die das Auge dem Gedanken enthüllt.
Th. Rodier.

1.

Dem Abend, hell und ſchön, dem Abend bin ich gut,
Ob er ein altes Schloß, das tief im Grünen ruht,
Begießt mit goldnen Feuerbächen;
Ob ſich der Nebel dehnt bis fern zur roſ'gen Höh',
Ob tauſend Straßen ſich im blauen Himmelsſee
An Wolken-Archipelen brechen.

O ſchau den Himmel an! Viel tauſend Wölkchen ſind
Zerriſſen, aufgelöst in Flocken durch den Wind,
Und gehn verloren auf der Weide.
Sie glimmen auf, wenn ſie ein bleicher Blitz durchfährt,
Als zög' ein Sohn der Luft, ein Rieſe, raſch ſein Schwert,
Gehüllt in Wolken, aus der Scheide.

Die Sonne blickt, ob auch durch Wolken, hell und wach,
Und ihren milden Schein läßt ſie um's Hüttendach,
Wie um die großen Dome glänzen;

Mit Nebeln ringt ſie, die den Horizont umziehn,
Und große See'n von Licht umſchreibt ſie, während hin
Sie müde ſinkt, mit ſcharfen Gränzen.

Dann glaubſt am Himmelsfeld, das fegt der Winde Spiel,
Mit breitem Rücken Du zu ſehn ein Krokodil,
Geſtreift, drei Zähnereihn im Rachen.
Bleifarbig iſt der Bauch und ſchimmert matt und bleich,
Und hundert Wölkchen glühn, goldfarb'gen Schuppen gleich
Am ſchwarzen Leib des langen Drachen.

Hoch ſteigt dann ein Palaſt. Ein Lufthauch weht, o ſchau,
In tauſend Trümmer fällt der ſtolze Wolkenbau
Der luft'gen Rieſen und der Zwerge.
Und uns zu Häupten hängt, mit Roſen überſät,
Ein Wolkenkegel, der das Haupt nach unten dreht,
Gleich einem umgeſtürzten Berge.

Die Wolken all von Blei, von Kupfer, Erz und Gold,
In deren Schooß der Sturm und das Gewitter grollt,
Wo Blitze drohn aus jeder Ecke,
Gott läßt am Himmelszelt ſie hängen, buntgemengt,
Wie ſeine Waffen, blank und bunt, der Krieger hängt
Am Balken auf der hohen Decke.

Verſchwunden Alles! Sieh, die Sonne ſinkt hinab,
Gleich einem Ball von Erz, der roth ins Feuergrab
Des Ofens fällt, daß ſeine Wogen
Aufſchäumen, alſo ſinkt ſie nieder, roth erglüht
Und rothen Wolkenſchaum und Feuerflocken ſprüht
Sie hoch hinauf zum Himmelsbogen.

O ſchau den Himmel an! Durch ſeine Schleier ſchau,
Auch wenn der Tag entflohn, hinauf zum Aetherblau
Mit unausſprechlichem Verlangen;
Ob ſie im Winter ernſt, in räthſelhafter Pracht,
Ein ſchwarzes Leichentuch, ob in der Sommernacht
Sie ſchön geſtickt mit Sternen prangen.

Juni, 1828.

2.

Der Tag erliſcht, es blinkt ſchon durch den Himmelsſchleier
Hervor manch lichter Stern und glüht in mildem Feuer,
Zum Throne langſam ſteigt die Nacht im düſtern Saal,
Hier iſt der Himmel gelb, dort kämpft er mit den Schatten,
Auf ſchwarzen Hügeln, die Lichtglanz noch eben hatten
Und rothen Schimmer, ſtirbt die Dämmerung grau und fahl.

Dort unten ſteht im Brand die Stadt, die Scheiben blitzen,
Das hohe Münſter ſammt den ſcharfgezahnten Spitzen,
Des Schloſſes Thurm und der Gefangnen düſtres Grab,
Die Thürme, zitternd leis vom Schall der Glockenſchläge,
Am Himmelsrand, gezackt gleich einer langen Säge,
Mit tauſend Dächern hebt das Häuſermeer ſich ab.

O ſtünd' auf hohem Thurm ich jetzt, um ſinnend nieder
Zu blicken auf die Stadt, die ſtreckt die langen Glieder,
Zu lauſchen ihrem Schrei, der tief das Herz bewegt,
Den Seufzern, ſchwer und bang, wie einer Wittwe Klage,
Der Stimmen, brauſend weit gewaltiger am Tage
Noch, als der zorn'ge Strom, der Brückenpfeiler ſchlägt.

Könnt' in den Straßen ich mit brennender Laterne
Die Wagen ſehn, die ſich durchkreuzen, lichte Sterne,
Das Volk durch Gäßchen hin ſich ſchlängeln möcht' ich ſehn,
Den grauen Federbuſch auf rauchenden Kaminen,
Die Häuſer, buntgeſchmückt mit Wappen, hellbeſchienen
Von hundert Lichtern, die aufflackern und verwehn.

Mag ſich die alte Stadt auf ihrem Lager ſtrecken
Vor meinem Auge, und mit einem Seufzer recken
Die Glieder, wie man ſeufzt wohl müd vom langen Gehn,
Allein noch wachend möcht' ich hoch herunter ſchauen
Auf das Gewühl, das tost dem Meere gleich, dem grauen,
Die Rieſin möcht' ich mir zu Füßen ſchlafen ſehn.

Juli, 1828.

3.

Nur weiter! Gerne ſeh' ich meinen Schatten ſchreiten
Im Abendſonnenſchein und wachſend lang ſich breiten,
Und dann die nahe Stadt; vorm Auge liegt ſie mir;
Um, was mir flüſtert mein Gedanke, zu erlauſchen,
Tönt mir um's Ohr das dumpfe Rauſchen
Der Weltſtadt viel zu laut noch hier.

Noch weiter will ich fliehn, bis hinter grünen Sträuchen
Das Nebelmeer, das ſich vom Wind nicht läßt verſcheuchen,
Und um die Thürme wie ein Helmbuſch wogt und wallt,
Mir ſchwindet, bis mir vor'm Geſumm der Abendfliegen,
Die tanzend in der Luft ſich wiegen,
Das Toſen von Paris verhallt.

Auguſt, 1828.

4.

Gebt Flügel mir, ich kann nicht wohnen
Hier länger, laßt mich, laßt mich ziehn,
Nach fernen Himmelsregionen
Laßt den Verschmachteten entfliehn,
Laßt eine andre Welt mich schauen,
Lang hab' ich in der Nacht, der grauen,
Nach einem Leuchtthurm schon gespäht.
Nicht zweifeln will ich mehr und träumen,
Vielleicht man hört in jenen Räumen,
Was man hier unten kaum versteht.

O gebt mir Segel, gebt mir Schwingen!
Laßt einen Wunderkahn mich baun,
Zu andern Sternen möcht' ich dringen,
Das Kreuz des Südens möcht' ich schau'n.
Wer weiß, ob nicht in jener Sphäre
Der Schlüssel auch zu finden wäre,
Der das Verborgenste erschließt,
Ob nicht der Sänger, der geweihte,
Viel leichter auf der andern Seite
Im großen Buch des Himmels liest.

August, 1828.

5.

Oft im verſchwimmenden Gewölk, am fernſten Saum
Der Wand von Nebel, die für Augenblicke kaum
Durchbricht der Abendlüfte Wehen,
Wirft durch die Lücken, die aufthut ein jäher Stoß
Des Windes, du erſtehn ein goldnes Rieſenſchloß
Aus tauſend Wolkenſchichten ſehen.

Verwundert ſchweift der Blick zum bunten Himmelsrand,
Und ſieht im Aethermeer ein ſchwimmend Inſelland,
Ein Wunder aus dem Reich der Fabel:
Es ſteigt und überſteigt die fernſten Wolken noch
Mit Treppen, Brücken und mit Thürmen himmelhoch
Ein ungeheures, luft'ges Babel.

September, 1828.

6.

Die Sonne ging hinab, die Wolken ſind geblieben,
Und morgen folgt der Sturm, der Abend, dann die Nacht,
Dann wieder Morgenroth, das graue Dünſte trüben,
Dann Tage, Nächte, bis der Zeiten Lauf vollbracht.

Sie gehen all dahin die Tage, über Matten,
Gebirge, Thäler ziehn ſie, über Meer und Strom
Und über Wälder dichtbelaubt, in deren Schatten
Es rauſcht ſo düſter, wie ein Todtenlied im Dom.

Der Berge faltge Stirn, des Waſſers Silberfläche,
Die Wälder immergrün, die friſcher Glanz umfließt,
Verjüngen ſich, der Strom des Thales nimmt die Bäche
Und Quellen auf des Bergs, die er ins Meer ergießt.

Doch alt und kalt bin ich, gebeugt von tiefen Wehen.
So warm der Sonnenſchein mir auf den Scheitel fällt,
Bald mitten in dem Feſt werd' ich von hinnen gehen,
Und Nichts vermiſſen wird die ſchöne, heitre Welt.

April, 1829.

XVI.

Oh! talk not to me of a name great in story,
The days of our youth are the days of our glory.
And the myrtle and ivy of sweet two-and-twenty
Are worth all your laurels, though ever so plenty.
Byron.

Es kommt ein Tag, an dem der edle Künſtler
Den Druck der Jahre fühlt auf ſeinem Haupt.
Und eines Morgens wacht er auf und ſeufzt:
— Ich habe dich verpraßt, o goldne Jugend;
Sie iſt dahin, kaum blieb ein kleiner Reſt,
Ach, dem Verſchwender gleich ich, der mit Thränen
Hinunter auf den Grund der Kaſſe ſchaut.

Sein Haupt, auf das die Sonne heißer brennt,
Senkt tiefer ſich, der Blume gleich am Mittag.
Und wenn zufällig unter ſeinen Füßen
Er feucht den Raſen findet, wie am Morgen,
Dann ſpricht er — denn er weiß, daß längſt vorbei
Sein Morgenroth —: Ach, Regen iſt's, nicht Thau! —
Es iſt vorbei. Zwar reifer iſt ſein Geiſt,
Vielleicht die höchſten Höhn erreicht ſein Flug,
Des Rauchs iſt weniger am Herde, wo
Sein Feuer brennt; ſein Stern iſt hoch geſtiegen,
Und ſeltner wird vom Nebel er verdunkelt,

Des Beifalls ſichrer durch die Rennbahn jagt
Sein Renner: — Aber Eins iſt nicht mehr ſein,
Um über ſeine Werke, holdbekränzt
Von Lieb' und Anmuth, reich ihn auszuſchütten: —
Der friſche Zauberreiz der jungen Jahre.

Oh, keine Macht gibt den zurück! — So oft
Er ausgeht, die Gedanken zu erhaſchen,
Die man zufällig oft am Wege findet,
Die machen, daß der Künſtler Abends heim
Zum Freunde ſtolzer kehrt, erhobnen Haupts;
So oft er träumend in der Irre geht,
Sei's auf der Wieſen ſeideweichem Schmelz,
Sei's im Gehölz, wo helle Lieder tönen,
Die in das junge Morgenroth die kleinen
Waldvögel ſingen, ſei's im volksbewegten
Gedränge: — denn Paris und ſein Getümmel
Hat auch ſein Schönes, und der Menſchenſtrom
Am Abend auf den dunkeln Kai's iſt wieder
Nur eine Ebb' und Flut von Licht und Schatten —
Im Grund von Allem, immer, überall,
In ſeinem Geiſte, ſelbſt wenn ihn die Kunſt
Berauſcht, bezaubert, lächelnd ihn umſchlingt,
In ſeinen Liedern ſelbſt, in ſeinen ſchönſten
Gedanken, die ihn blüthenreich umgaukeln,
Er findet, wo ſein trübes Auge weilt,
Vergangenheit und nur Vergangenheit.

November, 1831.

XVII.

Amor de mi pecho,
Pecho de mi amor!
Arbot, que has hecho,
Que has hecho del flor.
Romance.

Eh' meine Lieder, leicht und luftig,
In friſcher Jugend blühend, duftig,
Die undankbare Welt erhielt,
Fern dem Gedräng und dem Gebrülle
Wie haben ſie in luſt'ger Fülle
Und Pracht um meine Stirn geſpielt.

Vom Baum gefallen nun, vom Wüthen
Des Nordwinds hingewelkte Blüthen,
Geknickt, zerknittert ſind ſie heut,
Verzettelt und entſtellt durch Flecken,
Womit ſie Staub und Koth bedecken,
Wie Wind und Welle ſie verſtreut.

Wie Blätter, die am Boden liegen,
Seh' ich ſie hin und wieder fliegen,
Die Blüthen, Kinder meines Traums;
Die Menge, unhold meinem Lenze,
Zertretend meine Blüthenkränze,
Geht hin und lacht des kahlen Baums.

September, 1828.

XVIII.

O weine, Tugend, wenn ich ſterbe.
André Chénier.

Ein letztes Wort noch, Freunde! — und ich ſchließe
Das Büchlein, meinem Geiſte ſchon entfremdet.
Was man darüber ſpricht, ich hör' es nicht;
Fragt auch der Born, wohin ſein Waſſer rinnt?
Was kümmert's mich, der ich der Zukunft denke,
Wohin der trockne Herbſtwind wehen mag,
Der mit ſich nimmt auf ſeinen rauhen Schwingen
Des Baumes Blätter und des Dichters Lieder?

Jung bin ich noch, und wenn auf meiner Stirn,
Wo ſo viel Werke keimen und Gefühle,
Auch jeder Tag mir neue Falten bringt,
Die Furchen, die des Denkens Pflugſchaar zieht,
Doch hat auf meiner dunkeln Lebensbahn
Mir noch nicht dreißigmal geſtrahlt der Lenz.
Und des Jahrhunderts Sohn bin ich! Es ſtreift
ir einen Irrthum jedes Jahr vom Geiſt.
ttäuſcht, entſagend, euch nur lieb' ich noch,
heilges Vaterland, o heilge Freiheit!

Unterdrückung haſſ' ich tief und ehrlich.
hör' ich, daß in irgend einem Winkel
Welt, wo rauh der Himmel, ein Tyrann
König, hingewürgt aufſchreit ein Volk,
ı, von den Chriſtenkönigen verrathen
ürkiſche Henker, unſre Mutter, Hellas,
wunden Leibes krümmt und ächzt und ſtöhnt,
ı Irland ſich verblutend hängt am Kreuz,
ı Deutſchland ſich in Feſſeln unter dreißig
nnen ſträubt und krümmt, wenn Liſſabon,
chön und heiter ſonſt, am Galgen hängt,
Miguel den Fuß ihm ſetzt auf's Haupt,
ı ein Albani herrſcht im Vaterland
Cato, wenn Neapel ißt und ſchläft,
ı Oeſtreich mit dem Stock, dem plumpen Scepter,
nur die Furcht geweiht, den Flügel ab
Löwen von Venedig ſchlägt, wenn unter
Erzherzog erdroſſelt Modena
öchelt, wenn am Bett des ſiechen Königs
Dresden härmt, und zu lethargiſchem Schlummer
rid zurück ſich legt, wenn Wien in Mailand
ıltig herrſcht, wenn wie ein Stier, der Furchen
Acker zieht, der Löwe Belgiens
beugt und kaum noch Zähne hat, zu beißen
inen Knebel, wenn ein ſcheußlicher
! in wilder Gier auf Warſchau's Leiche
, die zerzauste, wirft und Frevel übt,
wälzend, an der Jungfrau, die im Grab
keuſchen Bahrtuch hingebreitet liegt, —
dann verfluch' ich ſie in ihrem Schloß,
hrer Höhle dieſe Kön'ge, die
Blute waten bis zum Bauch des Roſſes.

Ich fühl's, ihr Richter iſt der Dichter, fühle,
Daß mit gewalt'ger Hand die zorn'ge Muſe,
Wie an den Schandpfahl, an den Thron ſie binden,
Halseiſen aus den Kronen ſchmieden kann,
Und daß ſie Königen, ſtatt ſie zu ſegnen
Mit einem Lied, ein Schandmal auf die Stirne
Kann brennen, das für alle Zeit ſie zeichnet.
Wehrloſe Völker, euch gehört die Muſe!
Die Liebe, die Familie, die Kinder
Vergeſſ' ich dann, das heitre Saitenſpiel,
Das weiche Lied, und eine Saite noch
Von Erz auf meiner Leier zieh' ich auf.

November, 1831.

Ende der Herbſtblätter.

Lieder der Dämmerung.

In dieſem Buch, das Angeſichts ſo großer Gegenſtände ſehr klein iſt, finden ſich alle Gegenſätze, der Zweifel und das Dogma, der Tag und die Nacht, der dunkle und der lichte Punkt, wie in Allem, was wir ſehen, wie in Allem, was wir in dieſem Jahrhundert denken; wie in unſern politiſchen Theorien, in unſern religiöſen Meinungen, in unſerem häuslichen Leben, in der Geſchichte, die man uns macht, und im Leben, das wir uns machen.

Das letzte Wort, das der Verfaſſer beizufügen hat, iſt das: daß er in dieſer Periode der Erwartung und des Uebergangs, in dieſer Zeit, wo die Diskuſſion ſo heftig, ſo ſcharf, ſo durchaus extrem iſt, wo es eigentlich nur zwei Worte gibt, die man hört, begreift und beklatſcht: — Ja und Nein, — daß er weder zu Denjenigen gehört, welche verneinen, noch zu Denen, welche bejahen.

Er gehört zu Denen, die hoffen.

25. Oktober, 1835.

Vorſpiel.

Wie nenn' ich, Stunde, dich, in der wir ſind und leben?
Auf allen Stirnen ſteht der Angſtſchweiß; ſehn wir nicht
Am hohen Himmel, wie im Menſchenherzen, weben
Sich in einander Tag und Dunkel, Nacht und Licht?

Verzweiflung, Glaube, Lieb' und Glut der Leidenſchaften, —
Nichts brennt am Tage hell, und nächtlich ſchwarz iſt Nichts,
Die Welt, an der wie Schaum und Schein die Dinge haften,
Liegt halb im Dunkel, doch entbehrt ſie nicht des Lichts.

Was in dem Dunkel rauſcht, dem horcht der Geiſt in Stille:
Den Vogelfänger hört er pfeifen tief verſteckt;
Hört zittern leis das Blatt im Dickicht', das als Hülle
Vielleicht ein volles Neſt, vielleicht ein Blümchen deckt;

Er hört die Schritte, die fern aus dem Dunkel ſchallen,
Des Wandrers, dem der Weg vorm Blick zu fliehen ſcheint,
Er hört das grüne Schilf im Winde zitternd wallen,
Den Abendglockenklang, der durch die Lüfte weint;

Das Epheu flüſtern hört er hoch an Mauerſpalten,
Den Sturmwind ſchnauben um das Schiff mit wilder Gier,
Die Wagen knarren, die geſperrt am Kreuzweg halten,
Sich ſtoßend mit dem Rad, wie mit den Geiſtern wir;

Es rauſcht im Chore mit der Bettlerin Gewimmer,
Der Ruf: „Jehovah!“ tönt, wie jener: „Satan!“ mit,
Der Straße Stimmen, raſch verweht, verworren immer,
Das Herz, das pocht, der Fuß, der laut den Boden tritt;

Die Wellen ohne Zahl, die friſche Luft am Morgen,
Der Kieſel, über den der Bach, ihn waſchend, jagt,
Und Alles, was, beſchwert mit eitlen Menſchenſorgen,
Der Pflug der Furche, was das Rad dem Pflaſter ſagt;

Die Barke, die vom Strand hinweg der Arm des Fergen
Am Abend lenkt, aus der ein Lied zur Laute klingt,
Der Wälder Orgel, die hinbraust an Felſenbergen,
Und jener Klageton, der aus den Städten dringt;

Der Menſch, der, der Natur zur Seite, ſtöhnt, umgeben
Vom heutigen Geſchlecht, das lachend lernt und lehrt,
Das jeden Glauben höhnt und kühn ihm geht ans Leben,
Dem in des Herzens Grund des Zweifels Hefe gährt!...

Aus all dem wirren Lärm ſteigt auf, — ob trüb vom Schlamme,
Ob rein? — das laute Lied, das dies Jahrhundert ſingt, —
Vielleicht die Leichenfrau, — wer weiß? — vielleicht die Amme,
Die uns ein Leichentuch, — ein Wiegenkiſſen bringt?

* * *

— Schaut nach dem Orient! — Was ſeht Ihr dort, ihr Dichter?
Dem Oſten zugewandt ſei Euer Liederſang! —
— „Wir ſehn im Oſten Nichts als dämmernd trübe Lichter!“
So ſeufzten Stimmen, die geſchwiegen allzulang.

„Am fernen Himmel herrſcht noch Schweigen, tiefer Friede,
Und hinterm Berg erſcheint ein dämmernd bleiches Licht,
Dem fernen Feuer gleich in einer dunkeln Schmiede: —
Man ſieht die Funken ſprühn, die Hämmer hört man nicht.

Wir wiſſen nicht, ob dort, im fernen Hintergrunde,
Das lichte Morgenroth, die wahre Sonne brennt;
Was unſrem Aug' erſcheint in dieſer dunkeln Stunde
Als Orient, es iſt vielleicht der Occident.

Vielleicht der Abend iſt der Morgen, den wir träumen,
Vielleicht das goldne Licht, nach dem die Menſchen bang
Und hoffend ſchau'n, das Roth an jenen Wolkenſäumen,
Nicht Sonnenaufgang iſt's, ach, Sonnenuntergang!" —

* * *

Die Seelenangſt, ſie nimmt nur zu im Lauf der Stunden.
Gerechter Gott, iſt dies der Morgen? Iſt's kein Schein?
Iſt er's noch nicht? Iſt er vielleicht bereits verſchwunden?
Iſt dies das Ende wohl? Sollt' es der Anfang ſein?

Von trübem Dämmerſchein ſind Herz und Welt umfloſſen;
Die Augen, ach, für die, nach Gottes heil'gem Plan,
Die Sonne ſcheint, die kommt und geht, — ſind ſie geſchloſſen
Am Ende ſchon? Sind ſie noch gar nicht aufgethan?

All der verworrne Lärm, den unſer Geiſt vernommen,
Vielleicht das Rauſchen iſt's der Flügel, die zur See,
Zu Land ſich rüſten, um nur fort, nur fort zu kommen.
Vielleicht die Erde ruft uns ſterbend zu: Ade!

All der verworrne Lärm, dies Brauſen und dies Wehen,
Das oft wie Harfen klingt und Nachtigallenſchlag,
Ein Hauch von Eden iſt's vielleicht, ſein Neuerſtehen;
Vielleicht die Erde ruft erwachend: „Guten Tag!"

Die Bäume liſpeln. Ob ſie klagen? Ob ſie ſcherzen?
Ein Vogel ſingt. Iſt er wohl heiter? Iſt ihm bang?
Es rauſcht der Ocean. Iſt's Freude? Sind es Schmerzen?
Die Menſchen murmeln. Iſt's ein Angſtſchrei? Iſt's Geſang?

In ſolcher Dämmrung freut des Lebens ſich kein Weſen.
Dort auf der Mauerbank ſitzt ſtill am Monument
Der alte Prieſter — kaum vermag er noch zu leſen
Im Dunkeln — und ſtudirt ein altes Pergament.

O Prieſter, hoffe nicht, das Dunkel aufzuhellen,
Der Menſch verſteht nicht mehr das ewge Gotteswort.
Rings wuchern Zweifel um den Sinn der heil'gen Stellen;
Hier iſt ein Wort des Zorns, doch die Verheißung dort.

Ob wachend, ob im Schlaf, ob willig, ob verwundert,
Uns reißt das Schickſal fort, wir müſſen vorwärts gehn;
Sei es zum Leben, ſei's zum Sterben, das Jahrhundert,
Das raſtlos irrt und ſtrebt, wird die Entſcheidung ſehn.

Der ferne Horizont, den wirre Tön' umfluten,
Wird er ſich röthen bald? Iſt bald ſein Licht verweht?
O harre, Menſchengeiſt, noch wenige Minuten,
Ob niederſinkt die Nacht, ob auf die Sonne geht.

* * *

Dem trüben Oſten zu gewandt, wie alle Andern,
Die Stimmen ſammelnd all, vor denen oft uns graut,
Die uns erquicken, die uns ſtärken oft im Wandern, —
Des Herzens Seufzer, wie der Menſchheit Klagelaut, —

So ſingt der Dichter Euch, der ewig ruheloſe,
Ein treues Echo ſagt Euch Alles ſein Gedicht,
Was ſtill die Seele träumt, und was die Welt, die große,
Im Dunkel harrend ſingt und ſtammelt, ſeufzt und ſpricht.

20. Oktober, 1835.

Lieder der Dämmerung.

I.

Nach dem Juli 1830.

1.

Auch Ihr, o Brüder, habt nun Eure Ehrentage,
Den Kranz von Eichen, wie den Kranz vom Roſenhage,
Die Bürgerkrone, und, — ſo ſchön im Morgengraun
Des Lebens, — Ruhm und Sieg und Todte, ſchön entfalten
Die jungen Fahnen ſich, durchlöchert, daß die alten
Von Auſterlitz mit Neid ſie ſchaun.

Seid ſtolz! Der Väter werth, der Helden, ſind die Jungen;
Des Volkes Rechte, die es blutig ſich errungen,
Noch lebend fandet Ihr ſie auf der Leichenflur;
Die Juliſonne gab Euch, ſtets mit Ruhm zu nennen,
Drei Tage, heiß, daß ſie Baſtillen niederbrennen, —
Die Väter hatten Einen nur.

Ja, ihre Söhne ſeid Ihr wirklich! Ihre Seelen
Voll Muth und Feuer ſind's, die Euch die Arme ſtählen,
Sie fingen an; geführt habt Ihr nun Euren Schlag.

Ja, Eure Mutter iſt Frankreich, das ein Jahrhundert,
Wenn's ihm beliebt, — der Welt ein Vorbild, hochbewundert —
Zuſammendrängt in Einen Tag.

Der freie Britte preist, es preist des Griechen Zunge,
Europa preist Euch laut, Amerika, das junge
Jauchzt über's Meer Euch zu. Drei Tage reichten ſchon,
Um zu befrein das Land von Zwingherrn und von Sklaven,
Die Erſtgebornen ſeid Ihr eines Stamms von Braven,
Und Jeder iſt ein Rieſenſohn.

Für Euch nur haben ſie den weiten Siegesbogen
Durch lange Schlachtenreihn von Land zu Land gezogen,
Die wunderbare Bahn, die leichenüberſät,
Von Frankreich über Rom und Moskau's Flammengaſſen,
Cairo, Cadix, um den Erdkreis zu umfaſſen,
Nach Montmirail von Jemappe geht.

Die Kinder ſeid Ihr all der kriegriſchen Lyceen,
Da jauchztet Ihr, ſo oft Ihr ſaht des Siegs Trophäen,
Der Fahne Schatten ſpielt' um Euer Kinderglück.
Gekreuzt die Arme ging, vorſchauend unterm Hute,
Er ſinnend oft an Euch vorbei, magnetiſch ruhte
Auf Eurer Stirn des Helden Blick.

Du ſtolzer Adler, der voranflog unſern Heeren,
Der blutge Federn ſtreut umher auf Land und Meeren,
Aar, deſſen Donnerkeil erloſch im Wogengraus,
Du, der im Horſt ſie warm gehegt, nicht länger zügeln
Darfſt Deine Freude Du, ſchrei, ſchlage mit den Flügeln,
Aar, Deine Jungen flogen aus.

2.

Als eines Morgens, ſtarr vor Schrecken
Und ſprachlos, unſre Stadt ſich, ha,
Verſtrickt, umgarnt an allen Ecken
Von ſchändlichen Geſetzen ſah,
Da ſpracht Ihr all, ihr braven Jungen:
„Verrath! — So wären wir bezwungen? —
Der Völker Hoffnung iſt noch reg;
Um in die Irre ſie zu treiben,
Genügt's, die Aufſchrift umzuſchreiben,
Die ihnen wies den rechten Weg?
Das Wort durchblitzt den dunkeln Nebel
Und fegt ihn weg, ſo dick er qualmt;
Du, Wahrheit, weißt, wie jeden Knebel
Man knirſchend unter'm Zahn zermalmt.
Dir kann ein Fürſt das Louvre ſchließen,
Ihn mag Dein flammend Licht verdrießen:
Löſcht, Diener, tretet's in den Grund! —
Euch brennt die Glut nur, die verhaßte.
Dir kann das Thor man zum Palaſte
Verſchließen, aber nicht den Mund!
Wie? Was geglückt uns, zu erſtreiten,
Was unſre Väter ſchön vollbracht,
Die Frucht der Arbeit aller Zeiten,
Will man uns rauben über Nacht?
Verfaſſung und Geſetz zerſchmettern
Sie, wie ein Haus aus morſchen Brettern,
Ein Sommertag, — und Stück für Stück
Zerbrochen iſt, zerſtört, geſchändet
Dein Werk, o Freiheit, das vollendet
In vierzig Jahren Dein Geſchick.

So war's für sie, daß im Triumphe
Dahin wir stürmten kühn und groß?
Für sie, daß Kopf um Kopf vom Rumpfe
Einst sank und Blut in Strömen floß?
Für diese feigen Zwingherrn hätte,
Mit Rom und Hellas um die Wette,
Das Volk gekämpft mit Müh' und Schweiß?
Für sie so viele Städt' in Trümmern?
Für sie so viele Au'n, die schimmern
— Einst grün — von Menschenknochen weiß?

Wie können sie's zu träumen wagen?
Die Thoren, keck, voll Zuversicht,
Sind sie mit Blindheit denn geschlagen,
Sehn sie den schwarzen Himmel nicht?
Sehn sie in ihren stolzen Träumen
Nicht voll den Kelch zum Ueberschäumen?
Nicht, wie das Volk sie, schlecht erbaut,
Verfolgt mit Blicken, heimlich grollend,
Und wie der Leu, die Augen rollend,
Im Stillen seine Klau'n beschaut?"

3.

Das Volk erhob sich. — Kind und Jüngling, Frau und Gatte,
Wer einen Arm, wer noch ein Herz im Busen hatte,
Der kam, der lief herbei. Es wälzte Tag und Nacht
Das Volk mit lautem Lärm sich auf die Truppenmacht.
Umsonst die alte Stadt mit Bomben und Kartätschen
Zerfetzten sie, als gält' es ganz sie zu zerquetschen,
Man riß das Pflaster auf und warf die Mauern ein,
Die Leichen lagen um die Häuser her in Reih'n.

Wenn die Kanonen weg die tapfre Menge fegten,
Sie ſchloß ſich wieder gleich dem Meer, dem ſturmbewegten.
Die Glocken heulten laut und ſchrill von jedem Thurm,
Und riefen alles Volk der Vorſtadt auf zum Sturm.

4.

Drei Tage glühend und drei Nächte
War alles Volk, ein Flammenmeer.
Es ſchlug ſich kühn für ſeine Rechte,
Und mancher Tſchako wurde leer.
Stets neue Legionen zogen
Im Sturm heran: — in rothen Wogen
Aufbrauste wild der Bürger Muth.
Soldat und Führer, Roß und Reiter,
Sie gingen auf, wie dürre Scheiter,
Geworfen in die heiße Glut.

O ſprich, wie konnteſt du ſo raſch den Zorn beſchränken,
Du Stadt, drei Tage lang berauſcht von Kampf und Sieg?
Volksſtrom, wie iſt es dir geglückt, zurückzulenken
Ins Bett die wilde Flut, die hoch und höher ſtieg?
Erdbeben, Wirbelwind,... laut ſchnob der Sturm der Rache;
Das Volk in ſeinem Zorn, vergaß es drum ſein Heil?
Klug traf es ſeine Wahl, treu ſeiner guten Sache,
Indem es warf den Donnerkeil.

So kam's, weil Kraft und Maß und Tugend
Wohnt in den Söhnen dieſer Stadt,
Weil eine heldenkühne Jugend
Zum Volk im Kampf geſellt ſich hat.

Wie auch fortan das Loos euch falle,
Nur Eine Seele habt ihr alle,
Die nicht Gefahr noch Opfer scheut.
Ein großer Tag! Ein stolzes Raufen!
Noch gestern wart ihr nur ein Haufen,
Ein Volk geworden seid ihr heut.

Meineidge Räthe, die geschürt die arge Flamme,
Seht nun das Volk, das ihr durch Frevel aufgeregt.
Den letzten Königen von dem verfluchten Stamme
Schickt solche Geißeln Gott, wenn ihre Stunde schlägt.
Die Thoren, die gewähnt, — (unseliges Verlangen:
Weh Jedem, dessen Blick mit Blindheit Gott verhängt): —
Die Freiheit einer Welt, man könne weg sie fangen,
Wie man im Netz den Vogel fängt.

Verwischt die Spuren nicht! Die Narbe
Steht schön dem Krieger im Gesicht.
O nehmt die kriegerische Farbe
Der Stadt, der wundenreichen, nicht.
Die Unsern sind's, die hier gefallen.
Den Helden, wie den Opfern, Allen
Thut auf das Grab des Pantheon.
Gebt seine Gruft, und ohne Weile,
Louis dem Sechzehnten, seine Säule
Gebt wieder dem Napoleon.

Laßt um den dürren Stamm, der vom Exil gekommen
Und ins Exil nun geht, mich weinen! Weggenommen
Hat dreimal ſchon der Sturm ihn, jählings weggeweht.
Die letzte Ehr' erweist dem alten Königsſtamme,
Du, Fahne von Fleurus, ſollſt vor der Oriflamme
Dich neigen, die von dannen geht.

Kein böſes Wort! Hinweg laßt ſie die Schritte lenken,
Des Dichters Lebewohl ſoll auch den Greis nicht kränken,
Den zögernd ins Exil der Fuß, der müde, trägt.
Wir geben Ehre gern erhabnen Trümmerſtücken;
Die Dornenkrone will ich in die Stirn nicht drücken,
Die auf ſein weißes Haar des Unglücks Hand gelegt.

Die Armen! Lang und ſchwer iſt ihre Leidenskette!
Kein Unglück traf ſie, das ich nicht beſungen hätte,
Das Grab und das Exil ehrt meine Poeſie.
Indeß den neuen Thron man grüßt, wie einſt den andern,
Wird meine Muſe, tief in Trauer, oft noch wandern
Von Helena nach St. Denis.

Doch eine Lehre ſei für alle Zeit gegeben
Verräthern, welche fremd im eignen Lande leben,
Und welche frech mißbraucht die königliche Macht,
Die die Verſteinerung als Pflicht des Bürgers prieſen,
Und, tief ſich bückend, in die rothe Aſche bliesen
Der Revolution, die neu ſie angefacht.

6.

O eine ſtolze Zukunft breitet
Vor Euch ſich, junge Heldenſchaar.
Ein Strom in ſtolzer Ruhe gleitet
Sie hin, gewaltig, rein und klar.
Stets neue Wunder wird ſie zeigen,
Wir werden hoch und höher ſteigen
Sie ſehn, nach der das Herz uns ſteht,
Dem Meere gleich, das ſich vom Sande
Des Ufers hebt zum höchſten Strande, —
Der Freiheit lichte Majeſtät.

Die Väter waren hohe Recken,
Groß war ihr Herz und ſcharf ihr Stahl,
Den Völkern waren ſie ein Schrecken,
Doch väterlich geſinnt zumal.
Sie wußten kühn mit ihren Waffen
Zum Weltreich Frankreich umzuſchaffen,
Und zu erhöhn den Kaiſerthron.
Die Völker, ſchwergedrückt von Ketten,
Sie kamen, ſicher ſich zu betten
Im Schatten von Napoleon.

Der gleiche Muth iſt Euch beſchieden,
Nach größern Thaten brennt Ihr ſchon.
Macht den Gedanken frei hienieden,
Zur Kön'gin jede Nation.
Laßt Denen, die im Dunkel ſitzen,
Der Freiheit lichte Sonne blitzen,

Und richtet Jeden auf, der fiel,
Macht Bahn und nehmt sie in die Mitte,
Und laßt verdoppeln ihre Schritte
Die Menschheit, nah dem hohen Ziel.

Und folgen mag in freiem Fluge
Des Geistes jugendliche Kraft,
Und, mit dem vollen Nektar-Kruge,
Kunst, Poesie und Wissenschaft.
Der Rath der Krone soll den Klagen
Des Volkes nie sein Ohr versagen,
Dem er zum Dienste sich geweiht,
Und wiederholen stets die Lehren
Der Weisheit soll er, aufzuklären
Den König sei er stets bereit.

Kniet auf den Gräbern wieder, betet,
Ihr Priester, Jeder ist euch hold,
Wenn Katakomben ihr betretet,
Wozu der Purpur und das Gold?
Fort mit dem stolzen Prunkgewande,
Der Mitra und dem eitlen Tande!
Paßt wohl zum heil'gen Ort ein Thron?
Almosen und Gebet, Altäre
Von Stein, das Kreuz von Holz, — das wäre
Genug für Gott und Menschen schon!

7.

Wenn für die Seelen ihr nur sorgt, die euch vertrauen,
Wenn arm ihr, wie das Volk, demüthig, wie die Frauen, —
Dann fürchtet Nichts. Die Kirch' ist Euer Schutz und Band.
Wenn lange der Vesuv gegrollt, die Lavamasse
Aufschäumt, wie neuer Wein, der braust und gährt im Fasse,
Und glühend roth erscheint am Rand;

Dann wogt Neapel; bang, verzweifelt rennt die Menge
Umher, zum Himmel flehn verworrne Klaggesänge,
Und zum Vulkan, der sie mit seinem Zorn erschreckt.
Doch keine Gnade! Hoch aufsteigt von Asch' und Feuer
Ein langer Strahl und wächst und wächst, ein Ungeheuer
Von einem Geierhals, der aus dem Horst sich reckt.

Ein rother Blitz! Und aus des Kraters weitem Schlunde
Springt Feuer auf und Qualm und schwemmt hinweg vom Grunde
Den Griechentempel, den verschont der Jahre Zahn,
Das Segel, purpurroth erglühend, bebt erschrocken;
Die Lava legt, ein Strom von wallend langen Locken,
Sich auf die Schultern dem Vulkan.

Sie kommt, sie kommt mit Macht, die Fluren zu befruchten,
Die sie zerstört, dem Meer verschafft sie neue Buchten,
Land, Meer und Archipel wallt auf und wankt und zagt,
Die Lava sprüht und dampft und bricht durch alle Schranken,
Neapel bebt und die Paläste zittern, schwanken
Wie Laub im Walde, das der Sturm im Wirbel jagt.

Seltſames Chaos! Staub und Aſche regnet's nieder,
Verſchwundne Häuſer gibt der Schlund der Erde wieder,
Es ſtößt verdutzt ſich Dach an Dach und Thurm an Thurm,
Die Flut im Golfe braust, die Ebne ſteht in Flammen,
Die Rieſenthürme, tief erſchüttert all zuſammen,
Sie läuten ſchaurig heulend Sturm.

Doch er, — ſo will es Gott, — der Städte brennt zu Kohle,
Der Inſeln ſchwemmt hinweg und füllt des Thales Sohle,
Der auf den Wogen Thurm und Hütte mit ſich zieht,
Der Alles niederwirft zu Waſſer, wie zu Lande,
Der grimmige Veſuv verſchont an ſeinem Rande
Des greiſen Prieſters Haus, in dem er betend kniet.

10. Auguſt, 1830.

II.

Hochzeiten und Feste.

Ein prächt'ger Saal, gewaltig lang die Tafel...
Und immer wieder da und dort erneut
Sich das Bankett. Ein Zaubertisch fürwahr,
Der sich, mit Gold und Silber und Krystall
Beladen, immer wieder deckt und füllt.
Platz an dem Tisch hat jedes Alter, jedes
Geschlecht, — der Weisen nur sind Wenige.

Der ernste Krieger, über Vierzig schon,
Der Jüngling mit dem blonden Flaum, das Mädchen
Mit sanftem Blick, das Kind, das lallt, der Greis,
Der stammelt, Alle speisen, all' erfreuen
Sie sich des besten Appetits, und hungrig
Vor Allen werfen auf die goldnen Schüsseln
Sich, die noch zahnlos, und die schon es sind.

Sturmhauben, Büsche, Blumenwerk, Standarten,
Gekrönte Löwen, zweigestirnte Geier,
Auf grünem Grunde silberweiße Sterne,
Auf Purpur Bienen, Lilien im Azur,
Die Ketten, Sparren, Balken, Rauten, was
Nur an seltsamen Formen die Heraldik

Aufweist, beschwingte Leoparden, Adler,
Und Greifen, — Alles wirbelt rings um sie,
Krallt fest sich an der Decke, ringelt sich
In Arabesken, die um ihre Füße
Sich winden, taucht den Schnabel ohne Scheu
In den geschnittnen Becher, an die Decke
Hängt sie die bunten Fahnen, die die Sparren
Des Dachs entlang sich ziehn bis hin zur Front,
Und sie mit ihren stolzen Falten streifen,
So wie im Flug ein Vogel streift das Gras.
Da Alles rauscht bei dem Bankett und strahlt,
Erscheint's wie ein Turnier von Licht und Schall.

Zum Himmel schallt des Festes Lärm im Saal,
Die Gäste tragen Kronen auf dem Haupt,
Und Jeder brüstet sich auf seinem Thron,
Ein Scepter in der Hand, am Fuß die Kette.
Denn Mancher flöhe gern vielleicht, — der Sklaven
Ist Keiner mehr gebunden, als der Herr.

Der Rausch der Macht, der Menschen bläht zu Göttern,
Die Liebe, Honigseim und Gift, die Liebe,
Der Feuertrank, aus dem vermischten Athem
Von Mann und Weib bereitet, aus den Schauern
Des Fleisches und der Seele süßen Träumen;
Die Lust, das Kind der Nacht, mit Augen, die
Von Hoffnung leuchten, die am Abend sich
Entflammen, und ermatten gegen Morgen;
Die wilden Jagden, Doggen und Piqueure,
Die Tage lang mit Hörnerschall die Felder
Durchstürmen; Gold und Seide, üppge Betten
Von Rosenholz und Cedern, mehr zur Wollust

Geſchaffen als zum Schlaf, wo nackt die Schöne
Auf einem Tigerfell gefällig ruht;
Die frechen, prunkenden Paläſte, die
Des Armen Neid erregen, daß er knirſcht,
Die prächt'gen Parks, zum blauen Horizont
Sich dehnend, wo das Auge ſicht durch's Laub
Den Alabaſter ſchimmern, wo die Birke
Und neben ihr die große Pappel zittert,
Wo Nachts man der Muſik der Brunnen lauſcht;
Die leicht beſiegte Unſchuld ſchöner Frauen,
Des Richters Strenge, die das Gold erweicht,
Die Angſt der Kleinen, der Reſpekt, wenn ſie
Vorüber an den Großen gehn, — die Würze
Von ihrem Glück; der Krieg; Kanonen voll
Kartätſchenſutters, die die langen Hälſe
Hoch über Thurm hinaus und Mauer ſtrecken;
Die Regimenter, tauſendfüßige
Polypen; das Geräuſch der großen Stadt,
Was nur zum Himmel dicke Wolken ſendet,
Staub oder Rauch, — Armeen oder Städte;
Das Budget, dieſes Ungethüm, das Wunder
Von einem Fiſch, nach dem von allen Seiten
Man aus die Angeln wirft, der aus den Wunden
Goldſtröme fließen läßt, und deſſen Bauch
Erglänzt mit Silberſchuppen überdeckt, —
Das ſind die Götterſpeiſen, welche hundert
Geſchäftge Diener ihnen allzumal
Auf goldnen Schüſſeln reichen, dies der Schmaus,
Der königliche, welchen bei dem Feuer,
Das in dem unterird'ſchen Küchenraum
Am Tage flackert, wie bei Nacht, bereitet
Der finſtre Koch und Alchymiſt, das Schickſal.

Denn Er, der mürrische Amphitryon,
Will keine leeren Schüsseln sehn, und selbst
Der Gierigste — so toll ist die Verschwendung —
Wird übersättigt. Um von all den leckern
Gerichten auszuwählen, haben sie
Als Diener, welcher hinter ihnen steht,
Zum Besten rathend, ihr Gewissen, — oder,
Was sie so nennen, den scharfsichtigen
Begleiter, jenen zuverläss'gen Führer
Der Menschen, dem in frühster Jugend schon
In frevelhaftem Unverstand die Ammen
Der Kön'ge aus dem Kopf die Augen bohren.

Das sind die Großen, das die Glücklichen
In dieser Welt! Ein Leben unerschöpflich
In Freud' und Herrlichkeit! Welch' süßer Taumel!
O Wollust, so in prächt'gen Orgien
Sich zu berauschen! Oh, in all dem Glanz
Wie müssen tausend reizend holde Bilder
Euch schwimmen durch die Seele! Welchen Sturm
Von göttlichem Vergnügen muß erregen
Euch all das Lachen, Scherzen, Trinken, Schmausen
Beim Strahl von tausend Lichtern! O wie muß
Das Aug' entzückt auf Allem weilen, was
Wie Wasser rieselt und wie Feuer flammt!
Doch während süße Weltvergessenheit
Der Mundschenk lächelnd ihnen noch kredenzt,
Zur Stunde, wo gerade Saal und Tafel,
Bediente, Gäste, Kronen, flammensprühend,
Und des Orchester's Melodie'n gewalt'ger
Aufrauschen und die Luft, die Glut, den Lärm
Zum Höchsten steigern, in dem Augenblick

trunknen Wahnsinns, ach, wo das Bankett
kollem übermüthigem Gelächter
latzen droht und frech das Volk verhöhnt,
an der Thür' in Lumpen sitzt, — auf einmal
nt auf der Trepp' ein schwerer Tritt, es kommt
ungebetner Gast ganz unerwartet,
zu erwarten Grund genug man hatte.

hließt die Thüre nicht. O thut sie auf,
ihn herein. Wer ist's? — Heut ist's der Tod,
Morgen das Exil, — sie kommen hastig
usen; — hier das Grab und dort das Zelt;
tfüßig das Exil, mit schwerem Tritt
Tod, in fremder Tracht zwei Spukgestalten.
ctzliches Gespenst! — Es tritt herein,
t seinen Riesenschatten auf die Stirne
Gästen all im Saal, und beugt sie nieder,
einen Baum der Wind, dann wählt es Einen
aus, den Trunkensten gewöhnlich, reißt
Tisch ihn zum Entsetzen weg der Gäste,
schleppt ihn fort, der kaum den Mund gewischt.

August, 1832.

III.

Napoleon II.

1.

Tauſendachthundert elf! — O Zeit, die keinem Volke
Hold war, wo um ein Ja die Welt zur ſchwarzen Wolke
Aufſchrie und betend bog das Knie.
Die Väter fühlten, wie die älteſten Staaten bebten,
Und zu dem Louvre, das Gewitter rings umſchwebten,
Aufſahn ſie, wie zum Sinai.

Gebückt, dem Roſſe gleich, das klirren hört die Sporen
Des Reiters, ſprachen ſie: — Ein Großer wird geboren!
Des Erben harrt ein Reich, groß, wie noch keines war.
Was hält für Gaben wohl der Herr bereit für Dieſen?
Ihn, deſſen Looſe die der Menſchheit mit umſchließen,
Der mehr als Cäſar iſt, und mehr als Rom ſogar!

Und wie ſie ſprachen, that ſich blitzend auf die Wolke,
Da ſtand der Schickſalsmann hoch über allem Volke,
Um ihn ſein Hofgeſind;
Die Völker ſtaunten nur, weitum das tiefſte Schweigen,
Die beiden Arme hob er, um der Welt zu zeigen
Ein neugebornes Kind.

Im Invalidendom beim Hauch des Kindes beben
Die Fahnen, die herab von den Gewölben ſchweben,
Wie ſchauernd unter'm Wind der Saaten grüner Flor.
Ein Laut des Kindes, — ſtillt die Amme nicht ſein Schreien, —
Jagt die Kanonen auf, und brüllend Feuer ſpeien
Die Ungeheuer, die ſonſt kauern ſtill am Thor.

Und Er! — Ins Angeſicht war ihm der Stolz gefahren;
Die Arme, auf der Bruſt bisher gekreuzt, ſie waren
Nun offen doch einmal.
Und dieſes Kind, gewiegt in ſeinen Vaterhänden
Von Blitzen überſtrömt, die ſeine Augen ſenden,
Sah lächelnd mild zu Thal.

Und als Er ihn gezeigt, den Erben ſeiner Kronen,
Den alten Thronen, wie den alten Nationen,
Dann auf die Kön'ge fiel der Blicke Flammenſchein,
Und wie ein Adler, der auffliegt ins Reich der Sonne,
So rief im Taumel er der übermüth'gen Wonne:
— Mein iſt die Zukunft! Mein die Zukunft! Sie iſt mein!

2.

Nein, Sire! Nicht Einem iſt beſchieden
Die Zukunft. Sie iſt Gottes Wahl.
Und wenn die Glocke ſchlägt hienieden,
Zum Abſchied ſchlägt ſie jedesmal.
O Zukunft! Räthſel, unergründet!
Was ſich auf Erden Hohes findet,
Glück, Ruhm, in alle Welt verkündet,
Freiheit von Noth und Ungemach,

Demanten, Kronen, Sterne, Ringe,
Der Sieg mit ſeiner Flammenſchwinge —
Was ſind ſie uns? — Gar flüchtge Dinge,
Dem Vogel gleich auf unſrem Dach!

Nein, der Gewaltigſte wird Dir die Hand, die kalte,
Nicht öffnen noch den Mund, wie trotzig er auch ſchalte,
Verhüllter, ſtummer Geiſt,
Du Schatten, der uns nie verläßt auf unſern Wegen,
Geſpenſt, das ſtets ſich ſträubt, die Maske abzulegen,
Du Weſen, das man: „Morgen“ heißt.

Ja, morgen! — Wird's ein Tag der Sorgen,
Der Freude ſein? Wer hat ein Pfand?
Heut ſtreut der Menſch den Samen, morgen
Zur Reife bringt ihn Gottes Hand.
Ein Schleier iſt's, ein ſternbeſäter,
Ein Blitz aus dem umwölkten Aether,
Entlarvt ein ſchmählicher Verräther,
Paris, — vor Zeiten Babylon,
Ein Widder, der zerſchlägt die Steine,
Ein Stern mit wechſelnd buntem Scheine, —
Das Heut, es iſt der Sammt, der feine,
Das Morgen iſt das Holz am Thron.

Das Morgen iſt das Roß, das ſchäumend ſtürzt zuſammen;
Ha, Welterobrer, das iſt Moskau, roth von Flammen,
Das ſchaut auf Dich herab,
Iſt Deine Garde, die fern ruht im eiſ'gen Thale,
Iſt Waterloo, es iſt Sanct Helena, das kahle,
Das Morgen iſt das Grab.

Durch fremde Städte kannſt Du reiten
Im Siegerſchritt, mein General,
Den Knoten, wenn ſich Bürger ſtreiten,
Durchhau'n mit Deinem ſcharfen Stahl.
Der ſtolzen Themſe, kühner Degen,
Kannſt Du den Weg ins Meer verlegen,
Die Siegesgöttin ſelbſt bewegen,
Zu folgen Dir durch Heck' und Dorn,
Kannſt Thore aus den Angeln heben,
Ins Unermeſſne weiter ſtreben,
Und Deinem Heer zum Leitſtern geben
Kannſt Du den Stern von Deinem Sporn.

Die Zeit iſt Gottes! Dir hat er den Raum gelaſſen,
Die ganze Erde kannſt erobernd Du umfaſſen,
Und Kränze holen, wie den Größten man ſie flicht.
Das Reich Europa's kannſt Du nehmen Karl dem Großen,
Von Aſiens goldnem Thron kannſt Mahomet Du ſtoßen: —
Allein das Morgen nimmſt dem Ewigen Du nicht!

3.

O wechſelvolles Loos! — Als nun das Kind empfangen
Die Krone Roms, — zum Spiel dem kindiſchen Verlangen,
Als man es eingehüllt in goldnen Prunk und Schein,
Und ſeine Königsſtirn dem Volk nach allen Seiten
Gezeigt, das hoch erſtaunt ſich fragt: wie man zu Zeiten
So groß kann ſein und doch ſo klein;

Und als ſein Vater Schlacht um Schlacht dem Sohn gewonnen,
Und mit lebendigen Ringmauern ihn umſponnen,
Den Neugebornen, der in ſeiner Wiege lacht,

Und als der Starke, der ein Meister war im Bauen,
Mit seiner Axt die Welt schon fast zurechtgehauen,
Wie er im Traum sie sich gedacht;

Als schon der Vater an sich schickt', aus vollen Händen
Glanz seinem Kinde, Ruhm, Unsterblichkeit zu spenden,
Als Alles war bestellt, bereit, was Glück verhieß,
Als für den Erben, daß er wohnen mög' auf's Beste,
Man lange schon voraus die marmornen Paläste
Im Boden Wurzel fassen ließ;

Als man mit Hoffnungswein schon für des Kindes Lippen
Gefüllt die Schaale, wenn sie dürstend möchten nippen ...
Die goldne Schaale war dem Munde nahe schon ...
Da, eh' er noch berührt den Kelch voll süßem Nasse,
Kam ein Kosak und nahm auf's Roß das Kind, das blasse,
Und jagt' im Sturm mit ihm davon.

4.

Ja, eines Abends schwang der Adler sein Gefieder,
Da brach die Flügel ihm ein Sturm, und zuckend nieder
Die Luft durchfurchend fiel er, einem Blitzstrahl gleich.
Und wild auf seinen Horst nun stürzten Die und Jene,
Raubgierig nahmen sie, je nach der Kraft der Zähne,
England den alten Aar, den jungen Oesterreich.

Ihr wißt, was sie gethan dem wunden Riesenaare;
Weit hinter Afrika saß er sechs lange Jahre.
Die Kön'ge, o wie klug sind sie! —
Nur nicht verbannen, nie! — Verbannung — oh! mich schauert!
Die mächtige Gestalt, im Käfig hingekauert,
Weh, tief gebeugt, den Kopf am Knie! ...

O hätt' er Nichts geliebt! Leicht trug er dann die Schmerzen.
Doch Löwenherzen ſind die wahren Vaterherzen;
Er liebt ſein Kind, der Mann von Erz.
Nichts war geblieben ihm als Reſt des alten Glanzes
Als ein Portrait, ein Kind, ein Planiglob, — ſein ganzes
Genie und ach, ſein ganzes Herz.

Am Abend, wenn ſein Blick den dunkeln Raum durchirrte,
Indeß im Kerker ihn der Späher Schwarm umſchwirrte,
Die über ſeine Stirn hinziehn in jäher Flucht
Die Schatten ſahn, und die belauſchten die Gedanken,
Eh' er ſie ſprach, — was wogt' in ſeinem Haupt, dem kranken?
Was hat ſein Auge, trüb von tiefem Schmerz, geſucht?

Nicht immer war es, Sire, das Epos, das verwegen
Du haſt geſchrieben jüngſt mit Deinem guten Degen,
Nicht der Erinnrung ſtolze Luſt,
Arcole und Auſterlitz, noch graue Pyramiden,
Cairo's Paſcha nicht, noch Roſſe der Numiden,
Die Deines biſſen in die Bruſt;

Kanonen waren's nicht, und Bomben, die da krachten
Wohl zwanzig Jahre lang im Wirbel jener Schlachten,
Die ſich gefolgt in wilder Haſt,
Wenn über's ſtürm'ſche Meer ſein Hauch die Fahnen jagte,
Von denen eine ſank im Kampf, die andre ragte
Im Bataillon gleich einem Maſt;

Nicht Moskau noch Madrid, und nicht des Pharus Leuchte,
Der Trommelwirbel nicht, der auf die Schläfer ſcheuchte,
Der Beiwacht Feuer nicht, die Sternen gleich verglühn,

Nicht Grenadiere, nicht Dragoner, buſchumwallte,
Die rothen Lanciers nicht, bewegt im Lanzenwalde,
Wie Purpurblumen, die im Aehrenfelde blühn.

O nein, was ihn umſchwebt, ein Kind iſt's, wie der Morgen
So ſchön, ſo ruhig, an der Amme Bruſt geborgen
Schläft es mit halbgeſchloſſnem Mund.
Indeß die Amme mit dem Tröpfchen Milch, dem letzten,
Das hängen blieb, ihm reizt die Lippen, die benetzten,
Und ſchäckernd gibt die Liebe kund.

Die Arme ſtützte dann der Vater auf den Seſſel,
Sein Herz, von Seufzern ſchwer, entraffte ſich der Feſſel,
Er weinte kummervoll und weich.
Geſegnet ſei, o Kind, dem längſt die Augen ſanken,
Du einz'ges Weſen, das ablenkte die Gedanken
Ihm vom verlornen Thron und Reich.

5.

Sie ſind nun Beide todt! — Herr, ſtark iſt deine Rechte!
Ihn nahmſt zuerſt du weg, den Meiſter der Gefechte,
Den Helden auf dem Thron;
Die zweite Beute haſt du dann dem Grab gegeben,
Zehn Jahre reichten hin, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn.

Ruhm, Jugend, Stolz und Macht kann hier nicht Wurzel faſſen.
Vorm Thore möcht' Etwas der Menſch zurück noch laſſen,
Nein! ſpricht ein hartes Muß.
Ein jedes Element kehrt heim ins Reich der Todten,
Den Rauch verſchlingt die Luft, die Aſche nimmt der Boden,
Den Namen Lethe's Fluß.

O Revolution! — Ich kleiner
Matros, unwissend, ohne Kraft,
Weiß nicht, was Gott im Dunkel deiner
Empörten Wellen wirkt und schafft.
Dich haßt der Thoren blinde Menge;
Wer kennt des Herrn geheime Gänge,
Der Wogen wilde Kriegsgesänge?
Wer weiß, wozu Gewitter sind;
Ob Tromben, die im Sturm gedrehten,
Ob Blitze, die die Wellen röthen,
Ob Sturmesſausen nicht vonnöthen
Der Perle sind, des Meeres Kind?

Und doch, der Sturm ist schrecklich, glaub' es,
Dem Fürsten wie der Nation.
Es ist ein Meer, ein blindes, taubes,
Ein Volk in Revolution.
Was können, deinem Geist entquollen,
O Dichter, deine Lieder wollen
In diesem Wogenlärm, dem tollen?
Kein Ohr ist, das sie hört und faßt.
Dich heiser macht der Sturm, der grimme,
Der Wind zerzaust Dich nur, der schlimme,
Du armer Vogel, dessen Stimme
Klingt von des lecken Schiffes Mast.

So lang die Nacht! Am Himmelsbogen
Kein Stern, der sich durch's Dunkel drängt.
Die Menschen und die Dinge wogen
Im Bodenlosen, bunt gemengt.

Und unter'm Meere ſchwimmt zuſammen
Das blonde Haupt, das Haupt voll Schrammen,
Weltherrſcher, Prinzen mit den Ammen,
Das Kind, der Mann Napoleon.
Die Wellen kreuzen ſich und ſtoßen
Einander fort in wirrem Toſen,
Es ſchwemmt die Welle weg den großen
Leviathan, wie den Halcyon.

Auguſt, 1832.

IV.

Auf dem Ball im Hôtel-de-ville.

Das Rathhaus iſt erleuchtet bis zum Giebel.
Der Fürſt, die Kerzen, Alles glänzt, das Feſt
Umſchimmert farbenhell das hohe Haus,
Wie die Idee des Dichters heilge Stirne.
Doch ein Gedank' iſt dieſes Ballfeſt nicht.
Nicht ein Bankett iſt's, das man Frankreich ſchuldet,
Und einen Ball verlangt wahrhaftig nicht
Der Berg von Elend, den Paris man nennt.
Weit beſſer wär's, ihr Mächtigen, wir legten
Ein Pflaſter auf der vielen Schwären eine,
An die der Weiſe nur mit Grauen denkt,
Wir ſtützten jene Treppe, die von unten
Nach oben führt, und machten der Schaffote
Viel weniger, der Arbeitſtätten mehr,
Wir dächten an die Kinder, die nach Brot
Jetzt ſchreien in der Nacht, wir ſchafften lieber
Ein Paradies dem gottverlaßnen Armen,
Als daß wir hier Kronleuchter flammen laſſen,
Um die ein Haufen Narren heut ſich dreht.

Ihr keuſchen, heil'gen Frau'n, ihr Königinnen
Des Hauſes, ſüße Blumen, die ihr unſre
Gemächer füllt mit Duft, ihr Tugendſamen,
Die euer Glück gerad zur Tugend führt,
Die nie gekämpft noch mit dem Laſter, denen
Der Hunger, der Giftmiſcher, nie geſagt:
Verkaufe Deinen Leib, — das heißt, die Seele!
Ihr, deren Herz unſchuld'ger Freude voll,
Ihr, deren Scham in Linnen ſich verſchleiert,
Mehr noch, als Iſis, die verhüllte Göttin,
Für euch iſt dieſes Feſt ein roſiger Morgen,
Ihr lacht und ſcherzt, indeſſen anderswo
Das Elend weint. Denn eure ſchöne Seele
Weiß Nichts von Schmerzen, in die höchſte Sphäre
Hat euch geſetzt des Zufalls Gunſt, ihr lebt,
Ihr glänzt, ihr ſeht es nicht einmal, — ſo iſt
Vom Strahlenmeer geblendet euer Auge, —
Was unter euch man ſchnöd mit Füßen tritt.

So iſt's. — Der Fürſt, der Reiche, alle Welt
Sucht ſtets euch zu erfreu'n, für die es Fülle
Und Ueberfluß nur gibt, ihr habt die Schönheit,
Ihr habt den Schmuck, des Feſtes Toſen tönt
Berauſchend euch ins Ohr, und wie zum Licht
Der ſeidne Schmetterling, ſo fliegt ihr hin
Zur offnen Thür, die helle Flammen ſprüht.
Ihr geht auf dieſen Ball und ahnet nicht,
Daß unter dieſem Haufen rings um euch,
Der anſtaunt all die Wagen und Livrées,
Auch andre Frauen ſind, geputzt, wie ihr,
Geſchminkt und feilgeboten auf der Gaſſe,
Geſpenſter, deren Herz von Wunden oft

Noch blutet, für den Ball geſchmückt, wie ihr,
Schön und halbnackt, wie ihr, und darum eben
Hiehergekommen, ach, um euch zu ſehn,
Verſchleiernd unter ſpöttiſchem Lächeln ihr
Geheimes Leid, mit Blumen auf der Stirne,
Koth an den Füßen, bittern Haß im Herzen.

Mai, 1833.

V.

Wenn unter deinen Flügeln Frankreich ruht,
O Gott, so dulde nicht die ew'gen Kämpfe,
Die Throne, die man spielend baut und stürzt,
Die arme Freiheit, die man gibt und nimmt,
Den wüsten Strom von Leidenschaften, Sitten,
Ideen und Gesetzen, der das Land
Mit seinen wilden Wellen überschwemmt,
Die Volkstribunen, die, zum Rath versammelt,
Mißbräuchen von Granit entgegenstellen
Ein Ding von Gyps, das man die Charte nennt,
Die Flut und Ebbe der empörten Wellen,
Die Kriege der Partei'n mit der Gewalt,
Weh, und der Staatsgewalt mit den Parteien,
Der Abscheu vor den Großen, der den Kleinen
Das Herz zerfrißt, den Lärm, das Schrei'n und Stoßen,
Die schaurigen Systeme, die im Dunkeln
Erstehn, wie nächtlich ein Schaffot, die Reden,
Die Haß, Tumult und Ungestüm verbreiten,
Und machen, daß zur Stunde, wo der Schlummer
Der Nacht nur um ein wenig Stille bittet,
Kanonen dröhnend über's Pflaster rollen.

August, 1832.

VI.

An Kanaris.

O Kanaris, wir haben Dich vergeſſen!
Wenn ſich die Zeit von einem Helden kehrt,
Nachdem er, ſeine große Rolle ſpielend,
Uns weinen oder lachen hat gemacht,
Wenn er das Wort geſagt, das ihm ein Gott
Zu ſagen gab, wenn in den Strom geſchleudert
Der Revolution die großen Männer
Vollbracht die großen Thaten, wenn ihr Licht,
Sei's ſtrahlend oder trüb, ſie in die Nacht
Geworfen und dann Schritt für Schritt ins Dunkel
Hinab gegangen wieder, dann erliſcht
Sogar ihr Name. — Eitel Alles, eitel!
Und bis zum Tage, wo der göttliche
Poet, der eine Welt erſchafft durch's Wort,
Sie nimmt und ihnen eine Aureole
Hell um die Stirne leuchten läßt, erinnert
Sich Niemand ihrer, und die Menge, die
Vielhundertſtimm'ge, die ſie ſonſt zu ſehen
Kaum brauchte, um zu jubeln, ach, ſie fragt,
Wenn ihren Namen man durch Zufall nennt,
Erſtaunt: Ei, ſagt, wer iſt denn dieſer Mann? —
Wir haben Dich vergeſſen. In die Nacht

Versunken ist Dein Ruhm. Wir machen immer
Noch großen Lärm, doch rauscht dazwischen kein
Zuruf, kein Lied, kein Jauchzen, nicht ein Wort
Der Liebe, der Verehrung mehr für Dich.
Und Deinen großen Namen kann der Bürger
Kaum buchstabiren mehr. Gesunkne Sonne,
Du hast jetzt keinen Memnon mehr! — Wir haben
Wohl einen Augenblick gerufen: Hellas!
Athen! Leonidas und Botzaris!
Sparta, Demosthenes! Und Du, o Heros
Mit ruhmgekrönter Stirne, Kanaris! . . .

Dann kam der Zwischenakt, und müßig haben
In unsrem Geist, der lange Dich vergöttert,
Wir Alles ausgelöscht, um andre Dinge
Darauf zu schreiben. Griechische Heroen,
Lebt wohl! Verwelkt sind eure Lorbeerkränze!
Nach andern Sonnen kehrt sich unser Blick.
Von Deinem Ruhme schallt nicht mehr der Amboß
Der Presse, dieses Riesen, der das Feuer
Entzündet stets und schürt, des wunderbaren
Cyklopen mit der Donnerstimme, dem
Manch ein Ulysses schon durchbohrt das Auge. —
Die Presse! . . . Der Arbeiter, der am Morgen
Erwacht oft das zerstört, was er den Abend
Zuvor gemacht, doch jeder guten Sache
Zum mindesten mit souveränem Arm
Von blankem Erz die Waffenrüstung schmiedet. —

Wir haben Dich vergessen!
Doch was macht
Dir das, o Seemann? Bleibt Dir doch die Welle

Noch, die Dich trägt, Dein Schiff, ein guter Wind
Zur Fahrt, der Abendstern, der hold Dir lacht.
Dir bleiben Hoffnung, Abenteuer, Spiele
Des Zufalls, Reisen, ew'ger Wechsel schöner
Natur, — des Orts, der Dinge, wie der Menschen,
Die frohe Ankunft und die frohe Abfahrt,
Der Stolz des freien Manns, in einer Brick
Zu leben, schön besegelt und gekupfert,
Sei's, daß durch einen engen Sund er steuert,
Sei's, daß der Ocean, das Ungeheuer,
Das Fels und Klippen, wenn es will, zertrümmert,
Bei heitrem Himmel ihn behaglich wiegt,
Sei's, daß der schwarze Sturm, die Luft durchfliegend,
Ihn peitscht mit Blitzen, wie mit Flügelschlägen, —
Dir bleibt, Hellene, doch dein blauer Himmel,
Dein blaues Meer, die großen Adler, die
Mit einem Flügelschlag wohl eine Meile
Durchmessen, deine ewig klare Sonne,
Dein Horizont, so reizend schön und duftig,
Und deine Sprache, weich und süß-melodisch,
Die mit Italiens Sprachen sich vermischt,
Wie Samos' Flut die Wellen Bajä's küßt,
Die Sprache des Homer, in welche Dante
Von seinen Worten noch hineingeworfen.
Dir bleibt der Stolz des makellosen Helden,
Dein langes Feuerrohr, dein Yatagan,
Die weiten Linnenhosen und dein Kaftan
Von Gold und rothem Sammt mit weiten Aermeln.
Fliegt durch den Meeresschaum dein stolzes Schiff,
Stolz, nur berühmte Ufer zu umsegeln,
Dann bleibt dir, o mein Grieche, das Vergnügen,
Im Abendnebel einen weißen Tempel,

Und auf dem Pfad, der nach dem Meere führt,
Ein Weib von Theben oder Salamis
Zu ſchau'n, ein bäuriſch Weib mit ſtolzem Blick,
Die Korn verkaufen will, zwei große Ochſen
Mit ihrem Stachel vorwärts treibt, und ſitzt
Auf einem Wagen von homeriſcher Form,
Wie Iſis auf dem Marmor von Aegina.

Oktober, 1832.

VII.

Allein am Fuß des Thurms, aus dem die Stimme
Des Herrn erſchallt, — in jedem Augenblick
Kann ſich ſein Schatten an der Schwelle zeigen, —
Gewärtig, Deinen Ehgemahl als Henker
Vor Dir zu ſehn', Polonia, armes Weib,
Bleich, in die Knie geſunken auf dem Pflaſter,
So liegſt Du da, gefeſſelt, überwunden,
Und wie zum Grab zuſammen ſchon gebrochen.
Ach, Deine weißen Hände preſſen feſt
An Deine Bruſt, anſtatt der eignen Söhne,
Ein blut'ges Crucifix. Baſchkiren treten
Mit Nägelſchuhn auf Deinen Königsmantel.
Und eine Donnerſtimme ſchilt, man hört
Das Stampfen plumper Tritte, Säbel blinken,
Und an die Mauer drückſt Du Dich benetzt
Mit Deinen Thränen, die zerſchlagnen Arme
Erhebſt Du, Stirn und Augen, ach, die ſchon
Zum Tod gebrochen ſcheinen, und Du rufſt:
— „Frankreich! O Schweſter, ſiehſt Du nicht, was kom

VIII.

An den Mann, der eine Frau verrieth.

O Schmach! — Es ist nicht diese Frau allein,
Die damals Jedem heilig mußt' erscheinen,
Ein schwaches Herz, doch eine große Seele,
Nein, er, sein Nam', in Ewigkeit verflucht,
Und seines Vaters kummerweiße Haare,
Sie sind's, es ist die öffentliche Scham,
Die er verhöhnt, als er der scheußlichen
Idee sich gattete, es ist die Ehre,
Das Mitleid, Treu' und Glauben, Eid und Pflicht,
Sie sind's, die dieser Jude schnöd verkauft.

Ein Jude! — Die gemeinen Krämer, die
Mit Seelen handeln, können lange warten
Auf Einen, der noch niederträcht'ger ist,
Und der den Rest des schwergefüllten Sacks
Von ihnen fordert, der ihm Gold geregnet.

Kein Jude, nein! Es ist ein schmutz'ger Heide,
Ein Renegat, Auswurf der Menschheit, Schandfleck,
Ein Apostat, ein Scheusal, ein Barbar
Und Fremdling, der uns wenigstens das Glück
Zu denken gibt, daß trotz der langen Wirren

Des Bürgerkriegs, in unſern Städten doch
Kein Abſchaum, kein Bandit, kein in den Kerkern
Ergrauter Sträfling ſich in Frankreich findet,
Der eſſen mag vom Brote des Verraths.

Hat denn, Verruchter, Nichts in Deiner Seele
Dir zugerufen, daß Geächtete
Stets heilig ſind, daß man die Bruſt nicht ſchlägt,
Die uns getränkt, daß eine Königstochter,
Der man als Knecht gedient, im ſchnöden Winkel
Sich feil nicht bietet, daß ſie, wenn auch nicht
Mehr Königin, doch immer Frau noch war?

Kehr' in die Nacht zurück, wo alle die
Scheuſale wohnen, die ſeit vierzig Jahren
Mit Geifer unſre Trümmer überſchütten!
Zurück in die Kloake! Nie erfreche
Dein Haupt am guten ſich noch böſen Tage
Am Licht der Sonne wieder aufzutauchen.
Dem Rauche gleich den Winden preisgegeben,
Verpeſtet und gemieden ſollſt Du irren
Von Land zu Land geworfen und verweht.

Und ſchweige nur! — Was willſt Du ſtammeln noch?
Sprich, haſt Du nicht verkauft den Schatz der Ehre?
Die Streiche, die geklatſcht auf Deiner Wange,
Behalte ſie. Entſchuldigung, was nützt
Sie dem Verbrechen, was dem Schmutz die Schminke?

Geh, obdachlos, von Niemand aufgenommen,
Du zweiter ew'ger Jude! Geh mit Deinen
Goldſtücken, die Dir durch die Finger blinken.

Wie duftge Trauben hängen über Dir
Am Weg die Güter dieſer Welt: denn Alles
Kauft ſich der Reiche, nur die Ehre nicht.

Genieße raſch, Verfluchter, ohne Raſt
Und Ruhe wandre! Wer Dich ſieht, der ſpreche:
„Das iſt der Schurke!“ Wandre! Und Dein einz'ger
Begleiter ſei das nagende Gewiſſen.
Ja, wandre fort, bedeckt mit Schmach und Fluch.
Der Schatten der Gemeinheit, die Verachtung
Nimmt zu von Jahr zu Jahr, und ſtößt zurück
Und dichter ſtets umſchwebt er den Verräther,
Dicht, wie die Nadeln um die grüne Tanne.

Und wenn das Grab einſt, dieſe tiefe Falle,
Die unverſehens unterm Fuß ſich öffnet,
Dich, den die Angſt, der Schrecken matt gehetzt,
Aus dieſem Leben führt zur Ewigkeit,
Der ſtrengen, kalten, ſtarren Wirklichkeit,
Wenn Du, vereinſamt mehr und mehr, gebrechlich,
Dich feſt an Deinen Schatz vergeblich klammerſt,
Wenn Dir, gelagert auf Geldſäcken, nun
Der Tod entgegentritt und mit Gewalt
Die volle, zugekrallte Hand Dir leert,
Wie leicht ein Mann die Hand dem Kinde öffnet, —
Dann in den Abgrund, welcher die Verräther,
Beſchmutzt mit Koth, mit Blut bedeckt, verſchlingt,
Stürzſt Du hinab, verloren in dem Schlund,
Den Dante's Seheraug' im Traum geſehn.

Du ſtürzſt verdammt, verzweifelt und verloren,
Damit nicht ungerochen bleibe Dein

rbrechen und im Kreis verworfner Seelen
ı die verworfenſte von Allen ſeiſt.
ɛnn ſie heran Dich kommen ſehn, die Schurken
e ſich um Gold verkauft, und denen ſtets
n Volk ums andre ſpeit ins Angeſicht,
e Alle, ob bekannt, ob ungenannt,
e giftge Küſſe tragen auf den Lippen,
ı Judas, welcher ſeinen Gott, Leclerc,
r ſeine Stadt verkauft, die ganze
heeläugig undankbare feile Brut,
e werden Dich umſchwärmen, Louvel aber
ird Deine Hand zurück unwillig ſtoßen.

November, 1832

IX.

An den Herzog von O.

Fürſt, eine edle That haſt Du gethan.
Fern von den Höhen, wo der Ehrgeiz lacht,
Tief in der Nacht des Elends ging ein Vater
Mit ſeinen Kindern, weiß' und blonde Häupter,
Schon auf dem Punkt, zu ſinken, — ins Verbrechen
Der Vater, ins Verderben, ach, die Töchter.

Wie Wandrer, wenn die Nacht ſie überfällt,
Sich im Gebirge rutſchend auf den Knien
Am Rand des Abgrunds rufen, alſo ſchrien
Sie auf zu mir, und ich ſchrie auf zu Dir,
Ich ſagte Dir: „Sieh hier Unglückliche,
Am Abgrund ſchwanken Fußes beben, gleiten,
Reich' ihnen Deine Hand, und rette ſie!" —
Du fragteſt nicht nach Namen, bogſt Dich über
Und ſtreckteſt den Betroffnen hin die Hand,
Und retteteſt die armen Seelen. — Mir,
Der Dich, von freud'ger Rührung tief ergriffen,
Betrachtete, — mir ſagteſt Du: „Hab' Dank!"

Sieh, das war groß und edel! — Unterm Zelt,
In deſſen Schatten Du ſie eilig brachteſt,
Sind ſie geborgen nun, und ſammeln wieder

Hoffnung und Kraft und Muth, und, — Dank dem Strahl,
Womit die Wolke Du, die sie umnachtet,
Getheilt, — ausschaun sie in die Ferne nun,
Ob sich ihr Lebenspfad nicht bald erhellt.
Noch schauern sie, dem Untergang entronnen,
Wie arme Vögel, die der Sturm durchnäßt,
Die sich im Laub der alten Eiche bergen,
Still sitzend, bis sich ihre Flügel trocknen.

Großherz'ger Jüngling, bleibe, wie Du bist,
Das Thor, das zu dem Armen sagt: „Tritt ein,"
Die ausgestreckte Hand am Rand des Abgrunds,
In den das Unglück stürzt, aus dem die Schuld
Sich wieder hebt; der heilge Schlüssel, den
Zur Noth man findet ohne Licht und der
Die Hoffnung öffnet und das Grab verschließt.

Sei Stütze, Hafen, Dach, Asyl und Schirm,
Sei Retter dem Gefangnen und Verbannten,
Dem Mädchen, das der Hunger und der Frost
Zuletzt bewältigt und verkauft im Dunkeln,
Dem Greis, der leert des Lebens bittre Hefe,
Den Kindern, schnatternd, ohne Brot und Mutter,
Daß die Unglücklichen ihr Leben lang
Dir auf die Hände Liebesthränen weinen.
Denn manchmal unter diesem heil'gen Thau
Läßt Gott verwelkte Kränze neu erblühn.

Der hohen Wolke gleich, die sich im Flug
Die flücht'gen Schätze rauben läßt durch Pfeile
Von Eisen, welche stets nach Oben zielen, —

Beglückt der Fürſt, der heil'gen Mitleids voll
Hoch von dem dunkeln, blitzumſprühten Himmel
Zuſchaut, wie all ſein Gold hinunterrieſelt
Und füllt die ausgeſtreckte Hand der Armen.

15. September, 1834.

X.

Nicht zwanzig Jahre war er alt. Er hatte
Mißbraucht, was irgend lieben man, beſchmutzen,
Zertrümmern kann. Mit frechen Händen hatt'
Er Allem ſeinen friſchen Glanz geraubt.
Der Wolluſt bleiche Dienerinnen kamen
Zuhauf hervor aus ihrer ekeln Höhle,
Und riefen ihm und drängten ſich um ihn,
So oft ſein Schatten an der Mauer ſchlich.
In Orgien erſchöpfte Tag und Nacht
Sich ſeine Lebenskraft, wie Wachs, verbrennend
Am Docht der Kerze. Sommers jagt' er, Winters
Macht' er's bequem ſich in der Opernloge.
Nie taucht' er unter in den tiefen Wellen,
Homers und Shakeſpeare's. Denn er glaubte Nichts,
Er träumte nie, auf ſeinem Kiſſen wohnte
Nur ekles Gähnen. Seine Ironie,
Schaal und verdrießlich, kläffte jeder Größe
Um's Bein. Er hatte ſich zum Mittelpunkt
Der Welt gemacht, die Liebe kauft' er ſich,
Er hatte ſeinen Gott verkauft. Das Meer,
Des Himmels Blau, die Sterne, all die Winde,
Die ſonſt die Segel blähn der Menſchenſeele, —
Starr war ſein Herz für ihren Hauch. Ihm war
Das Land verhaßt, langweilig ſeine Mütter.
Entnervt am Ende, trunken, weil er Nichts
Zu thun mehr wußte, ohne Haß und Liebe,

Und ſtets, — o Elend, — vor dem Abend ſchon
Des nächſten Morgens überdrüſſig, warf
Er eines Abends, wo er ein Piſtol
Zufällig fand, zum Himmel ſeine Seele,
Wie man ein leeres Glas zur Decke wirft.

O Jüngling, Du warſt feig und dumm und ſchlecht.
Nicht Dich beklagen wir. Durchfurcht den Acker
Die Pflugſchaar, weint man je dem Unkraut nach?
Doch ſie beklagen wir mit tiefem Schmerz,
Der zugefallen ſolch ein Sohn, die Mutter,
Die arme Frau, gebeugt und altersſchwach,
Die eine Stütze ſich verſprach an Dir,
Die in die Wiege Dich gelegt, die Du
Nun legſt ins Grab. Nicht Dich beklagen wir,
Was wir beklagen, was, bedeckt mit Schande,
Uns heilig bleibt, es iſt das arme Kind,
Das rein und rührend einſt in der Manſarde
Geſungen, bis Dein Gold im Netz ſie fing,
Die der Verſuchung unterlag, indem
Sie hinter ſich den Hunger, und die Sonne
Des Glücks vor ſich aufgehen ſah, die nun
Gebrochen ſieht ihr Herz, und von der Menge
Zertreten, die den Duft beklagt, den ihr
Dein Hauch geraubt, — die arme Blumenvaſe,
Die nun zertrümmert auf dem Pflaſter liegt.

Nein, Dich beweint kein Auge, hohler Schemen,
Du Ziffer, niemals mitgezählt als Zahl,
Nur Deinen Namen, rein einſt, nun entehrt,
Nur Deinen Vater, der im Grabe ruht,
Den braven Krieger unſres alten Heeres,

Den jetzt Dein Grab in ſeinem Grabe weckt;
Nur Deine Diener, Freunde und Verwandte,
Die Dich umgaben, all die Thoren, die
An Deinen Schatten ſich geheftet, deren
Geſchick verwachſen mit dem Deinen war,
Und denen Deine Laune nun ſo ſchmählich
Gedankt; ja, Deinen Hund, der Dich geliebt,
Und den Du nie geliebt, liebloſes Herz!

Du, armer Reicher, ehrlos Stolzer, der
Du fruchtlos ſtirbſt, wie fruchtlos Du gelebt,
Der Deine Tage Du verkürzt, nur um
Ein wenig Lärm zu machen, kehre ruhmlos
Und unbemerkt zurück in Deine Nacht.
Geh von der Tafel, ohne daß auch nur
Ein Licht erlöſcht. Verſink' im Strom' und trüben
Wird ſich die Oberfläche nicht. Sein Ziel
Hat das Jahrhundert, und mit großen Schritten
Geht es ihm zu. Dein Grab iſt keins von denen,
Worüber es fortſchreitend ſtolpern könnte;
Und wenn ſich Deine Pforte ſchließt, verlohnt
Es nicht der Mühe, hin zu horchen. Geh!
Was fandeſt Du, der tollen Laune folgend?
Wollüſtling, Eitler, ein ruhmloſes Grab.

April, 1831.

* * *

Gewiß, ein ſolcher Tod, ob viel genannt,
Ob nicht, für das Jahrhundert iſt er Nichts.
Wer ſpricht davon? Man geht beiſeit und ſchweigt.
Doch wenn bei trübem Himmel weiter aus
Die ſchwarzen Flügel dehnt der blinde Selbſtmord,
Mehr Seelen täglich überſchattend, wenn
Er wider Gottes Rathſchluß überall
Auslöſcht lichthelle Köpfe, warme Herzen,
Wenn Robert, deſſen Farben Flammen waren,
Der unterm heitern Blick den Sturm der Seele
Verbarg, vor Abend ſchon den Liebesbecher
Wegwirft, nachdem den Inhalt er geleert,
Wenn Caſtlereagh, die Bremſe, die geſtochen
Einſt Bonaparte, der Britte, halb Karthager
Zugleich und halb Spartaner, ſich ins Herz
Das Eiſen bohrt, und müde der Gewalt
Und ſatt der Ränke ſtirbt; wenn Rabbe Gift
In ſeine Wunden träuft; wenn Gros, ein Hirſch,
Um den die Meute beißt und bellt, ermattet,
Alt, athemlos und ſchwach ſich ſtürzt ins Waſſer,
Um ſie zu täuſchen, deren Neid ihn quälte;
Wenn dieſer Todeswind, vom Sohn zur Mutter,
Vom Vater wehend zu der Tochter, tief
Erſchüttert die Familie, wenn den Greis
Man eilen ſieht zum Grab, nachdem die Sonne
Er lange ſchön gefunden, wenn die Gattin
Des Hauſes Herd verläßt, der Schüler, der

Noch eben ein antikes Buch geleſen,
Wenn all die ſchönen Kinder, ach, zu früh
Gereift, die noch die Männerwelt nicht kennen,
Die in Paris ein goldner Traum zum Himmel
Oft hebt, und die ſich tödten, von der Höhe
Des Traums von Ruhm, von Tugend, Liebe, Freiheit,
Auf die Geſellſchaft mit der Stirne ſtürzen: —
Da ſinnt der Denker, und der Gläubge betet.
Die Menſchheit, ach, ſie geht vielleicht zu ſchnell.
Wo geht das Streben des Jahrhunderts hin?
Wohin der Zug der Geiſter? Noch iſt Nichts
Gefunden, Nichts begriffen. Viele glauben,
Nichts ſei zu hoffen, und zerſchmettern ſich
Am Grabesthor die Stirn, wie auf das Pflaſter
Ihr Abends werft ein Ei, in dem ein Keim
Nicht lebt und das nicht ausgebrütet wird.
Unſelge Zeit, die ringend Alles lockert!
Wo liegt der Krankheit Grund? Wo iſt das Mittel?
Iſt's, weil der Glaube hinter der Vernunft
Abnimmt der Sonne gleich am Horizont?
Weil Gottes man beim Menſchenwerk vergißt?
Weil in des Herzens Winkel, die die Welt
Nicht ſieht, die Nacht ſich immer tiefer ſenkt,
Die nur des Heilands Licht erhellen kann.
Iſt's Zeit, ihr ſturmdurchnäßten Schiffer, neu
Zu baun Altäre, und das Haupt zu beugen?
Und müſſen wir die alte, ſtarke Zeit
Zurück uns wünſchen, wo die Lebenden
Noch glaubten, was geglaubt die Todten hatten,
Die Tage frommen Ernſts und heil'ger Kraft,
Wo eine aufgeſchlagne Bibel Licht,
Die Augen blendend, auf die Welt ergoß?

Ameisenhaufen wimmelnder Gedanken!
Verworrene Probleme, dunkle Fragen,
Die oft den Dichter durch die Straßen jagt
Und macht, daß manchmal starr er stehen bleibt
Zur Stunde, wo ihm Niemand mehr begegnet,
Als etwa Einer, der langsamen Schritts
Die Augen schweifen läßt, vielleicht die Runde
Der Nacht, die, wie ein Traumbild aufgetaucht,
Die Gassenwinkel alle scharf durchspäht.

September, 1835.

XI.

Verhöhnet niemals eine Frau, die fällt.
Wer weiß denn, unter welcher Laſt zuſammen
Die arme Seele brach, wer weiß, wie lange
Sie wider ihren Hunger hat geſtritten.
Wenn ihre Tugend durch den Sturm des Elends
Erſchüttert war, — wer hat nicht Frauen ſchon
Geſehn, die mit erſchöpfter Hand, gebrochen
Sich lange Zeit an ihr noch feſt geklammert,
Wie man an einem Zweig den Regentropfen
Sieht ſchimmern, der den Himmel widerſpiegelt,
Den mit dem Baum man ſchüttelt, und der zittert, —
Die Perle vor dem Fall, — Koth nach dem Fall.
Die Schuld iſt unſer; Du, Dein Gold iſt Schuld,
O Reicher! Reines Waſſer iſt im Koth
Enthalten noch. Und daß der Tropfen Waſſer
Vom Staub ſich wieder ſcheidet, daß zur Perle
Sie wieder wird in ihrem erſten Glanz,
Dazu genügt, — ſo hebt zum Licht ſich Alles, —
Ein Strahl der Sonne ſchon, ein Strahl der Liebe.

September, 1835.

XII.

An Fräulein J.

Sing', edles Kind, uns zu erbauen!
Die Weihe gibt Geſang den Frauen;
Denn Kunſt und Schönheit ſtehn im Bund.
Geſegnet ſind des Weibes Töne.
Noch ſchöner klingt das Lied, das ſchöne,
Bei ſchönem Aug' aus ſchönem Mund.

Ich, welchen Stürme ſtets umtoſen,
Wie lieb' ich Deines Morgens Roſen,
Des Blickes thränenloſen Glanz,
O ſing', ich lauſche gern dem Tone,
Dem göttlichen. Die Dornenkrone
Sei mein, und Dein ein Blumenkranz!

Es war die Zeit, die Zeit der Wonne,
Wo, wie auf Dich, die Morgenſonne
Ihr Licht auf meinen Lenz ergoß,
Wo Stolz und Luſt in reichem Strahle,
Wie Wein aus einer goldnen Schaale
Mein ſiebzehnjähr'ges Haupt umfloß.

Da ſah mich an mit holden Blicken
Ein Bild, ätheriſch, zum Entzücken,
Wohin ich ging, ein Ideal.

Nach klaren Quellen, grünen Auen
Und nach dem Himmel ſtets, dem blauen,
Flog meiner trunknen Augen Strahl.

Da ſprach ich zu den Sternen: „Hülle
Dich ein, mein Stern, in lichter Fülle
Strahlſt Du dort hoch, ich weiß es gut!“
Ich ſprach zum Strom: „Des Ruhmes Zeichen
Biſt Du, ich werde Dich erreichen.
Mag rollen meiner Tage Flut!

Ich ſprach zum Wald: „Ihr düſtern Bäume,
Auch mich durchrauſchen finſtre Träume!“
Zum Aar: „Sieh dieſe Stirn von Erz!“
Und ſah ich volle Becher leeren,
Sprach ich: „In meinem Kopfe gähren
Idee'n, berauſchend jedes Herz.“

Es ſtrömten reich aus hundert Schaalen
Der Liebe Düfte, Töne, Strahlen
Auf meinen Schlummer ohne Harm.
Voll war mein Korb von Blumenranken,
Und luſtig flogen die Gedanken,
Wie in der Sonn' ein Bienenſchwarm.

Wie blau des Mondes Silberſchleier,
Und eines Hirten rothes Feuer
In Einem Bach ſich ſpiegelnd ſchwimmt;
Wie durch's Geräuſch von feuchten Blättern
Des Waldes Rauſchen und das Schmettern
Der luſt'gen Vögel man vernimmt;

So, als mir Alles rief: „o liebe!“
Und ſchürte die entflammten Triebe,
Umrauſcht von ſüßen Tönen nur,
Und ſchwelgend in dem Meer der Minne,
Selbſt durch den Aufruhr meiner Sinne
Hört' ich die Hymne der Natur.

Und Roſen, im April erſchloſſen,
Und Sommernächte, lichtumfloſſen,
Die Straße, menſchenüberſät,
Gezackte Klippen, Felſendämme,
Ein Wald uralter, krummer Stämme,
Der ſchattend an dem Wege ſteht; —

Sie ſprachen all zu mir in trauten,
Geheimnißvollen, ernſten Lauten:
„Was weißt Du?“ klingts daraus hervor.
Sie reden von verborgnen Dingen;
Orpheus hört leiſe Lieder klingen,
Und weiſe Worte Platons Ohr.

Poet! — ſo rief die Erde leiſe
Prophet! — erklang des Himmels Weiſe:
Sprich, ſinge, ſchreite, ſtehe feſt;
Schütt' aus den Born erhabner Lieder,
Laß ſtrömen ſie auf Berge nieder
Und Thal und Schlucht, auf Horſt und Neſt.

Die Zeit iſt hin. — In dieſer Stunde
Bin ich betrübt im tiefſten Grunde
Des Herzens, das der Schmerz verſengt;

Mir wohnt ein böser Gast hier innen.
Ich bin der Thurm mit hohen Zinnen,
In welchem die Sturmglocke hängt.

Es wogt um mich ein Meer von Sorgen,
Und unter meinem Glück verborgen
Weint leiser Kummer, schwer und bang.
Ein Wurm benagt mir meine Trauben,
Hoch über meinen grünen Lauben
Dröhnt des Gewitters Donnergang.

Die Hoffnung sieht verschlossne Riegel,
Auf allem Ird'schen liegt ein Siegel,
Das ganz zu lösen nie uns glückt,
Das Schicksal spottet unsrer Klagen,
Das Leben ist ein Rad am Wagen,
Das vorwärts nur im Staube rückt.

Die Jahre fliehn, es fliehn nicht minder
Erbleicht des Frühlings holde Kinder,
Und welken seh' ich Blüth' und Keim;
All meine Träume seh' ich schwinden,
Gleich Eintagsfliegen, die zu finden,
Ach, nicht verstanden Honigseim.

Der Liebe Funken, die entschliefen,
Schür' ich in meines Herzens Tiefen
Umsonst! Ich darb' im Ueberfluß.
Das Feuer, stets entflammt aufs Neue,
Es fliegt als Rauch zur Himmelsbläue,
Fällt mir als Asche vor den Fuß.

Mein Stern erliſcht in Wolkenhüllen,
Mit Roſen wird ſich nicht mehr füllen
Mein Hag, verwelkt iſt ſeine Pracht.
Die Hefe liegt im Grund der Schaale,
Der Wahn im Grund der Ideale,
Im Grund des Morgenroths die Nacht.

Gar mancher Mund, dem ich beſcheerte,
Was ihn erquickte, was ihn nährte,
Welk iſt er nun und leichenweiß.
O weh der Seufzer, die erklungen,
O weh der Saiten, die zerſprungen
An meiner Leier zittern leis.

Geſtorben iſt mein Lenz ſchon lange;
Wenn ich nach einem Zweige lange,
Sticht mich der Dorn am Roſenſtock;
Die Schlange läßt im Gras ſich merken,
Es nagt der Haß an meinen Werken,
Wie hoch am Laub der Ziegenbock.

Die herrliche Natur, die hohe,
Mir weckt ſie nie, wie Andern, frohe
Gefühle, hin iſt meine Ruh'.
Ach, könnt' ich wieder ſie erringen!
Die Stimme, die Dich mahnt zu ſingen,
Mir ruft ſie: „Weine! Weine!“ zu.

Sing', edle Jungfrau, fromm erhöhte,
Begrüße dieſe Morgenröthe,
Die einſt berauſchend mir geblinkt,

Ach, Luſt und Lachen währt nicht lange,
Vielleicht, daß bald von Deiner Wange
Auch eine Thräne niederſinkt.

Dann, wenn das Schickſal Dich geſchlagen
Werd' ich um Dich, Du Arme, klagen!
O Frauenthräne, heilig, hehr
Biſt Du, o Thau aus herber Wunde;
Weit kommſt Du her, aus tiefrem Grunde,
Als Tropfen aus dem tiefſten Meer.

März, 18..

XIII.

Zum luft'gen Schmetterling einſt ſprach die Roſe:
Wie geſchwind
Du fliehſt! Ich bleibe hier. Ach, daß doch unſre Looſe
Ungleich ſind.
Und doch, — wir lieben uns, und ſind dem Menſchenleide
Fern, allein.
Und doch — wir gleichen uns, man ſagt ja, daß wir Beide
Blumen ſei'n.

Die Erde feſſelt mich, du ſchwingſt zu Himmelslüften
Dich hinan.
Begleiten möcht' ich dich auf deinem Flug, umdüften
Deine Bahn.
Doch ach, du fliegſt empor, und nach dem Gatten
Muß ich ſehn.
Ich bleib' allein, ich ſeh' um mich nur meinen Schatten
Rings ſich drehn.

Du gehſt und kommſt und gehſt, du kommſt nur, um zu gehen;
Kaum erwacht
In Thränen ſchwimmend kannſt du jeden Tag mich ſehen,
Jede Nacht.
Damit uns ewig hell der Liebe Sterne ſcheinen,
Mir vereint
Schlag Wurzeln oder gib mir Schwingen gleich den deinen,
Hoher Freund!

An ***.

O Roſ' und Schmetterling! — Das Grab vereint uns — kommen
Wird der Tag.
Sei hier ſchon mein. Bedenk, daß all das Warten frommen
Uns nicht mag.
Sei in den Lüften mein, wenn in des Himmels Lüfte
Du dich tauchſt;
Sei mein im Feld, wenn du im Feld als Blume Düfte
Lieber hauchſt.

Sei, was du willſt. Ein Duft, ein Farbenſpiel, und ſtrahle
Luſtig, frei,
Beflügelt, oder als halboffne Blum' im Thale,
Wo es ſei,
Sei ſtets bei mir! O laß nach Andrem nicht uns ſchauen,
Sei nur mein,
Mag's auf der Erde, mag es hoch im ewig blauen
Himmel ſein.

September, 18..

XIV.

Am Meeresstrand.

O sieh, wie schön! — Die Landschaft, grenzenlos,
Die ewig vor uns endet und beginnt,
Kornfelder, Bäche, Wiesen, das Gehölz,
Die Hütte dort, aus der man lachen hört,
Der Ocean, in welchen sich der Strand
Verliert, auf dem wir stehn, der Golf, gebildet
Durch Gottes und der Menschen Hand, der Spuren
Von Beiden deutlich schon im Umriß zeigt,
Die Felsenmassen unter Thurmruinen,
Die Haiden, Wälder, die zerrissnen Klüfte,
Die Höhlen, die des Meeres Wogen trinken,
Der Berg, mit Wolken um die Stirne, der
Ein grünes Thal in seiner Falte trägt,
Wie Blumen trägt ein Kind in seiner Schürze,
Die Stadt, im Nebel halb versteckt, und summend
Von fern, mit tausend Häusern, Dach an Dach,
Der Menschenlärm, das Sausen in den Zweigen,
Verlorne Worte, halbverwehte Lieder,
Die Wogen, die am Strande sanft sich brechen,
Wodurch der Berge Schatten zitternd spielt,
Das Seegras mit den langen, grünen Haaren,
Die Vögel, fliegend, schäckernd; hier ein Pflug,
Und dort ein Boot, die beide Furchen ziehen,
Die Masten und die Bäume, Spiel der Stürme,

Und jenseits über diesen fernen Hügeln
Am Horizont seltsame Wolkenbilder.
Das Alles, was verschwimmend oder klar
Wir schau'n, im Schatten gaukelnd, hell erscheinend
Im Sonnenschein, entfliehend, aufrecht stehend,
Geneigt, vereinzelt, wimmelnd, Wellen, Felsen
Und grüne Rasen: — schau, das ist die Erde!

Und über deinem Haupt die lichten Wolken,
Wo halb zerrissen hängt ein Purpurmantel,
Das Azurblau, das Abends schwärze Nacht
Wird sein, die Wohnung ew'ger Harmonie,
Die Sonne, diese strahlenreiche Sonne,
Die jedes Ding für unsern Blick verändert,
Und Regentropfen in Metall verwandelt,
So daß man glänzende Ruinen nur
Zu sehen wähnt, emporgethürmte Massen
Von blankem Erz und Kupfer, die sich über
Einander stürzen, Panzer, Schilde, Schienen,
Harnische, goldne Decken auf dem Rücken
Von weißen Rossen; jener Ocean,
So weich, so bläulich, ohne Grund und Mitte,
Und ohne Grenz' und Ufer, — dort der Aether,
Der zitternd schwingt bei jedem Athemzug,
In dem, was athmet, kreist, gezogen zieht,
Hat seine Welle, die mit andern Wellen
Sich mischt, in dessen unermessnem Schooß
Zusammenströmen Nord- und Frühlingswinde,
Des Morgens Grau'n, die Abenddämmerung,
Dezemberfrost und schwüle Hundstagshitze,
Der Duft der Blumen und des Weihrauchs Wolke,
Die Sterne, funkelnd auf dem Kleid des Abends,

Des Nebels Schleier, und der fahle Schimmer
Der Sterne, Flittergold im dunkeln Flor,
Der Lärm der Schlacht, der Trommel wilder Wirbel,
Des Nestes Rauschen, das vor Liebe zittert,
Hauch, Echo, Nebel, Rauch, die tausend Dinge,
Die noch kein Menschenmund genannt, die Wogen
Des Lichtes und des Schalls gewiegte Wellen,
Was man am Tage sieht und ahnt bei Nacht,
Das Alles, Wolken, Aether und Azur,
Der Weltraum, dieser Ocean der Luft,
Die hohe Region der Flammenstrahlen
Des Lichts, wohin den Menschen zieht der Geist,
Wohin wir beide fliehn, wo um das Haupt
Und neben uns, nach ewigen Gesetzen,
Die Vögel fliegen, fern von uns die Welten,
Dies unaussprechlich unermessne Reich,
So furchtbar schön, — schau auf, es ist der Himmel.

* * *

Die Erd' ist reizend, ja, der Himmel schön gebreitet;
Doch wenn Dein Auge flammt, Dein Busen wogt so bang,
Wenn auf dem Rasen hin Dein leichtes Füßchen gleitet,
Und keine Leier tönt so lieblich wie Dein Gang;

Und wenn Dein Lächeln süß, des Geistes Morgenröthe
Mich überstrahlt, der mit Entzücken Dir sich neigt,
Und wenn vom ros'gen Mund die Flamme, die erhöhte,
Wie zum Zenith, hinauf zu Deiner Stirne steigt;

Wenn Deiner Stimme Laut von fern mir dringt zu Ohren,
Ein halb verständlich Wort, das kaum gesagt entflieht,
Wie Wellenrauschen, das in Büschen sich verloren,
Wie eines Vogels Lied, den man nur hört, nicht sieht;

Und wenn mein Lied, dem ſie mit Hohn und Haß erwidern,
Für einen Augenblick auf Deinem Haupte ruht,
Wenn trauernd Obdach ſucht mein Lied bei Deinen Liedern,
Wie hinter weißer Hand ſich birgt des Lichtes Glut;

Seh' ich in Deinem Aug' oft Deine Seel' erſcheinen,
Wenn Abends wir im Thal uns ſetzen, laubumhüllt;
Und blickſt du, trauernd wie verbannte Schweſtern weinen,
Nach einem ſchönen Stern, nach einem Tugendbild;

Wenn unter Deinen Brau'n, — wie Feuer unter Bäumen, —
Dein Auge matter glänzt, und banger ſchlägt das Herz;
Wenn vom vergangnen Leid Du oft beginnſt zu träumen,
Wenn Du mir lächeln willſt, und weinen mußſt vor Schmerz;

Wenn Sinn und Nerven mir, durch Dich gerührt, ſich regen,
Gleich einem Inſtrument, das angeſchlagen klingt,
Wenn Deine Finger ſich auf meine Finger legen,
Die zittern, und mein Herz mitbebend tönt und ſingt;

Wenn ich Dein Engelsbild, die himmliſch ſüßen Mienen
Betrachte, wenn Dein Geiſt und Weſen auf ſich ſchließt,
Und wie der Feuerbuſch, in dem einſt Gott erſchienen,
Der Blüthen Fülle zeigt und Flammen rings ergießt; —

Die tauſend Reize, die Dein Weſen dann umkoſen,
Die ſüßen Düfte, die dann Deine Schönheit ſtreut,
Der feinſte Wohlgeruch, wie Hauch von hundert Roſen,
Es iſt die Liebe, — mehr als Erd' und Himmel weit.

Oktober, 18..

XV.

Weil Leid und Unruh' alle Stunden
Sind unſer Loos in dieſer Welt,
Weil das, was Deine Hand gebunden,
Sich löſend oft in Stücke fällt;

Weil unſre Mütter, unſre Väter,
Wohin wir gehn, gegangen ſind,
Weil uns entſchlief — warum nicht ſpäter
Als wir? — manch holdes, theures Kind;

Und weil die Erde, die mit Zähren
Du netzſt gebeugt und kummerbleich,
All unſre Wurzeln hat und Aehren
Und Blüten leider auch zugleich;

Weil Stimmen derer, die wir lieben,
Und jener, die wir einſt geliebt,
Sich miſchen, Träume, die zerſtieben,
Und die zerſtiebend uns betrübt;

Weil, wenn Entzücken trinkt der Zecher,
Der Schmerz ihn zieht in ſeinen Bann;
Und weil das Leben iſt ein Becher,
Der voll und leer nicht bleiben kann;

Weil, wie ſich unſre Tage mehren,
Der Schmerz ſich mehrt und Qual und Schweiß,
Und ſelbſt die Hoffnung neue Mähren
Uns nicht mehr zu erzählen weiß;

Weil wir mit jedem Glockenſchalle
Kein Glück wie einſt mehr kommen ſehn;
Weil unbekannt die Wandrer alle
Uns ſind, die unſre Wege gehn; —

Drum laß die Erdendinge ſchwinden,
Und folge nicht dem falſchen Licht,
Du Arme, Deine Perle finden
Wirſt Du in dieſem Meere nicht.

Wenn ſternenlos die Nacht, das Steuer
Ergreif' und fahr' hinaus ins Meer,
Die Nacht trägt, wie der Tod, den Schleier,
Herb iſt das Meer, das Leben mehr.

Es hegt die See im tiefſten Grunde,
Die Nacht ein Räthſel ohne Licht;
Gott hieß ſie ſchweigen bis zur Stunde,
Wo all und jedes Weſen ſpricht.

Schon manches Auge wollt' erſpähen
Der Wellen tiefgeheimen Schooß,
Schon manches hat ſich blind geſehen
In Himmelstiefen grenzenlos.

Wenn nächtlich Dir die Pulſe klopfen,
Erbitte Dir am Himmelsthor
Von jenem Strom nur Einen Tropfen,
Nur einen Ton aus jenem Chor.

Du Frauenſeele, groß vor Allen,
Dein Auge ſchweife mildbewegt
Zum Himmel, wo die Seelen wallen,
Zur Erde, die die Leiber hegt.

Februar, 18..

XVI.

Da uns der Blüthenmond ins Freie lockt,
So komm, und werde müde nicht die Seele
An Wald und Feld und ſchattigem Grün zu laben,
Am Mondſchein auf den ſchlafenden Gewäſſern,
Am Pfad, der endet beim Beginn der Straße,
An Lenz und Luft und blauem Himmelsſaum,
An dem die Erde hängt in freud'ger Demuth,
Wie Lippen ruhn auf eines Kleides Saum.
O komm, damit der Blick der keuſchen Sterne,
Der, dicht umſchleiert, doch zur Erde dringt,
Der Baum, umhaucht von Duft und Vogelſang,
Des Mittags heißer Athem im Gefild,
Und Sonn' und Schatten, Wellen, friſches Grün,
Die ganze Strahlenfülle der Natur,
Wie eine Doppelblum', aufblühen macht
Auf Deiner Stirne Schönheit, Lieb' im Herzen.

Mai, 18..

XVII.

Die Andern ſchlendern in des Lebens Irre,
Und Wunſch, Verlangen, Geiſt und Triebe wenden
Sich, wie's die Dinge fügen, die da kommen,
Die Füße gehn, doch ohne Kopf, ſie handeln
Baar des Gedankens, blindlings gehn ſie nach
Entwürfen, Träumen, jeder Pforte, die
Sich öffnet, jedem Wind, der ſich erhebt.
Der Augenblick verſchlingt ſie ganz und gar,
Sie waren nie und werden niemals ſein,
Sie ſind nur. Ewig ſchwankend iſt ihr Geiſt.
Sie gehn, und halten keine Richtung ein,
Eins löſcht in ihnen aus das Andre, Luſt
Und Langeweile, Heut und Geſtern, Ja
Und Nein. Von einem Tag zum andern leben
Sie, von Gedanken zu Gedanken nur,
Und regellos ſind ſie in ihren Wünſchen
Und ohne Gränze, Maß und Harmonie.
Fällt's Ihnen ein, ein Stündchen nachzudenken,
So haben ſie vom Hintergrund des Lebens
Nicht eine Ahnung noch von ferner Zukunft;
Nichts weiß ihr mattes Herz von Liebesgram,
Und die Vergangenheit iſt ohne Wurzeln
Für ſie, und ohne Blüthen iſt die Zukunft.

Doch Du, das Licht, die Freude meiner Seele,
Die, Frau zumal und Engel, ſeit zwölf Jahren
Mich zog nach Oben, und hier unten lenkte,

Die unter ihren Fittig bald mich nahm,
Bald in den Arm, in Ruhe mich zu wiegen,
Die immer in ihr Wort die Seele legte,
Die täglich, als ein lebendes Symbol,
Den innern Frieden durch die äußre Ruhe
Mir vor das Auge ſtellte, durch des Leibes
Geſundheit ihres Geiſtes ſüße Friſche,
Durch Frohſinn ihre Güte, gleich den Göttern
Die höchſte Schönheit durch die höchſte Tugend;
Du, meine Leuchte, mein Magnet, mein Pol,
Du weißt, indeß wir ſchwankend gehn durch's Leben,
Daß ihre Regel jede Seele trägt
In ſich, drum biſt Du lautre Heiterkeit,
Klarheit und Treue, nie die Harmonie
Des Ganzen wirſt Du ſtören, und Du biſt
Auf Erden, was im Himmel iſt die Sphäre.
In Dir iſt keine Härte, die ſich ſtößt,
Anmuth an Dir iſt Alles, Deine Seele
Vermählt ſich heiter lächelnd Deinem Geiſt,
Dein Leben, oft vom Thränenthau befeuchtet,
Verborgen, wie ein Neſt im Wald, in dem
Man wimmern hört, wie leiſe, träge Wellen,
Hinſchleichend über Moos, iſt ein Concert,
In bunten Tönen hold zuſammenklingend,
Dein Lächeln, Deine Güte, Schönheit, Jugend,
Dein ganzes Sein iſt ein erhabner Hymnus,
So ſchön biſt Du, ſo ganz vollendet, daß
Aus jeder Regung, jedem Schritt Muſik
Hervor in ernſten, reinen Tönen ſtrömt.
Schall ſind die Andern, Du, Du biſt ein Lied.

Oktober, 18..

XVIII.

An Fräulein Luise V.

Der Zweifel.

Beklag' uns, liebliche Jungfrau, zu dieser Stunde;
In unsre Herzen scheint die Sonne nicht mehr hell.
Weh, eine Schlange liegt am klaren Wasserquell,
Der böse Zweifel wohnt im tiefsten Seelengrunde.

Du, die Du niemals treibst mit Seelen argen Scherz,
Die klare Ruh' umsonst sich mühen zu gewinnen,
Du, die Du heiter lebst, still, ernst, mit offnen Sinnen,
Durch den Gedanken Du ein Mann, ein Weib durch's Herz;

Wenn, meine Muse, Du mich fragst, woran ich kranke,
Warum ein dunkler Traum mir stets umschwebt das Hirn,
Warum sich Wolken stets mir lagern um die Stirn,
Warum bewegt ich, wie der Zweig in Lüften, schwanke;

Warum ich sinne, was wohl rauschen mag der Wind,
Warum ich mürrisch oft in finstern Träumen bebe,
Wenn's kaum im Osten graut, erwachend mich erhebe
Noch vor den Vögeln, ja, noch vor dem jüngsten Kind;

Warum, sobald entzwei der Nebel reißt den Schleier,
Ich, wie in einem Schloß, das öffnet Saal um Saal,
Im Freien wandre, hier betrachtend tief im Thal
Den Blumenteppich, dann des Himmels Sternenfeuer; —

Dann ſag' ich Dir: Es wohnt ein Feind in meiner Bruſt,
Der Zweifel, — ein Geſpenſt, das irre führt den Wandrer,
Aus Tag und Nacht gemacht, ſtets wechſelnd, ſtets ein Andrer,
Der jedes Ding verbirgt und zeigt mit arger Luſt;

Dann ſag' ich Dir: Ich frag' in jeder Stunde meinen
Inſtinkt, der ſtammelnd aus der Haft der Sinne ſpricht,
Des Glaubens Sehnſucht fühl' ich wohl und glaube nicht,
Der Geiſt verneint und lacht, das Herz zerfließt im Weinen.

Den Dichter flüſtern hörſt Du manchmal, wenn er träumt,
Dem Bettler gleich, der ſitzt vor der verſchloſſnen Pforte
Und hungernd harrt und lauſcht, ob Tritt' er oder Worte
Nicht hört, ob er ſich naht, der ſie zu öffnen ſäumt.

Der Zweifel — ſchlimmes Wort! Ach, überall mit Schmerzen
Leſ' ich's in Flammenſchrift, im Blitz, im Morgenroth,
Im blauen Himmel, wenn auch fern kein Wölkchen droht,
Den Augen deutlich, doch unfaßlich für die Herzen.

An dieſem Leiden krankt der Dichter, jeder Sohn
Der Leidenſchaft, der auf ſich nicht zu Deinem Siege,
Zu Deinem Frieden ſchwingt, wir Alle, deren Wiege
Schwamm auf dem wilden Strom der Revolution.

Der Aberglaube, der hinſchleicht auf Schlangenbahnen,
Spuckt unter unſrer Stirn, die Nichts mehr keimen läßt;
Im Herzen tragen wir den todten Ueberreſt
Der Religion, die einſt gelebt in unſern Ahnen.

Das iſt's, warum ich geh' oft tief das Haupt geſenkt
In ſpäter Nacht; wenn all entſchlafen ſind die Andern,
Da muß ich horchen, ſpähn, des Weges einſam wandern,
Zur Stunde, wo der Menſch vom Menſchen Arges denkt.

* * *

Beglückt, wer lieben kann, wer in der Nacht, der tauben,
Der blinden, Glauben sucht, und Liebe finden kann: —
Er hat die Lampe doch, bis einst der Tag bricht an;
Beglücktes Herz! Denn Lieb' ist schon zur Hälfte Glauben.

Oktober, 1834.

XIX.

Date lilia.

O, wenn ihr jemals einer Frau begegnet
Mit reiner Stirn, mit ernstem Schritt und holdem
Antlitz, — vier Kinder folgen ihr, wovon
Das Letzte kaum erst geht, sie überwacht
Sie alle gut, und wenn ein armer Greis
Vorübergeht, ein Blinder, drückt ein kleines
Geschenk für ihn sie in die Hand dem Jüngsten; —
Wenn in Gesellschaft ihr, wo einen Namen
Man eben schnöd zerreißt, ihr eine Frau
Erblickt, die schweigend lauscht und dann kopfschüttelnd
Euch sagt: — „Wir wollen warten, eh' wir richten,
Wer unter uns ist ohne Schuld? Man ist
Gar zu behend, das Schöne zu beschmutzen;
Das Lob hat keinen Fuß, der Tadel Flügel;" —
Wenn die Erinnrung, wenn Gewissensbisse
Vielleicht, der Zufall in die Stadt der Todten
Euch führt und ihr am Ende, wo die stille
Allee umbiegt, auf einem Grab, zu dem
Ein Pfad, ein vielbetretner, führt, allein
Mit ihren Kindern seht ein hohes Wesen,
Das lächelnd weint, wie man im Himmel weint,
Wenn dem gebrochnen Herzen sel'ger Gram

Entſtrömt, wie Waſſer aus der Vaſe Ritzen,
Wenn an dem thränenmüden Engel Nichts,
Nichts Sterbliches mehr iſt, wenn kummerfeucht
Ihr keuſches, himmliſch reines Auge mehr
Nach oben, als hinab zum Grabe ſchaut
Und ſo betrübt zurück zur Erde fällt,
Daß faſt es ſcheint, als wenn ihr Herz noch zwiſchen
Der Mutter, die im Himmel, und den Kindern
Auf Erden nicht die Wahl getroffen hätte; —

Wenn ſich um Oſtern oder Weihnacht Abends
Die Kirche mit verworrenem Geräuſch
Von Tritten füllt und flammenhellen Kerzen,
Wenn Weihrauchwolken aus den Becken ſtrömen,
Wie weißer Schaum vom Rand der Kelter, wenn
Inmitten des Geſangs von Männern, Kindern
Und Frauen, Eine Seel' aus all den Seelen
Zum Himmel ſich erhebt; wenn fern den Kerzen,
Den Stimmen, den Gelübden, fern dem Glanz,
In einem Winkel, tief zurückgezogen,
An einer dunkeln Wand vier junge Stirnen
Ihr ſeht gebeugt, auf denen Blicke ruhn,
Verſchleiert, würdig, ernſt, doch ſüßer noch,
Ein Strahl, jungfräulich mehr als mütterlich; —

Wer ihr auch ſeid, o ſegnet ſie. Sie iſt's
Leibhaftig, ſie, die Schweſter meiner Seele,
Mein Stolz, mein Schirm, mein Hort in jungen Jahren,
Und meine Hoffnung noch in alten Tagen!

Sie iſt's! Die Tugend, über meine Stirn
Sich beugend, die Statue von Alabaſter,

Verſteckt im Haus, der Baum, der auf die Straße,
Die ſchweren Schritts ich wandle, ſeine Früchte
Gar oft mir wirft und immer ſeinen Schatten;
Sie, deren höchſtes Glück iſt meine Freude,
Die Frau, die, wenn wir ſtraucheln, ihre Kinder,
— Ich ſelbſt vielleicht, — ſie, ohne böſe Blicke
Und ohne ſtrenge Worte, an der Hand
Ergreift und mich am Herzen, ſie, die Gute,
Die, wenn ich Böſes träume, mich allein
Kann ſtrafen, die allein mir kann vergeben,
Die über meine eigne Schuld mich tröſtet
Und frei mich ſpricht, zu der ich: „Ewig!“ ſagte,
Und die mir ſagte: „Ueberall!“ — Sie iſt's!
Sie! Alles faßt das Wort! Sie iſt die Blume
Der Schönheit mir in meinem Winterfroſt,
Der ihren Duft die Güte gab. O Wunder!
Geheimnißvoll verbundnes Doppelweſen: —
Die Blum' iſt irdiſch, himmliſch iſt ihr Duft.

18..

Ende der Lieder der Dämmerung.

Innere Stimmen.

Dem Grafen

Joſeph Leopold Sigisbert Hugo

Generallieutenant der Armee des Königs

Geboren 1774.
Freiwilliger 1792.
Oberſt 1803.
Brigade-General 1809.
Provinzial-Gouverneur 1810.
General-Lieutenant 1825.
Geſtorben 1828.

---

nicht eingeſchrieben auf dem Arc de l'Etoile

ſein ehrfurchtsvoller Sohn

V. H.

Shakespeare's Porcia spricht irgendwo von einer Musik, die jeder Mensch in sich hat. — Weh Dem, der sie nicht vernimmt, sagt sie. Auch die Natur hat diese Musik in sich. Wenn dieses Buch Etwas ist, so ist es das Echo, allerdings ein sehr verworrenes, sehr abgeschwächtes, aber dennoch, wie der Dichter glaubt, treues Echo des Gesanges, der in uns antwortet dem Gesang, den wir außer uns hören.

Da nun dieses innere, geheime Echo in den Augen des Verfassers die Poesie selbst ist, so bildet dieser Band, mit einigen neuen Schattirungen vielleicht und den Umgestaltungen, welche die Entwicklung der Jahre mit sich bringt, nur eine Fortsetzung der früheren Bände; etwa mit dem Unterschied, daß man sagen konnte: in den Orientalen, zum Beispiel, sei die Blüthe weiter geöffnet; in den Innern Stimmen sei der Thau oder Regentropfen mehr verborgen. Die Poesie — wofern es irgend erlaubt ist, hier ein so großes Wort auszusprechen — die Poesie ist wie Gott, Eins und unerschöpflich.

Wenn der Mensch seine Stimme hat, und die Natur die ihrige, so haben auch die Ereignisse ihre Stimme. Der Verfasser war immer der Ansicht, der Beruf der Dichters sei, in Eine Gruppe von Gesängen das dreifache Wort zusammenzuschmelzen, das eine dreifache Lehre in sich schließt. Das erste wendet sich nämlich besonders an das Herz, das zweite an die Seele, das dritte an den Geist. **Tres radios.**

Und findet in unsern Tagen sich nicht jeder Mensch darin wieder? Umfassen ihn nicht ganz die drei Seiten des menschlichen Lebens: **der Herd, das Feld, die Straße? Der Herd**, der

unſer Herz ſelbſt iſt; das Feld, wo die Natur zu uns redet; die Straße, wo zwiſchen den Geißelhieben der Parteien ein Haufen lärmender Wagen dahinrollt, — die politiſchen Ereigniſſe, wie man es nennt.

Und — wie wir im Vorbeigehen bemerken wollen — in dieſem verworrenen Conflikt von Menſchen, Meinungen und Intereſſen, die ſich alle Tage ſo gewaltthätig auf jedes der Werke ſtürzen, welche zu vollenden dieſem Jahrhundert gegeben iſt, hat der Dichter eine ernſte Beſtimmung. Von ſeinem civiliſatoriſchen Einfluß ſogar abgeſehen, iſt er es, der die Befugniß hat, die politiſchen Ereigniſſe, wenn ſie es verdienen, zur Würde hiſtoriſcher Ereigniſſe zu erheben. Er muß zu dieſem Zweck auf ſeine Zeitgenoſſen jenen ruhigen Blick werfen, den die Geſchichte auf die Vergangenheit wirft; er muß, ohne ſich durch optiſche Täuſchungen, trügeriſche Luftſpiegelungen und vorübergehende Annäherungen irre führen zu laſſen, ſofort Alles in die richtige Perſpektive ſtellen, hier davon, dort dazu thun. Er darf ſich nie auf irgend einen Weg der Gewalt einlaſſen. Er muß über dem Tumult zu ſtehen wiſſen, unerſchütterlich, ſtreng und wohlwollend, bisweilen, was ſehr ſchwer iſt, nachſichtig, und was noch ſchwerer iſt, immer unparteiiſch; er muß im Herzen jenes ſympathetiſche Verſtändniß für Revolutionen haben, welche die Verachtung der Emeute, des Putſchs, in ſich ſchließt, jene hohe Achtung vor dem Volk, die mit der Verachtung des Pöbels verbunden; ſein Geiſt darf kleinlichem Zorn oder kleinlicher Eitelkeit keine Conceſſion machen; ſein Lob wie ſein Tadel muß ſich oft umkehren und bald gegen den Geiſt des Hofes, bald gegen den Geiſt der Faktion richten. Er muß im Stande ſein, die dreifarbige Fahne zu grüßen, ohne die Lilien zu beſchimpfen; im ſelben Buch, faſt auf derſelben Seite den Mann zu brandmarken, der eine Frau verrathen hat und einen edlen, jungen Fürſten zu loben wegen

einer guten und schönen Handlung; die hohe Idee der Sculptur auf dem Arc de l'Etoile zu verherrlichen und tröstliche Worte zu sagen über den traurigen Gedanken, der im Grabe Karls X. eingeschlossen ist. Er muß aufmerksam sein auf Alles, aufrichtig in Allem, unparteiisch für Alles; er muß, wie ich schon anderswo bemerkt habe, unabhängig sein, selbst von seiner eigenen Empfindlichkeit, selbst von seinen persönlichen Beschwerden; er muß bei Gelegenheit zugleich zornig sein können, wie ein Mensch, und ruhig, wie ein Dichter. Endlich muß er in einer Zeit der heftigsten Meinungskämpfe, mitten unter den gewaltigsten Attraktionen, denen seine Vernunft Widerstand leisten muß, ohne von ihrer Bahn abzuirren, in jedem Augenblick den ersten Zweck vor Augen haben: ihrer guten Seite nach allen Parteien anzugehören, ihrer schlechten nach keiner.

Die Macht des Dichters beruht auf seiner Unabhängigkeit.

Der Verfasser verhehlt sich, wie man sieht, keine der schweren Bedingungen seiner Mission, die er auf sich genommen, in der Erwartung, daß ein Besserer komme. Das Resultat der Kraft, wenn ihr Begriff so gefaßt wird, ist die Kultur der Geister und der Sitten, die Civilisation selbst. Nach diesem Resultat wird der Verfasser dieses Buches, so wenig befähigt er auch für einen so hohen Beruf sein mag, auf allen seinem Geiste zugänglichen Wegen streben, durch die Bühne, wie durch das Buch, durch den Roman, wie durch das Drama, durch die Geschichte, wie durch die Poesie. Er tastet, er versucht, er wagt. Das ist Alles. Viele Sympathien, edle und verständige, stützen ihn. Hat er Erfolg, so wird er ihnen und nicht sich denselben zu verdanken haben. —

Was die an die Spitze dieses Bandes gestellte Widmung betrifft, so glaubt der Verfasser, zumal nach den vorangegangenen Zeilen, nicht nöthig zu haben, zu erklären, wie ruhig

und religiös die Empfindung ist, die sie ihm diktirt hat. Man wird ihn nicht mißverstehen. Angesichts der beiden Monumente, des Arc de l'Etoile und des Grabes seines Vaters, wovon das eine ein nationales, das andere ein Familiendenkmal, jedes ein heiliges ist, konnte seiner Seele kein anderer Gedanke kommen, als ein ernster, friedlicher und heiterer. Er bezeichnet eine Auslassung, und in der Erwartung, daß sie da, wo sie muß, wieder gut gemacht werde, macht er sie gut, so weit er es vermag. Er widmet seinem Vater dieses arme Blatt Papier, nämlich Alles, was er hat, und bedauert, daß er keinen Granit hat. Er handelt, wie jeder Andre in derselben Lage handeln würde. Es ist ganz einfach eine Pflicht, die er erfüllt, nichts mehr, nichts weniger, und die er erfüllt, wie man Pflichten erfüllt, ohne Geräusch, ohne Zorn, ohne Staunen. So wird darüber auch Niemand sich wundern, wenn er ihn thun sieht, was er thut. Immerhin kann Frankreich wohl sorglos ein Blatt aus seinem dichten, glorreichen Kranze fallen lassen; ein Sohn hat die Pflicht, dieses Blatt aufzuheben. Eine Nation ist groß, eine Familie ist klein; was für die eine Nichts ist, ist für die andre Alles. Frankreich hat das Recht, zu vergessen, die Familie hat das Recht, sich zu erinnern.

Paris 24. Juni 1837.

Die innern Stimmen.

I.

Ja, das Jahrhundert iſt gewaltig, groß, durchdrungen
Von edlem Trieb, und Fleiſch wird die Idee und Bein.
Der Arbeit Schall, das Wort, dem Menſchengeiſt entſprungen,
Stimmt in den hohen Ton der Schöpfung Gottes ein.

Der Menſch iſt überall, einſam wie in den Gaſſen
Der Städte, treu der Milch, mit der wir ihn getränkt,
Und aus dem rohen Block der ungeſtalten Maſſen
Haut eine Nation der Geiſt, der ſchafft und denkt.

Rein wird der Grève-Platz, vor Alter ſtürzt zuſammen
Das Blutgerüſt, es ſchläft der Aufruhr. Seinen Zorn
Wohl hat das Volk und der Vulkan hat ſeine Flammen,
Verwüſtung ſchafft er erſt, dann aber Wein und Korn.

Gewalt'ge Dichter, treu den göttlichen Befehlen,
Sie ſtrahlen aus ihr Licht begeiſtert, uns zu Dank,
Die Kunſt hat Thäler, friſch und grün, wo edle Seelen
Am Born der Poeſie ſich ſchöpfen klaren Trank.

Der Denker richtet, Stein um Stein zuſammen fugend
An dem Geſellſchaftsbau, der wankt bei jedem Wind,
Zwei Säulen wieder auf der alten Sitt' und Tugend,
Die Ehrfurcht vor dem Greis, die Liebe zu dem Kind.

Die Pflicht, das Kind des Rechts, wohnt unter unſern Dächern
Wie ein erhabner Gaſt, die Bettler, ſorgenſchwer,
Stehn nicht in Haufen mehr vor prunkenden Gemächern,
Des Haſſes Flamme glüht in ihrem Blick nicht mehr.

Die ſtrenge Wahrheit iſt nicht mehr verſperrt, verriegelt,
Entziffert jedes Wort; der Geiſt des Menſchen lieſt
Im Buch der Dinge, das ſich willig ihm entſiegelt,
Froh, daß ſich jeden Tag ein Räthſel ihm erſchließt.

Ihr Dichter, Dampf und Erz verleihen luftge Schwingen
Zur Stunde, wo im Traum ihr wandelt euren Pfad,
Der alten Schwere, die anklebt den ird'ſchen Dingen
Und die den Pflaſterſtein zerrieb mit plumpem Rad.

Die Stoffe knechtet kühn der Menſch, die träge ſchließen,
Er denkt, er forſcht, er ſchafft; von ſeinem Odem ſind
Belebt die Keime, rings verſtreut in Höhn und Tiefen,
Sie zittern, ſchauern, wie ein junger Wald im Wind.

Ja, Alles regt ſich, wächst, die Spuren fleißiger Hände
Ringsum, die Zeit iſt da, die wir ſo lang erſehnt.
Der Menſch, betrachtend fern das leuchtende Gelände,
Sieht ſein Geſchick, das wie ein breiter Strom ſich dehnt.

Ja, Alles ſchreitet fort, und groß iſt das Jahrhundert,
Doch bei dem ſtolzen Glanz, trotz allem Lärm, der ſchallt,
Eins iſt, was mich erſchreckt im Stillen und verwundert,
O Jeſus, daß Dein Wort, ach, mehr und mehr verhallt.

April, 1837.

II.

Sunt lacrymæ rerum.

1.

Er iſt geſtorben. Weiter nichts. Das Volk,
Die Urne, der entſtrömt ſo Haß wie Liebe,
Hat ſeinem Namen Mitleid nicht gezollt,
Nicht Ruhm noch Achtung, nicht das kleinſte Zeichen
Blitzt' auf, und unverändert blieb der Anblick
Des ſtürmiſchen Jahrhunderts, — dieſes Meers
Voll unterſeeiſcher Klippen, wo das Faktum,
Die dunkle Welle, über die Idee
Sich ſchäumend wälzt. Kein Tempel hat geſeufzt
In unſern Städten, keine Todtenglocke
Rief über unſre Häupter: Wehe! Wehe!
Die tauſendſtimmige Preſſe warf den Kopf,
Die grimme Wölfin, knurrend kaum herum,
Verächtlich blickend, dieſem Purpur gab
Sie nicht einmal im Zorn den letzten Biß.
Ein Jeder rannte ſeinem Ziele nach,
Dem Strand die Flut, dem Geld die Menge, ſeiner
Idee der Denker, ſeines Weges ging
Und lief und rannte Jeder, nicht ein Laut
Verkündet' es: — So eben ſtarb ein König.

2.

Ihr dunkeln Feuerschlünde vor dem Dom
Der Invaliden, Sphinxen gleich am Fuß
Der großen Pyramiden, grüne Drachen
Von Erz mit aufgesperrtem Riesenmaul,
Ihr Hüter des Palasts, gebaut für Riesen,
Der einen ungeheuern Helm von Stein
Auf seinem Haupte fernhin leuchten läßt, —
Bei diesem Ruf, von dem geweckt ihr alle
Sonst brülltet: — „Frankreichs König ist gestorben!“ —
Wie kommt's, daß keins von euch, — dem Löwen gleich,
Wenn er gefangen seine Ketten schüttelt, —
Auffuhr von seiner eichenen Laffette
Und, jäh erwacht, zu seinen schwarzen Nachbar
Sich wandte: — „Frankreichs König ist gestorben!“ —
Wie kommt's, daß ohne eure Trauersalven
Im Dunkeln, klanglos, jener Sarg sich schloß?
Daß Nichts sich rührt' auf eurem Holzgestelle,
Ihr stummen Schlünde, nicht einmal das Rauschen,
Das träge mit den grauen Flügeln schlagend
Der Wind der Nacht entlockt der leeren Rüstung?
Das ist's: ihr seid in unsern Bürgerkriegen
Verderbt, wie wir, geschwätzig, eitel, feil!
Verrostet, alt, auf euren Platz genagelt,
Stets auf den Knien vor Allem, was passirt,
Den Schlachten fremd, bewacht, im dunkeln Winkel
Hier an der alten Mauer, durch Soldaten,
Die hinken, Donnerbüchsen für Paraden,
Die die Armee vergaß, die Wolken Rauchs
Um jeden Sieger macht, für eiteln Pomp
Nur aufgespart, so steht ihr festgewurzelt

In eurer Feigheit. Schmähliche Kanonen
Des Friedens, deren Stimme Schrecken nicht
Im Kampf verbreitet, die bei Festen nur
Sich heiser schreit, und die verherrlicht stets,
Die kommen, aber niemals die, die gehn!
Seid dreißig Jahren habt ihr, — eherne
Hofschranzen, welche Louis den Eilften wie
Den vierten Heinrich tief anbeten, — Allen
Beifall gedonnert, alle laut gegrüßt,
Verstummend nur, wenn ziſchend schrie das Volk.
Nur den erhebt ihr, den das Glück erhebt.
Um euch zu gießen, warf man in die Form
Zinn, Kupfer und — Verachtung für Besiegte.
Wer im Exil gestorben, nie gelebt
Hat er für euch, und eure Eisenlunge
So mächtig dröhnend, ist für Goritz stumm,
Wie für Sankt-Helena. — Schmach über euch!

Doch nein. Auf uns Unsinnige nur fällt
Zurück die Schmach. Denn uns gehorcht ihr nur,
Gefangne, Sklaven seid ihr nur. Der Krieg,
Der euch aus seiner heißen Lava schuf,
Schuf für die Schlacht euch, und wir nahmen euch,
Um mit Pariser Koth euch zu beschmutzen,
Um euch zu bannen an den Fuß des alten
Palasts und in den Bauch Theaterblitze
Euch nur zu stecken! — Schande über uns!
Wir sind es, wir, die diesem heil'gen Erz
Einhauchen unsre Seele, die verworfne!
Wir gehn dahin entehrt, doch sie, ach, bleiben,
Gefangen, dumpf hinbrütend. An dem Tag,
Wo Könige in der Verbannung sterben,

Dürft ihr Rauchwellen nicht ausströmen, dürft
Nicht andre Seufzer langgezogen über
Paris hindröhnen lassen, Doggen gleich,
Gekettet an die Mauer, die die Leichen
Mit kläglichem Geheul hinausbegleiten.
Stumm und den langen Hals zum Pflaster senkend
Bleibt ihr, und denkt in bösem Traum der Menschen,
Der kalten Geister, der fühllosen Herzen,
Der niedern Seelen, die dem armen Erz
Aufbürden solche niederträchtge Schmach.

3.

Ihr schweigt. — Doch ich, der oft dem Morgenroth
Sein Lied versagt, doch nie dem Untergang,
Ich, einst der Gast des zehnten Karl in Rheims,
Ich, der beklagt sein Unglück, seine Fehler
Gescholten, — schweigen werd' ich nicht. Ich steige
Gesenkten Hauptes in die tiefe Gruft,
In welcher der gefallne König schläft,
Aufhäng' ich meine Lamp' am Grabgewölbe,
Und trauernd, unablässig sein gedenkend,
Wird, in der Zeit des schmählichen Vergessens,
Mein frommes Lied an seiner Seite wachen.

Was kümmert's mich, der, seine Flügel breitend,
Manchmal berührt der ew'gen Leier Saiten,
Mich, der nur Liebe hat für Meer und Flur,
Für alle, die da leiden ohne Schuld,
Mich, der voll Sorgen ist, wenn in die See
Ein Schiff sich wagt, um die Matrosen, hängend
Im Tackelwerk, und dessen Mitleid zagend
Vom Schweiß des Volks zum Schweiß der Könige

Betrachtend geht, was kümmert's mich zuletzt,
Daß seit sechs Jahren dieser König war
Gestrichen aus der Reihe der Gekrönten,
Ein Wrack am Ufer unsrer wilden Wellen,
Ein Schatten, brütend über dem Geschehnen,
An dem er nicht Gewicht noch Zahl geändert,
Daß seine Stirne, längst schon kahl, ins Dunkel
Sich tauchte, daß er, schon ein Greis, des Throns
Und Schildes baar, den ersten Königstod
Erlitten, — das Exil! — Ich sag' es laut,
Erweckt es auch mir wieder Haß: verschwistert
War meiner Jugend seine Thronbesteigung.
Denn unter seinem Siegesthor empfing
Uns Beide Saint-Remy am selben Tage,
Den greisen Fürsten, Ihn, und mich, das Kind.
Ich, ein Poet, den er gekannt, ich laß
Es nicht geschehn, daß meinen todten König
Man in die nackte Todtentruhe legt.
Indeß die Menge mit Geschrei von fern
Die Luft erfüllt, soll die Barmherzigkeit,
Die hohe Göttin, der Verbannten Magd,
Die ein sie hüllt in ihr schneeweißes Linnen,
Nicht in der Nacht, in der ihr Auge schimmert
Als Stern, vergebens mich gebeten haben
Um einen Fetzen Sammt für diesen Sarg.

November, 1836.

III.

Der Triumphbogen.

... In fernen Tagen, deren tiefe Stufen
Man kaum hinabzusteigen wagt, wenn drei
Jahrtausende schon über unsre Asche
Sind hingegangen, — uns, die jetzt noch leben,
Und aufrecht gehn und denken; wenn in Furchen
Verwandelt unsre Gräber sind, wenn Abends
Auf einem Hügel sitzt ein Mann und sich
Vergißt, betrachtend die verwaiste Seine; —
O Gott, welch traurig öder Anblick wird
Der Ort ihm sein, wo einst Paris gestanden!
Oh, wenn es ist die Stunde, wo der Nebel
Auf's Abendroth, das wie Goldkäfer schimmert,
Gefallen, wenn des Baumes Krone schwarz
Zum Himmel ragt, im bleichen Dämmerlicht,
Wo Nichts mehr wirklich scheint, im Schatten, wo
Entschläft die Blume, und der Stern erwacht, —
Mit welchem Auge, wie durch einen Schleier,
Wird er verschwommen, wachsend, wie im Traum,
Zu seinen Füßen sehn die braune Ebne,
Die langsam sich ins Unermessne dehnt,
Die schwarze Flut der Nacht, die schwillt und wogt,
Und nach einander Hügel, Wald und Au

Verſchlingt und ſteigt zum fernſten Horizont; —
In dieſer dunkeln Stunde, wo zu fliehn
Die Gegenſtände ſcheinen, und Geſtalt
Und Form zu wechſeln, ha, welch ſüßes Schauſpiel,
Hier, wo kein Licht mehr blinkt, die weite Flur,
Wo laut einſt jeder Stein geweſen, ſchlafen
Zu ſehn! Wie wird er auf das wirre Rauſchen
Begierig horchen, und im Gehen träumend
Geſtalten ſehn gekauert im Gebüſch,
Im Baum am Bach, im alten Mauerwerk,
An dem hinauf das Schilfrohr leckt, wie wird
Er Leben ſuchen in dem großen Grab
Und, ſich verblendend ſelbſt, durch Buſch und Zweige
Und Finſterniß Fußgänger ſchau'n und Wagen!
Doch, nein, rings Alles todt! — Auf weiter Flur
Nichts als ein ausgeſtorbnes Volk, das ſie
Bedeckt, des Menſchen Auge längſt erloſchen,
Lebendig Gottes Auge nur; ein Bogen,
Ein Pfeiler, eine Säule, und inmitten
Des ſilberbleichen Fluſſes, deſſen Schäumen
Das Ohr vernimmt, die Trümmer einer Kirche!

Weh, alſo ſtirbt, was Menſchenhände ſchaffen!
Ein tiefer Abgrund öffnet ſich der Seele.
Schwer fällt auf's Herz dem frommen Wandrer unſre
Geſchichte, dann zumal, wenn ſein Gedächtniß
Ihm plötzlich ſagt, zurückgekehrt im Lauf
Der Jahre ſei an jenem Abend eben
Der großen Nächte eine, die voran
Den großen Tagen gingen, wo der Kaiſer
Vom Ruhm des andern Tages ruhig träumend
Dem Morgenroth des Siegs entgegenſchlief.

Wenn endlich gegen Mitternacht, der Träume
Er müd und müd zu lauſchen an der Schwelle
Von einer Welt in Trümmern, die er lang,
Die Zeit vergeſſend, auf den Ellenbogen
Geſtützt betrachtet, dieſes ſtumme Nichts,
Aufbricht und langſam ſeinen Rückweg ſucht,
Wenn in der großen Wüſte, unbefleckt
Von Menſchentritten, Nichts die Scham mehr ſtört,
Die ein zerſtörtes Rom, die ein Paris
In Trümmern vor dem Menſchen haben muß,
Wenn endlich frei und ſtill die Einſamkeit
Ihr Werk der Nacht fortſetzen kann, und wenn
Dann ein belebtes Weſen in der Oede
Noch wacht, dann wird vielleicht es plötzlich, wie
Durch einen Hauch geweckt, aus Deinem Haupte
Auffahren ſehen einen bleichen Blitz,
Und Antwort wird aufſchauernd in der Ferne
Die Säule geben, und die ſchwere Wimper
Aufſchlagen plötzlich ihre ſtolzen Krieger
Von Erz und Deine Krieger von Granit.
O Wunder, jäh erwachen all' und prallen
Wild auf einander, wie die alten Krieger
Der Sage, die in grauer Zeit in Marmor
Ein Zaubrer wandelt' und zurück in Menſchen.

Der Aar von Erz, der ſchläft auf Deiner Spitze,
Wird ſtolz empor ſich richten, und die Flügel,
Die breiten, über dieſen Helden ſchütteln,
Die er im Feuer ſeiner Augen badet.
Woher das Leuchten dieſer Auferſtehung?
Woher der Wind, der die metallnen Krieger
Anhaucht, daß ſie ſich aufgewiegelt rühren,

Wie Blätter um den Stamm der Eiche zittern? —
Gott weiß es. Ein Geheimniß waltet hier.
Der Eine ſagt zum Andern leis: Steh' auf!
Die Sechsundneunz'ger wecken die von Tauſend
Achthundert auf, die Krieger, die die Säule
Hinan zum Himmel führt, die an der Erde
Ein Sockel von Granit gefeſſelt hält.
Sie ſpornen in die Schlacht ihr Roß, das wiehert,
Die Fahne, die ſich bläht, die Fleuerſchlünde,
Die raſſeln, jagen ſie ins Kampfgewühl.
An Deiner Mauer hört man Hornſignale,
Kanonendonner, Trommelwirbel, wildes
Anprallen der Schwadronen, Schlachtgeſchrei
Durch's Blachfeld hin, das dumpf erſchüttert dröhnt,
Das brauſt hervor aus dem belebten Stein,
Vom Fuß der Säule zur erhabnen Spitze
Laut dröhnt das Erz, wie Lärm von hundert Schlachten,
Und, niederwerfend den erſchrocknen Feind,
„Sieg!" rufen ſie und die Fanfaren ſchmettern,
Und von der Säule ſchallt zu Dir herüber
Der Jubelruf aus tauſend Kriegerkehlen.
Dann wird es ſtille, hier, wie dort... Doch horch...
Welch' feſtlich froher Lärm durchrauſcht das Thal?...
Und Notredame, wie ein Labarum
Ihr Kreuz erleuchtend, wird in dunkler Nacht
Euch ein Tedeum ſingen, fern verhallend.

O Monument, das ſind die Träume des Poeten,
In deinem Schatten war's, wo ſie ſein Haupt umwehten,
Gern hätt' ein Belus, gern ein Mithra dich geſchaut;
Ein Denkmal heut des Kriegs, geweiht zum Wallfahrtsorte
Der Zukunft, Traum von Stein, du wunderbare Pforte
Zu einem Rieſenſchloß, das träumend man ſich baut.

Wenn deine Bilder ich in ſtaub'gen Epheu hülle,
Wenn in der Zukunft ich, nachdem verrauſcht die Fülle
Der Jahre, leuchten ſeh' die Namen, ruhmbekränzt,
Die lange Heldenreih' an deinen Mauerwänden,
Die durch der Zeiten Nacht mir ihre Strahlen ſenden,
Wie durch des Waldes Laub der Sternenhimmel glänzt;

Wenn mein Gedanke ſo mich deine Zukunft ſchauen
Läßt als Vergangenheit, den jungen Bau als grauen,
Vor deiner Größe beug' ich dann mich, ohne Maß
Bewundernd; doch als Sohn und Künſtler, mich ergehend,
Beklag' ich Eines nur, vor deinem Bogen ſtehend,
Daß Phidias fern, und daß man, Vater, Dich vergaß.

Februar, 1837.

IV.

„Kommt, laßt uns luſtig ſein!“ — So klingt der Schwelger Wort.
„Die lange Tafel winkt, die vollen Flaſchen dort,
Wir ſind zum üpp'gen Feſt verbunden.
Wir ſtreu'n all unſer Gut hinaus, wohin es rollt,
Verzetteln, da wir reich, verpraſſen unſer Gold,
Und, da wir jung ſind, unſre Stunden.

Wirf Deine Bibel weg, Du junger, frommer Mann,
Laß Kirch' und Schule ſtehn, und komm mit uns, fang an
Zu leben, ſieh, wie wir es treiben.
Sing', iß und trink mit uns, hier ſind die Frommen, ſchau:
Denn wir geſtatten Gott, daß er ſein Himmelblau
Uns zeigen darf durch unſre Scheiben.

Wozu Dein dummer Fleiß? — Und weißt Du, was von Dir
Die Schönen ſagen, ſie, geſchmückt mit jeder Zier,
Um deren Lächeln buhlt ein Jeder.
— „Der arme, junge Menſch!“ — Sie lachen überlaut.
„Was ſtrengt ſich der nicht an, zu geben ſeiner Haut
Die Farbe ſeines Buchs in Leder!“

Wir, ſchwelgend in Muſik, berauſcht an nackter Bruſt,
Wir leben! Unbekannt iſt unſre Götterluſt
Dem Pöbel, der nur ſchnappt nach Beute,

Wenn durch den hellen Saal das Meer der Töne wallt,
Der Jubel ſchwellend jetzt ſich hebt und dann verhallt,
Wie Waſſerſtaub zerſtreut ins Weite.

Wo Großes je geſchah, da gab's Muſik dabei;
Drum, Freunde, lieben wir auch Krieg und Kriegsgeſchrei
Von Kindesbeinen an zum Raſen,
Weil den Legionen, die zum Sieg Bellona führt,
Voran die Trommel ſchallt, von raſcher Hand gerührt,
Und luſtig die Trompeten blaſen.

Für Euch, ihr Könige, der Krieg, für uns die Luſt!
Euch ſchlägt vor Stolz, uns ſchlägt vor Leidenſchaft die Bruſt,
Was Jeder wünſcht, das wird er ſchauen,
Ihr ſeid gefürchtet, wir geliebt, ihr habt die Macht,
Wir haben Wonne, die in duft'ger Kammer lacht,
Ihr habt die Männer, wir die Frauen.

Ihr Weiſe, Magier und Prieſter, o was ſeid
Armſelge Träumer ihr, fürwahr ihr thut uns leid,
Stets ſchwebt ihr in des Himmels Fernen,
In alten Tröſtern lest ihr blind euch, ausgelacht
Von eurem Diener, ſitzt auf hohem Dach und wacht
Und buchſtabiret in den Sternen.

Ihr ſucht den Mittelpunkt des dunkeln Alls, und wir,
Wir lachen! — Was der Menſch in Händen hält, iſt hier,
Iſt wirklich! Laßt die Thoren reden!
Euch Seligkeit, und uns die Wonne, der ihr flucht,
Für euren Himmel uns des Baumes ſüße Frucht,
Für eine Eva euer Eden!

Wir lieben, wiſſen mag und glauben, wer da mag!
Der Winter bringt den Schnee, die Sonne bringt den Tag.
Lieb' und Geſang! Wer will's verpönen?
Die goldnen Becher hebt, ſtoßt an! Du, frommer Thor,
Magſt Zeter ſchrein. Wir ziehn, als luſtge Jungen vor
Den weiſen Alten tolle Schönen!

Wir ſchöpfen, o Natur, aus deinem Freudenmeer,
Und leben frohvergnügt auf Koſten deſſen, der
Die Stirne zagend legt in Falten,
Wir wählen niemals lang, kurz iſt der ſchönſte Tag,
Wir löſen auf in Luſt, was immer kommen mag,
Und laſſen Gott im Himmel ſchalten!"

Der Weiſe ſchauend, wie ſich enden wird ihr Lauf,
Rafft von der Tafel tief betrübt die Brocken auf,
Indeß den Kelch ſie jauchzend ſchwingen;
Den Armen gibt er dann das Brot, die an der Thür
Vergeſſen ſtehn und ſagt den Bettlern: — „Betet ihr
Für die Verblendeten, die ſingen."

März, 1837.

V.

Komm, laß uns plaudern, junge Zauberin!
Zum Engel hätte Dante Dich gemacht,
Virgil zur Göttin. Hoch iſt Deine Stirne,
Und wunderhübſch Dein Fuß, ein heitres Lied
Scheint zu umſpielen Deinen Mund, Du könnteſt,
Die Stolzeſte der Stolzen, prangen, wie
Im blanken Harniſch einſt die Amazonen.

Im Schwarm der Schönen, ſei's im Gynäceum,
Sei's im Serail, bewundert würden Deine
Korallenlippen, Deine Anmuth lockte
Ein Lächeln auf Cellini's Mund, und zaubernd
Dein Bild auf eine griech'ſche Vaſe ließ'
Er Dich aus einem goldnen Blumenkelch,
Aus einer Lilie ſteigen, die ſich wandelt
In eine Frau und Lilie bleibt, vielleicht
Aus einer Lotosblume, die nur ihm
Ihr Leben dankt, — der Kunſt ſeltſame Blumen,
Um welche die Natur ſie mag beneiden.

Komm, laß uns plaudern, Schöne mit den Augen
Der Göttin! Als ich Dir zum erſtenmal
Mich nahen durft', — es war ein goldner Tag.
Ließ die Erinnrung auch in Deinem Herzen,
Wie in dem meinen, einen Strahl zurück?
Du lächelſt. Lege Deine Hand in meine,
O komm! Der Frühling lacht, der Weg iſt ſchattig,
Die Luft iſt lau, und dort im nahen Wald
Am Fuß der Eiche ſchwellend grünes Moos.

April, 18..

VI.

Bei offnem Fenſter.

Dein Fenſter, o Poet, war offen jedem Wind,
Als ſie ihr ſchönes Haupt, Dein trautes, ſüßes Kind,
Auf Deines Seſſels Lehne bückte:
— „Oh," ſagte ſie, „mein Freund, ſei allzuſicher nicht!
Nicht Alles kommt, wie ſich's der Herr vielleicht verſpricht,
Weil ihm es mich zu feſſeln glückte;

Weil ſich zu weiden oft mein Blick an Deinem glaubt,
Weil ich ein Lächeln nur noch habe für Dein Haupt,
Ob finſterer Ernſt es auch umſchatte,
Weil für die Welt ich todt mein Herz Dir ganz allein
Hingebe, wie ein Buch, in das nur Dir hinein
Zu ſchreiben ich fortan geſtatte.

Es iſt drum nicht geſagt, daß mir nicht auch einmal
Die Grille kommen könnt', ein Bischen Liebesqual
Und Eiferſucht Dir zuzutheilen,
Zu necken Dich, wie juſt ſich dreht der Launen Wind,
Unheil zu ſtiften rein aus Neugier, — wie ein Kind
Umwerfen mag ein Glas zuweilen.

Ihr Männer wollt, daß ſtolz die Frauen ſind und kühn,
Doch ſpäter meint ihr, dann könn' euer Glück nur blühn
— Ihr ſeid einmal aus hartem Holze, —

Wenn an der Liebesglut, dem heißen Element,
Den grünen Früchten gleich, die mürb die Sonne brennt,
Euch unterwürfig wird die Stolze.

Ich bin's, drum dank' es mir! — Mein Herr und König, ſchau,
Die Männer, die ſich mühn um jede andre Frau
Und kalt an mir vorüberjagen,
Gleichgültig ſind ſie mir, Du kannſt im Frieden ruhn.
Doch würde, wollt' ich nur, mein Auge, ſchlafend nun,
Aus ihren Stirnen Funken ſchlagen!"

So ſprach ſie, reizend, ſtolz und zärtlich doch entflammt,
Und auf die Lehne ſank, den goldbeſchlagnen Sammt,
Ihr weiter Aermel nachgerade.
In ihrem Auge ſahſt Du lichte Poeſie,
Wie in dem alten Buch, das lag auf Deinem Knie,
Die ganze Pracht der Iliade.

Das ſchöne Buch, ihr leſt zuſammen es mit Luſt,
Ihr hebt der Waffen Klang, wie Dir, die junge Bruſt,
Und Kampfgewühl und Lagerleben.
Als Frau ſchon haßt ſie nicht den Dichter, welcher pries
Die Helena und der die ältſten Männer ließ
Sich vor den ſchönſten Frau'n erheben.

Oft von der Höh', auf die ihr junges Herz ſie trug,
Den Strom der alten Zeit beſchaut ſie, lächelnd klug,
Daß auch verliebt ein alter Heros.
Denn wie vom Berg herab die Quellen rinnen, fließt
Der Strom der Vorzeit klar, der murmelnd ſich ergießt
Aus Deiner Urne, o Homeros.

Februar, 18..

VII.

An Albrecht Dürer.

In alten Wäldern, wo der ſchwarze Schaft
Der Erle und der weiße Stamm der Birke
Von üpp'gen Säften ſchwillt, — nicht wahr, da biſt
Du oft, entſetzt und bleich, zurückzuſchauen
Kaum wagend, zitternd, nach der Lichtung zu
Geeilt, o Albrecht Dürer, ernſter Meiſter?

Man ahnt vor Deinen wunderbaren Bildern,
Daß in dem ſchwarzen Forſt Dein Seherauge
Durch Laub und Zweige deutlich ſah die Faune
Mit platten Zehn, grünaugige Sylvane,
Pan, der die Grotte blumig überkleidet,
In welcher Du Erfriſchung ſuchſt, und ſchlanke
Dryaden, in den Händen grünes Laub.

Die Welt erſcheint Dir als ein Schattenreich,
In dem ſich Traum und Wirklichkeit vermiſchen,
Da neigen zu einander träumeriſch
Sich alte Fichten und gewaltge Ulmen,
Die hundert mißgeſtalte Ellenbogen
Mit ihren vielgewundnen Aeſten bilden,
Und wenn der Wind bewegt die düſtre Gruppe,
Nichts iſt ganz todt alsdann, Nichts ganz lebendig.

Die Kreſſe wächst, das Waſſer rinnt und rauſcht,
Die Eſchen, unter Dorngeſträuch und Ranken,
Ziehn langſam ihre ſchwarzen, knotigen Füße
Zuſammen, Blumen, die dem Schwan den Hals
Umkränzen, ſpiegeln ſich in ſtillen See'n;
Und manches Ungethüm, geſchuppt am Leib,
Den Baum als Knotenſtock in ſtruppiger Fauſt,
Es wirft auf Dich, durch Deinen Tritt geweckt,
Aus finſtrer Höhle feuerhelle Blicke.

Waldleben! Stoff und Geiſt und Kraft und Stärke
In rauher Haut, in ſaftig grüner Rinde!

Im Walde bin ich nie geirrt, wie Du,
O Meiſter, ohne daß ein Schauer mir
Das Herz geſchüttelt, ohne daß die Gräſer
Ich zittern ſah und träumeriſche Bilder
Gewiegt im Wind an allen Zweigen hingen.
Gott, der in die geheimſten Tiefen ſchaut,
Gott weiß allein, wie oft ich in der Wildniß,
Ich, der ein heimlich Feuer trägt im Buſen,
Schon zittern ſah, gleich mir, als hätten Seelen
Sie all, und lächeln und im Dunkel zu
Einander leiſe flüſtern jene Rieſen,
Die Eichen in des Waldes tiefſten Gründen.

April, 1837.

VIII.

An Ol.

In Deiner wunden Seele, Dichter, wühl'
Ich Deine innerſten Gedanken auf.

Du hatteſt Sie noch nicht geſehn, es war
Des Abends, in der Stunde, wo am Himmel
Auftauchen die Geſtirne, als ſie plötzlich
Dir ſtand vor Augen, friſch und ſchön, und leuchtend
Viel heller, als der Raum, der ſie umſtrahlte.
Demanten funkelten in ihren Haaren,
Und wie ſie ſich bewegte, war's Muſik,
Man folgt' ihr athemlos, mit trunknen Blicken,
Wie ſie hinſchwebte, weiß mit ſchwarzen Augen,
Jung, ſchlank und groß, und lichte Freude ſtrahlend.
Ganz Feuer war ſie, klarer Sonnenſchein.
Oft ihrem Geiſt entfielen Worte, wie
Der Aehrenleſerin die goldnen Aehren,
Aus ihrem Munde gingen Strahlenblitze,
Und Einer rief dem Andern zu, bewundernd
Die Stirne, ſo gedankenhell, ſchon ehe
Die Liebe ſie erſchloß, ihr Lächeln, dämmernd
Wie Morgenroth, die glänzendweiße Schulter,
Und noch viel glänzender, der Oeffnung gleich,

Durch die der Esse Flamme schlägt, ihr Auge,
Aus dem ihr glühend Herz man leuchten sah.
Sie schwebte hin und her auf Feuerschwingen,
Und unbewußt in manche Seele warf
Sie Glut, und all die hundert Augen, die
Ihr folgten, wie sie reizend durch den Saal
Hinwallte, waren wie geblendet.

Du
Sahst sie und wagtest nicht, Dich ihr zu nahn.
Denn vor dem Funken fürchtet sich das Pulver.

Mai, 1837.

IX.

Mein junger Freund, es iſt ein feiger Krieg,
Den dieſer Gegner führt, und wenig ſchrecken
Wird ihn Dein Zorn. O folge mir, laß ihn
Gewähren, edles Herz, den Zoilus
Mit falſchem Blick, den unglückſel'gen Spötter.
Verachtung? — Doch dies iſt die Luft, in der
Er athmet. Haß? — Sein Schweiß, ſein Odem, ſein
Geruch iſt Haß. Er weiß, daß ungeſtraft
Er jeden guten Ruf beſudeln kann,
Daß er zu giftig iſt, als daß man ihn
Berühren mag. Er fürchtet Nichts; er gleicht
Dem mißgeſtalten Pilz, der über Nacht
Aufſchießt am Fuß der rieſengroßen Eiche,
Der ruhig rings herum die Ziegen ſieht
Unſchädliches Geſträuch benagen. Weiß
Er doch, daß er in ſich die Rache trägt,
Und giftgebläht erwartet er die Biſſe.

Februar, 1830.

X.

An einen Reichen.

Dich, junger Mann beklag' ich, doch bewundre
Ich Deinen großen, zauberhaften Park,
Der, überſchaut von Deines Schloſſes Schwelle,
Den ganzen Horizont umſchreibt, dem Auge
Sich heiter darſtellt oder ernſt, nach Tag
Und Jahrszeit, reich an Wieſen und an Bächen,
Ein Meer von Wald und Flur, acht Meilen groß.
Dein Gut bewundernd muß ich Dich beklagen.
Denn mitten in dem herrlich hohen Wald,
Auf den ſein Füllhorn aus der Frühling ſchüttet, —
Iſt's nicht die allertraurigſte Ruine,
So ein verwelkter, abgeſtandner Menſch,
Sich, todt für jeden geiſt'gen Reiz, erkaltet
Für Luſt und Leidenſchaft, ſo jung und reich
Er iſt, zerrüttet bis ins tiefſte Herz,
In deſſen Falten durch einander wüſt
Ein Haufen Scherben liegt und leere Kelche,
In dem Langweile nur und Ekel wohnt;
Denn Heiterkeit und Unſchuld kennt es nicht.
Fürwahr, Du dauerſt mich, Du, der beneidet
Sich glaubt. All dieſe Pracht wirft auf Dein Herz,
Dein Leben einen tief iron'ſchen Schatten,
Und ſpottet Dein, und nimmt des Reichthums Schimmer
Dir von der matten, mitleidwürd'gen Stirne.

Sprich, glaubſt Du wirklich, Dein ſei dieſes Reich
Der Blumen und der Schatten, wo zum Dom
Sich wölbt des Baumes Krone, dieſer See
Mit Silberwellen, die das Abendroth
In Gold verwandelt, die Allee, die führt
Zum Wald, ein dunkler, grüner Corridor,
Und hinterm Walde dort der Berg, gekrönt
Mit einem Thurm, — die ganze ſchöne Landſchaft,
Die ſchön nur iſt für eine ſchöne Seele?
Ein heil'ger Ort für den, der zu erkennen
Im Weltenraum, im Bach, im grünen Thal
Die Züge weiß des ew'gen Angeſichts,
Von dem das Menſchenantlitz nur ein Schatten.

Was thuſt Du hier? Man ſieht Dich nie, wenn weiß
Der Morgen färbt das graue Schieferdach,
Aufſtehn und träumend pflücken gehn die Blume,
Die ſich, ein thaugefüllter Kelch, dem Vogel
Anbietet, ſieht Dich nirgends ſtehen bleiben,
Ein Buch in läß'ger Hand, in dem zu blättern
Aufhört der Leſer, wenn des Windes Hauch
In regelloſe Strophen theilt das lange,
Endloſe Lied, das aus den Quellen rauſcht.

Der Hügellinie biſt Du nie gefolgt
Von Kamm zu Kamm, wo ſich's ſo herrlich träumt,
Nie haſt Du Dich gefreut im Widerſchein
Des Waſſers einen Weidenbaum zu ſehn,
Zweiwüchſig, knorrig, ſtark, wie ein Athlet.
Nie haſt um ihr Geheimniß Du gefragt
Die alte Ulme, die zu ihren Füßen
Das Leben ſieht der ganzen weiten Ebne,
Dem Weiſen gleich, der emſig lieſt im Buch.

Im Sommer, wenn des Mittags Schwüle brennt
Und Müdigkeit sich auf die Glieder legt,
Zur Stunde, wenn der Spanier, wenn der Vogel
Sieste hält, hat nie ein scheuer Pfau
Aus dunkler Höhle, wo er kauert, langsam
Dich, fern den läst'gen Menschen, ängstlich, wie
Um Niemand aufzuwecken, durch die Nacht
Der dust'gen Wälder wandeln sehen, wo
Auf sammtnem Moos gebettet schläft die Stille.

Was ist Dir Alles das? — Des Himmels Wolken,
Das Blau und Grün langweilt Dein Auge nur,
Der Narren bist Du Keiner, die sich rühmen,
Daß sie den tausend Stimmen lauschen, die
Von allen Seiten leis ins Ohr uns singen,
Und die dem Schöpfer danken, der den Frühling
Gemacht; die Vögeln schau'n ins Nest, die lange
Den schwarzen Pilz, das Wunderding, betrachten.
Die Garbe siehst Du an, wie einen Geldsack.
Wenn im April Dein Wald die jungen Arme
Ausstreckt, und nach verliebten Schritten sich
Zu sehnen scheint, nach pochend zarten Herzen,
Nach ernsten Häuptern, sinnend vorgebeugt,
Dann denkst auch Du, von seinem Grün beschattet, —
An Deinen Holzschlag, ernst berechnend, was
Hinzugewachsen, an Paris, die Alte,
Die gar so kalt im Winter hat und steht
Am alten Quai mit seinen neuen Treppen
Und harrt der langen Schlangen, jener Flöße,
Die auf dem Fluß herabgeschwommen kommen.
Wenn unser Auge nach der Ferne schweift,
Siehst Du nur Mehl in Deinem goldnen Korn,

Nur Heu auf Deinen Wieſen, in dem Pflüger
Nur einen Bauernlümmel, den man zahlt.
Dir iſt der Rauch, der, bläulich oder ſchwarz,
Hoch über der beglänzten Landſchaft wogt,
Nur Qualm aus Hütten, wo an ſchwarzer Mauer
Man ein Stück Fleiſch in einer Ecke ſchmort.
Wenn wie mit rother Seide ſich am Abend
Der Himmel überſpannt, und, niederhängend
Die Beine, plumpen Gäulen auf dem Rücken
Die Ochſentreiber ſitzen, ſonnverbrannt,
Und Deine ſchweren Ochſen peitſchen, die,
Nun traben heim zum Stall, — vor dieſem Bild
Denkſt Du an Nichts, als jene morſche Mauer
Im Silo, die man flicken muß, wenn Du
Dein Korn verkauft, an Deine Rente, die
Bei jedem Schritte des Don Carlos zittert.
Wenn nach dem monotonen, langen Tag
Es dämmert, ſchließeſt Du zu Haus Dich ein.
Des Herbſtes laue Nächte überſtrömen
Mit ihrem keuſchen Hauch die Rebenhügel.
Was kümmert's Dich? — An Deiner Seite ſitzen
Mit braunen Haaren, angeſchmiegt den Schläfen,
Ja hübſche Mädchen, Roſen auf den Wangen
Vom Lampenſchein, mit hellen, friſchen Augen;
Sie plaudern leis und ſticken rings im Kreis.
Doch was ſie ſchwatzen, ihre Wünſche halten
Sie all zurück, ihr Herz und ihre Seele,
Von ſtiller Liebe Duft vielleicht geſchwellt,
Ein Blümchen, heimlich blühend, deſſen Duft
Uns labt, wenn wir zu ihm hinab uns bücken.
Was kümmert's Dich? Du haſt ein kaltes Lächeln
Für ſolche Schwärmerei'n; Du ſetzſt mit Andern

Dich an das grüne Tischchen mit vier Lichtern.
Ihr zankt euch lärmend über Zufallslaunen
Beim Whist und L'hombre und beim Trischakspiel. —
Indessen spielt der Mondschein hell am Fenster.

Du lächerlicher Thor! Ich sage Dir:
Die Flur, die Au'n, die eingeschlossnen Thäler,
Aus Laub und Gras gebaute Nester, wo
Des Dorfes Jugend scherzt, das goldne Korn,
Das froh die Spatzen plündern, diese Felder,
In ernster Schönheit prangend selbst im Winter —
Sie sind nicht Dein: denn Du verstehst sie nicht.

Siehst Du, die Wandrer, Kinder oder Dichter,
Auf die Dein Wald verstreut die irren Schatten,
Den arme, junge Maler, welchen Luft
Entzückt und Himmel, der Verliebte, den
Ein Name nur erfüllt, der strenge Denker,
Sie alle, die in dieser Einsamkeit
Erfrischung suchen, der für seine Liebe,
Und der für seine Studien, sie alle,
Die an der Schönheit dieses Thals sich laben,
Sie wollen von den Menschen sich entfernen
Und Gott sich nahn, und wenn sie Spuren hier
Zurück von ihrer Trauer lassen, nehmen
Sie auch von dieser feierlichen Ruhe
Der Schöpfung ihren Antheil sich mit heim.
Sie Alle, Menschen ohne Gold und Ehrgeiz,
Sie, die, vom Gras befeuchtet oder staubig
Am Fuß, Dir Lächeln nur erregen, wenn
Im stolzen Landau Du des Weges fährst,
Sie sind in diesem grünen Park, den Du

Als Dein Gebiet betrachteſt, reicher, mehr
Zu Haus, ſie ſind die Herrn hier, mehr als Du,
Obwohl von ihrem Wald, den Du mit Mauern
Und Zäunen abſperrſt, Du den kühlen Schatten
Weghauen und ſein Rauſchen kannſt verkaufen.

Für ſie iſt nicht ein Fleck in dieſem Reich
Der kühlen Schatten unfruchtbar; wer ſie
Verſteht zu pflücken, findet überall
Verborgne Blüthen, Weisheitsſtröme fließen
Ihm zu von allen Seiten. Weſſen Geiſt
Der unzufriednen Leidenſchaft entronnen,
Dem weckt der abgeſtorbne Baum Gedanken,
Wie die zerfallne Brücke. Jedem Bild
Im Walde hier entſpricht ein Gegenbild
Im Wald der Seele; das erloſchne Feuer
Des Hirten ſpricht zum liebentflammten Herzen.
Und ſtummen Rath dem Jüngling, wie dem Greis,
Gibt, was er ſinnend ſchaut; an Diſteln ſticht
Man ſich, wie an der Bosheit neid'ſcher Seelen.
Kein Blatt, das dir nicht: „Wachſe!“ ruft, die Welle
Hinrauſchend mahnt zur Eile dich: denn raſch
Verfließt die Stunde. Nichts iſt ſtumm für ſie,
Nichts kalt noch todt. Ein blut'ges Federchen
Weckt ihnen Reu' und Leid. Im Thau erkennen
Sie Thränen, ihnen ſagt die Blum' am Bach:
Labt an Erinnerung euch, verwaiſte Seelen!

In tiefſter Höhle ſchimmert ihnen noch
Ein lichter Traum, und ihnen zeigt bei Nacht
Der Baum auf ſeinen Aeſten und durch's Laub
Hindurch den goldnen Stern und weiße Tauben, —

Ein ſüßer Troſt für kummervolle Herzen.
„Glaubt!“ ſagt der Stern am Himmel: „Liebt!“ der Vogel.

So ſpricht das heilge Rauſchen Deiner Wälder,
Ihr Dämmerlicht zu grambedrückten Seelen.
Doch Dir, — was iſt es Dir? — Als goldner Strom
Fließt Jahr um Jahr ein unerſchöpfter Schatz,
Das Rauſchen, dieſer Schatten, dieſes Fächeln
Der Lüfte, und des Baumes leiſes Zittern
In Deiner Truhe nimmerſatten Schlund,
Und um das Geld für dieſen Wald, in dem
Sich Liebende berauſcht ergingen, kaufſt
Du eine Loge Dir im Opernhaus.

Und fände die Muſik nur eine Stätte
In Deiner Seele. Doch die Kunſt und Du
Sind, wie durch eine ekle Mauer, durch
Das Gold getrennt. Der Geiſt, der ſich auf Kunſt
Verſteht, verſteht ſich auch auf die Natur.
Du gehſt dorthin und ſchläfſt, von fern nicht ahnend,
Daß, ſo wie all die grünen Schätze, die
In Deine Börſe ſtrömen, Gluck ein Wald
Auch ſei und Mozart eine reiche Quelle.

Du ſchläfſt; und wenn's die Mode von dem Reichen
Verlangt, bewunderſt Du, und lächelſt, ſtehſt
Wohl auf und ſchreiend fragſt Du: wie der Autor
Sich nennt? — Die Muſe iſt Dir ſtets ein Mann.
Verſteinert ſtündeſt Du, wenn eines Abends
Man ernſte, trauernde Muſik Dir böte,
Wie eine Urne, ſchön und klar, in die
Ein ganzes Frauenherz ſich hat ergoſſen.
Unſel'ger Herr des wundervollſten Guts,

Gemeiner Kieſelſtein, hinein gebacken
In dieſen feurigen Rubin; Beſitzer
Von Aeckern, die als Frucht nur Haß Dir tragen,
Schmarozerpflanze, Miſtel, die ſich voll
Im Saft der Eichen trinkt, — Du armer Reicher!
So lebe denn, weil Dir das leben heißt;
Leb' ohne Herz und Glauben und Gedanken,
Ja, lebe dem gemeinen Koth, dem Gold,
Und Deinem Hochmuth, Deiner Eitelkeit!
Du, der Du Nichts als Blut im Leibe haſt,
Du vegetire, der der Gottheit Säuſeln
Im Schilfe nicht, im Lied des Vogels nicht
Vernimmt, und ſie im Morgenroth nicht ſchaut.

Denn — wenn auch Du es biſt, der lacht mit Schönen
Und Abends ein modernes Stück beklatſcht, —
Auf Deinen Hügeln, wo vom Dorf der Rauch
Zum Himmel ſteigt, bei Deinen See'n und Blumen,
In Deinen eignen Forſten, Deinen Gärten
Spazierſt Du ſo ſtupid, von Deinem Geiz
So ganz verblendet, ſo vollſtändig taub
Für Leben, Harmonie und Schönheit, wie
Ein grimmer Wolf, der durch die Wälder ſtreicht.

Mai, 1837.

XI.

Ei, ſieh die Kinder hier, ſie ſitzen rings im Kreis,
Dabei die Mutter, ſchön, jung, roſig, lilienweiß,
Als älteſte Schweſter anzuſehen.
Mit Sorgen blickt ſie auf der Kinder Spiel und Scherz,
Der Schickſalsurne denkt ſie mit geheimem Schmerz,
In der ſich ihre Looſe drehen.

Die Thräne ſtockt dem Kind, wo ſie erſcheint, es lacht,
So gleich dem Kind iſt ſie, ſo rein, und ihre Macht
So groß, wo ihre Schönheit waltet,
Daß ſich in ihrem Licht das Leben, viel bewegt
Und bunt, mit aller Laſt und Sorge, die es trägt,
Zur reinſten Dichtung umgeſtaltet.

Sie geht den Kindern nach, ſie pflegt ſie, ſorgt und wacht,
Sei's, daß im Januar ſie am Kamin bei Nacht
Sich ſammeln, ſpielen, ſingen, lallen,
Sei's, daß ein Maienwind des Eiſes Band zerſchlägt
Und über ihnen lind das grüne Laub bewegt,
Aus dem durchbrochne Schatten fallen.

Und geht vorbei manchmal ein Kind im Bettlerkleid,
Das eine Klapper, blank von Silber, ach, mit Leid
Betrachtet und mit Hungerblicken, —

Die Mutter kommt, und zum Almoſen macht geſchwind
Des Kindes Spielzeug ſie, zum Engel ſelbſt ihr Kind
Mit einem Lächeln zum Entzücken.

Mir, der vor Augen ſo die Mutter und im Frei'n
Die Kleinen ſpielend ſieht ſich drehn im Kinderreih'n,
Den Vögeln gleich in grünen Hallen,
Mir ſprudelt auf das Herz, und, wie ein Deckel ſchnell
Vom Schaum gehoben ſteigt, ſo wird's im Haupt mir hell
Und ſelig leicht zum Ueberwallen.

Juni, 1834.

XII.

Hier im altfränk'ſchen Garten, wo die Pfade
Sich ſchlängeln unter Linden, ſo verſchleiert,
So keuſch, daß jede Blume, die ſich öffnet,
Gleicht einem Weihrauchfaß, wo, jeden Schritt
Vom Morgen bis zum Abend ſcharf bezeichnend,
Die Stunde wechſelnd auf die Marmorvaſen
Den Lindenſchatten wirft und Sonnenſtrahlen —
Ihr Engel, o ihr wißt, wie ich mit Liebe
Am hellen Tag hier träumend Vögel ſpielen
Und flattern und die Zweige ſchwanken ſah,
Und wie mein Herz in ſeligen Gedanken
Sich wiegte, wenn das Kind, das auf die Stirn
Ich küßte, haſtig zerrt' und fort mich zog
Zu jener Grotte, wo dem alten Flußgott
Von Stein ein grüner Bart von Epheu wuchs.

Februar, 1837.

XIII.

An die entflogenen Vögel.

O Kinder, kommt zurück! — Da hab' ich Thor
Euch brummend nun verſcheucht aus meinem Zimmer,
Griesgrämig euch mit rauhen Worten ſcheltend,
Und was denn, ihr rothbackigen Verbrecher,
Habt ihr verübt? Was habt ihr Gräuliches
Denn angerichtet? Habt in tauſend Scherben
Zerbrochen ihr die japaneſiſche Vaſe?
Die Augen ausgeſtochen einem alten
Porträt? Ein ſchönes, gothiſches Miſſale
Mit Zeichnungen von eurer Hand bereichert?
Nein, Nichts von Alle dem! — Nur dieſen Morgen,
Wo ganz allein ihr einen Augenblick
In meinem Zimmer wart zurückgeblieben,
Habt unter den Papieren, die ich pflege
Zu überlexen, ihr ein Stück gefunden,
Ein Lied, noch formlos, Embryo in Reimen;
Ihr nahmt es, hieltet Rath und wurdet einig, —
Ins Feuer warft ihr es zum Spaß, ihr wolltet
Die Funken in der ſchwarzen Aſche nur
Auch einmal hin und wieder irren ſehn,
Wie auf dem Waſſer Nachts die Kähne leuchten,
Und wie des Abends Flammen man von Fenſter
Zu Fenſter an den Häuſern laufen ſieht.

Das war's. Ein Spiel. Ihr dachtet nicht an Arges.

Welch' ein Verluſt! — Darob ſich zu erzürnen
War wohl der Mühe werth! Ein ſchlechter Vers,
Mißrathen, weil ihr Schelmen um mich lärmtet,
Hinwandelnd mit Gepolter eine Ode,
Die ihrer Stanze trägen, ſchweren Gang
Mit ſchwülſt'gem Reimen überladet, plumpe
Alexandriner, die ſich überſpringen,
Wie Schüler, die von Bank zu Bank ſich jagen.
Ein Andrer hätte: „Dank!“ geſagt. Ihr nehmt
Dem Feuilleton den Raub, nach dem es ſchnappte,
Das ſchon voraus ein hölliſches Gelächter
Ausſtieß in ſeiner Höhle, die es ſich
Am Fuß der großen Blätter hat gegraben. —
Und ich hab' euch geſchmählt. Das war nicht recht,
War lächerlich. Ihr hübſchen Zwerge, die
Ein Herkules nie hätte fortgejagt.
Ich hab' euch Angſt gemacht. Ich habe mürriſch
Und ſtreng mit barſchem Ungeſtüm den Stuhl
Zurückgeſchoben bis zur Wand, und euch
Gehäß'ge Worte zugerufen: „Geht! ...
Laßt mich allein!“ ... Ich Armer! Ja, allein,
Das bin ich nun! Ich ſetzt' es durch! Allein!
Wie man des Todten, der ins Leichentuch
Gewickelt liegt, vergißt, ſo habt ihr mich
Zurückgelaſſen hier, zur Thür mein Auge
Gewendet, trotzig, ſchwer geſtraft. — Was thut
Das euch? — Die Freiheit habt ihr draußen wieder
Gefunden, friſche Luft, den ſchönen Park,
Den grünen Raſen, und den Bach, in den
Ihr ſpielend Blumen werft, den blauen Himmel,

Den Lenz, die blühende Natur, das Buch
Der Vögel und Zigeuner, Gottes Lied,
Das schöner als das meine klingt, aus dem
Das Kind die Blume, die lebendge Strophe,
Sich pflückt, von keinem Scheltwort je gestört.
Ich blieb allein zurück, der Freude fern,
Die ich verscheucht, allein mit dem Pedanten,
Dem Spleen. Denn seit heut morgen schon in meinem
Vorzimmer sitzt der Doktor, der geboren
An einem Sonntag im December ward
In London, und der kann euch, arme Kinder,
Nicht leiden, und er wartete, bis ihr
Gegangen, um bei mir sich einzuführen.
In jener Halle, wo um mich ihr lachend
Gespielt, dort sitzt er, und er seufzt und gähnt.

Was thun? — In einem Buche lesen? — Nein.
Diktir' ich Verse? — Doch wozu? — Die blauen
Figuren all, die weißen und die grünen,
Der Globus, der den ganzen Himmel dreht
Auf seiner Achse, meine Meißner Tassen,
Bemalt mit bunten Faltern und mit Käfern, —
Langweilig ist mir Alles, — ach, an euch
Nur denk' ich. In der That, seit ihr gegangen,
Ist mir die Sonne, Heiterkeit und Lust
Verloren, all der lustge Saus und Braus,
Bei dem man träumt, die Wonne, zuzusehn,
Wie lesend mit dem Finger sich der Kleinste
Forthilft, zu schau'n die reinen, heitern Stirnen,
Den Mund, der: Ja! zu Allem sagt, aus dem
Das freie schallt, das herzliche Gelächter,
Das plötzlich Perlen auf die Lippen zaubert,

Die großen Augen, die naiv, erſtaunt
Beſchaun mein altes Porcellan von Sèvres,
Die Neugier, die nach Allem fragt, die Stöße
Des Ellenbogens: — „Komm hieher! Da ſieh!“ ...

Gewiß, die Geiſter, Sylphen, und die Fee'n,
Die jeder Windſtoß mir ins Zimmer weht,
Die Gnomen, kauernd oben am Plafond
Im dunkeln Winkel, hinter meinen Büchern,
Die Hauskobolde, bucklig ſchiefe Zwerge,
Die mit chineſ'ſchen Vaſen traulich plaudern,
Der ganze Schwarm der luſt'gen Geiſter, laut
Auflachen müßt' er, wenn vor ihren Augen
Ihr die Schubladen zögt und angefangne
Hexameter, verkrüppelt, plump und hinkend,
Aufgrifft und zerrtet, armen Eulen gleich,
Ans Licht des Tags, und wenn ihr dann am Feuer
Den krummen Leibern eine Seel' entlocktet,
Den ſchlechten Verſen eine ſchöne Flamme.

Ihr luſt'gen Schelme, die ich fortgejagt,
O kommt zurück, und ſchwatzt und ſingt und tanzt,
Schlagt mühſam auf den großen Folioband,
Stoßt laufend an den Arm mich, wenn ich ſchreibe,
Macht, daß ſich aus den Verſen, die ich feile,
Spitzwinklig, wie ein Thurm, ein Strich erhebt,
Der ſcharf den ebnen Horizont durchſchneidet;
An eurem Athem wärmt ſich meine Seele.
O kommt zu mir zurück, vor Freude jauchzend
Und ſchwatzend, lärmend ohne Furcht, auch wenn
Ihr auf mein altes Buch, in dem ich leſe,
Mir Schatten werft, ihr tollen Kinderköpfe!

Ich muß geſtehn, ihr hattet Recht, und Unrecht
Hatt' ich. Wer hat nicht auch zur Unzeit ſchon
Gebrummt zuweilen? Laßt uns duldſam ſein,
Wir haben unſre Schwächen all. Ihr Kleinen,
Seid allzu ſtreng nicht gegen uns, die Großen.
Der Freude thut ſich jeden Morgen auf
Die Kinderſeele, wie dem Tag das Fenſter.
Ein Wunder aller Wunder wär' es, wenn
Das Kind, das Freude hat und Glück die Fülle,
Zugleich auch alle Weisheit hätt' im Kopfe.
Ihr ſeid Lieblinge des Geſchicks, ihr Kleinen,
Ihr braucht zu ſpielen nur, ſo ſeid ihr reizend.
Wir, die wir träumen, denken, die wir handeln,
Sind mürriſch, biſſig, ſchlecht, ihr kleinen Männer.
Man hat oft Launen, ſeinen böſen Tag;
Am Morgen regnet' es und kalt iſt's heut;
Am Himmel zog ein häßliches Gewölk
Vorbei. Was wimmert uns die Glocke vor?
Man hat wohl auch Gewiſſensbiſſe ... Seht,
Das macht uns böſe ... Das erfahrt ihr Alles
Einſt ſelbſt, wenn euer Antlitz Falten trägt,
Wenn älter ihr, das heißt, an Weisheit ärmer.

Ja, Unrecht hatt' ich. Doch ich bin genug
Geſtraft, ihr müßt verzeihn und wieder kommen.
Ich bitt' euch, kommt und laßt uns Frieden machen,
Bleiſtift, Papier, den Compaß ohne Nadel,
Im Glasſchrank die Lackvaſen, Porzellan, —
Des Mannes Spielzeug und der Neid der Kinder, —
Dort die Chineſen mit den Kürbisbäuchen,
Mein altes Bild, das im Gerümpel einſt
Ich fand, — ich geb' euch Alles, Alles preis.

Steht oder ſitzt auf meinem Tiſch, wie's euch
Beliebt, krakehlt und ſingt, — ich mucke nicht, —
Schiebt meinen großen Stuhl von Eichenholz
Herum, und werft auf meine Bank voll Schnitzerei'n
All euren Kram, der mir das Holz zerkratzt;
Gern überlaſſ' ich, furchtlos euren Händen,
O Wunder, meine Bilderbibel, die
Ihr bisher nur berührt mit heil'gem Schauer,
In der Gottvater trägt den Kaiſermantel.

Die Verſe, die auf meinem Tiſch verſtreut
Ihr ſeht, — verbrennt ſie, wenn es Spaß euch macht,
Zu ſehn, wie ſie im Rauch aufgehn. Verbrennt,
Zerreißt ſie, wie ihr wollt. — Ich wäre ſtrenger,
Wär's bei dem wackern Dichter Mery, den
Das griechiſche Marſeille, die edle Stadt,
Die blonde Tochter des Homer, zum Sohn
Virgils gemacht. Da ſprach' ich: — „Kinder, rührt
Nur mit den Augen an die Verſe, die
Zum Himmel morgen fliegen; die Papiere,
Sie ſind das Neſt, aus dem die Lieder flattern.
Kommt ihnen nicht zu nah, die Verſe, neu
Geboren, noch im erſten Manuſcript
Gefangen, leiden unter euren Händen,
Grauſam in aller Unſchuld, ihr verletzt
Am Fuße ſie, zerknittert ihre Flügel,
Und, ohne böſen Willen, thut ihr ihnen
So weh, wie kleine Kinder kleinen Vögeln!"

Allein was macht das meinen Verſen? — Ihr
Seid meine ganze Poeſie; mein Geiſt
Folgt eurer Phantaſie. Ihr ſeid die Strahlen,

Womit ich oft mein düſtres Lied erhelle.
Ihr Kinder, deren Leben lauter Hoffnung,
Ihr Kinder, deren Glück die ſüße Einfalt,
Noch kennt ihr nicht den Schmerz, ihr wiſſet nicht,
Welch ſüße Wärme, wenn durch unſer Haupt
Gewandelt der Gedanke, euer Lächeln
Verbreitet über den Poeten, der
Hinbrütet düſtren Sinns, des Schreibens müd;
Wie ſehr er, wenn ſein Kopf zerſpringt, bedarf
Der Heiterkeit, die lacht auf eurer Stirne;
Wie ſüß es ihn berauſcht, bezaubert, wenn
Der Kinder Jauchzen aus dem Nachbarhof,
Wo ihr auf einem Baum euch luſtig macht,
In ſeinen düſtern Klaggeſang ſich mengt.

So kommt denn wieder in mein Schattenreich,
Kommt, wenn ihr nicht mich traurig ſehen wollt
In meiner Oede, finſter gleich dem Fiſcher
Von Etretat, der müd des langen Winters,
Geſtützt auf ſeinen Ellenbogen, gähnend
Durch's Fenſter ſchaut zum grauen Regenhimmel.

April, 1837.

XIV.

Woran ich denke? — Fern der Heimath, wo
Ihr seid, an euch, ihr süße, kleine Köpfchen,
An euch, die Hoffnung meines reifen Sommers,
Die Zweige, deren Schatten jedes Jahr
An meiner Mauer wächst, ihr holden Seelen,
Dem Tage kaum geöffnet, ganz geblendet
Noch von den Strahlen eures Morgenroths.
Der beiden Kleinen denk' ich, welche weinen
Zumal und lachen, die auf grünem Rasen
Vorm Thor, zwei Blumen gleich, die zu einander
Sich neigend stoßen, spielend hold sich zanken.
Mit Vatersorge denk' ich träumend dann
Der beiden Aeltsten, welche weiter schon
Hinein ins Meer des Lebens vorgeschritten,
Die manchmal schon die Köpfe senken, der
Aus Neugier, jener sich Gedanken machend.

Allein und traurig, — unter den Matrosen,
Die lustig singen Abends auf dem Strand,
Zur Stunde, wo die Wellen sich wie Nüstern
Aufthun und schließen und den Hauch der Seeluft
Vermischen mit dem Wind des Himmels, wo
Man in der Luft geheimnißvolle Stimmen
Vernimmt, vom Land, vom Meere hergeweht, —
Denk' ich an euch, ihr Kinder, denk' an Haus

Und Hof, an unſern Tiſch, um den ihr lacht,
Denk' an des Feuers Kniſtern, denk' an alle
Die zarten Sorgen, die ſo gern die Mutter
Euch weiht und euer guter Großpapa.
Und während mir zu Füßen, reich mit Segeln
Bedeckt, der glatte Ocean ſich breitet,
Der Spiegel der Geſtirne, und die Augen
Des Steuermanns vom unbegrenzten Meer
Zum unbegrenzten Himmel ſchweifen, denk'
Ich nur an euch, und ſinne, zu ergründen
Die Tiefen meiner Liebe, die zu euch
Mich zieht, der Liebe, ſüß und ſo gewaltig,
Daß klein daneben ſcheint das große Meer.

Juli, 1836. Saint-Val.-en-C. Am Ufer des Meeres geſchrieben.

XV.

Tentanda via est.

Erſchrick nicht, Du beſorgte, ſüße Mutter,
Du deren Güte überall im Haus
Broſamen ſtreut, daß Du den Kleinen ſchon
So ernſt, und ſo verſunken ſiehſt im Sinnen.
Wie auf dem Riff ein armer, weißer Vogel
Einſam den Ocean aus dunkler Tiefe
Zu ſeinem Fels aufſteigen ſieht, ſo ſchaut
Er in des Lebens Dunkel ſchon hinaus,
Er ſieht im Geiſt es nah und näher kommen.
O frommes Mutterherz, erſchrick nicht, Du,
In deren wunderbarem Geiſt das Kind
Den Engel ſieht, der Engel ſieht das Kind.
O Mutter, komm und küſſe froh und ſtolz
Den Kleinen mir auf ſeine große Stirne.
Es iſt kein Wunderkind, kein weiſer Meiſter
Im Flügelkleid, ein Träumer iſt's. Nur um
So beſſer! Ja, ich ſage Dir, ſei ſtolz!
Die Schweſter des Genie's iſt die Betrachtung,
O Mutter, und das träumeriſche Kind,
Es wird als Mann zum Denker. Die Idee
Iſt Alles, des Gedankens Feuer gibt

Den Himmel einem Milton und die Hölle
Dem Dante. Groß einſt wird er ſein. Es wartet
Sein eine ſchöne Zukunft, zweifle nicht,
Des räthſelhaften Knaben, der von Allem
Den Namen wiſſen will, nach Allem fragt,
Nach einer Mauer, wie nach einem Menſchen.
Wer weiß, ob er am Boden nicht zum Spiel
Den Rieſenmeißel Michel Angelo's
Aufrafft und Schlachten kämpft mit dem Granit,
Und ſtolze Formen gibt dem blanken Marmor?
Ob er wie Bonaparte, wie Franz der Erſte
Ein Spieler einſt zum Schachbrett nimmt Europa?
Wer weiß, ob er mit vollen Segeln nicht
Ausfährt und ſeinem menſchlich kurzen Blick
Anfügt den weiten Blick des Teleſkops
Und den noch hellern Blick des Geiſtes, hoch
Im Himmel oder auf dem Meer, wie Herſchel
Geſtirn' entdeckt, und Welten, wie Kolumbus?

Wer weiß? Laß nur den kleinen Denker wachſen;
Selbſt unſern Blick der Neugier ſieht er nicht.
Vielleicht das arme, ſchwache Kind, es träumt,
Wie einſt das Kind Virgil geträumt, von Kämpfen,
Die des Poeten harren, ringen will
Auch er und ſiegen, um auf neuem Pfade
Sich zu erhöhn, und, ein beſchwingter Name,
Allzeit zu ſchweben auf der Menſchen Lippen.

Juni, 1835.

XVI.

Die Liebe, Mädchen, iſt ein Spiegel für die Frau'n
Zuerſt, in dem kokett die Schönen ſich beſchau'n;
Ihr Tröſter iſt er, ihr Vertrauter;
Doch, wenn ſie Euer Herz ganz eingenommen, fegt
Sie, wie die Tugend, aus das Böſe, das ihr hegt,
Und macht die Seele rein und lauter;

Dann etwas tiefer ſteigt ihr nieder, weh, der Fuß
Glitſcht aus ... Ein Wirbel iſt's, der euch verſchlingen muß;
Eh ihr es ahnt, ſeid ihr geſunken.
Die Lieb' iſt reizend, rein und ſterblich. Traut ihr nicht.
Ach, manches Kind ſchon hat geſpiegelt ſein Geſicht,
Benetzt im Fluß, und iſt ertrunken.

Februar. 1835.

XVII.

Nachdem ich im Dante geleſen.

Sein Leben malt der Dichter, wenn die Hölle
Er malt, in welcher Schatten und Geſpenſter
Sich jagen. Im geheimnißvollen Wald,
Fern den gebahnten Straßen tappt umher
Verirrt ſein Fuß, umringt von Schreckensbildern.
Den Weg verlegen Ungeheuer ihm,
Es iſt ein Wandern durch ein Labyrinth,
Auf Schlangenpfaden, die in weiten Bogen
Hinab ins Dunkel führen, in den Abgrund,
Wo die lebendge Hölle wogt und ſprüht.
In Nacht verliert die Wendeltreppe ſich,
Und eine Klage ſitzt auf jeder Stufe,
Und durch die Stille hört man, kaum vernehmlich,
Das Zähneklappern; Viſionen ſpucken,
Chimären dort und Träume. Augen gibt's
Durch Gram in bittre Quellen umgewandelt;
Verſchlungne Liebespaare, mit dem Dolch
Im Herzen, brennend ſtets in düſtrer Glut,
Vom Wirbelſturm dahingeweht; im Winkel
Der Hunger und die Rache, ſcheußliche
Geſchwiſter, kauernd neben einem nackten,

Zerfreſſnen Schädel; dort das bleiche Elend,
Mit dem verkommnen Lächeln im Geſicht;
Der Stolz, der Ehrgeiz, der ſich ſelbſt verzehrt,
Die ekle Wolluſt, der gemeine Geiz —
Bleimäntel, die die Seele niederdrücken.
Dort ſitzt die Furcht, die Feigheit, der Verrath,
Feil bieten Schlüſſel ſie und koſten Gift;
Und weiter unten noch, im tiefſten Schlund,
Der Haß, die grinſend wild verzerrte Larve...
Dies iſt das Leben, ja, erhabner Dichter,
Sein düſtrer Pfad, verrammelt und verſperrt.
Doch auf dem ſchmalen Weg, damit auch das
Nicht fehle, zeigſt Du uns zur Rechten ſtets
Den Genius mit der ruhig freien Stirne
Und mit den leuchtend hellen Seheraugen,
Virgil, der heiter lächelt: „Gehn wir weiter!“

Auguſt, 1896.

XVIII.

Pensar, Dudar.

An Fräulein Luiſe B.

Wie ich Dir ſchon geſagt: die tiefſte Wunde,
Die ſchwarze Wolke, die kein Wind zerſtreut,
Die ſchwerſte Laſt, der bitterſte der Schmerzen,
Was unſre Stirne bleicht und legt in Falten,
Was über unſern Mauern eine Hölle
Läßt ſprühn, es iſt die herbe Angſt, die uns
Umſchnürt den Buſen, die Beklemmung, die
Verwirrung, die dem Abgrund uns entgegen
Läßt taumeln, wenn das Schickſal eines Morgens,
Das uns in ſeinen Krallen hält, uns alle,
Uns unſrem Elend gegenüber ſtellt
Und uns ins Angeſicht die rauhe Frage,
Die ernſte, wirft: — „Was glaubſt Du, arme Seele?“
Der Zweifel iſt's, das Zittern und das Zagen,
Was Angeſichts der Sphinx, die Welt man nennt,
Den Geiſt, erſchrocken mehr noch als geblendet,
Erfaßt, daß er nicht „Nein“ zu ſagen wagt,
Und „Ja“ nicht ſagen kann. Das iſt die Schwäche
Der ganzen Raſſe, der wir angehören.
Was hat der Menſch geſichert? Was vergeht?
Was bleibt? Was iſt Chimäre? Was iſt wirklich?
Wann wird vom Himmel die Erklärung kommen?

Wie kommt's, daß stets auf unsrem Pfad wir über
Sophismen strauchelnd wanken? Daß wir, selber
Aus Nacht geschaffen, alle beben Nachts,
Zur Stunde, wo der Nebel langsam steigt
Hinan zum Herzen, wie zum Firmament?
Wie kommt's, daß düster selbst das Morgenroth
Und Räthsel birgt? Daß mancher Denker, weh,
Im Kinderherzen schwarze Klippen findet,
Und zweifelt an der Wiege, wie am Sarg?

Sieh, dieser Mann ist gut, gerecht, ein Weiser,
Die Galle färbt nicht gelb sein reines Antlitz,
Wenn todt sein Herz auch ist in mancher Faser,
Bedauern wird er Vieles, Nichts bereuen,
Die Feinde, die er hat, wenn je er ihrer
Gedenken muß, hat ihm ihr Haß verschafft,
Der seine nicht. Ein Weiser aus der Zeit
Des Marc Aurel ist's oder Adrian.

Arm ist er und er will es so. Ihm fallen
Vom greisen Haupt, um das kein Sturm mehr faust,
Nur weiße Haar' und freundliche Gedanken.
Für ihn sind all' aus Einem Mutterschooß,
Die Sterblichen, gekommen, und ein Bruder
Den Armen ist er und den Kleinen Vater.

Still, einfach lebt er, fern der lauten Stadt.
Das Land, wo jede Wunde heilt, das Land,
Wo Alles man verzeiht, der Tanz der Bauern
Zum Tambourin, ein altes griech'sches Buch,
In dem die alten Helden von Athen
Und Sparta auferstehn zum frischen Leben,

Die Kinder, die er unterwegs beſchenkt,
Der Hund, mit dem er ſpricht und deſſen Auge
Ihn wohl verſteht, das Studium des Käfers,
Der ſich im Moos verirrt, ein altes Weib,
Das Abends er nach Hauſe führt: — das ſind
Die Strahlen, welche ſeinen Tag ihm weben.
Und jeden Tag, — denn einer fließt ihm wie
Der andre hin, — wenn heim die Sonne geht,
Geht er auch heim, von Allen angeſprochen,
Die ihm begegnen, kehrt zu ſeiner Hütte,
Von Eichen überwölbt, die auf ſein Dach
Im Winter ihre Blätter niederſchütten.
Und wenn ſein Tiſch, der Ueberfluß nicht kennt,
Oft ſchmale Koſt nur liefert, lächelt, ohne
Zu murren, er der greiſen Köchin zu,
Die unter'm Druck der Jahre wankt und der
Es heut an Kraft nur fehlt, an Eifer nie.
Dann geht er in ſein Kämmerchen, wo ihn
Der Schlaf erwartet. Und was thut er dort
Allein, der weiſe, der zufriedne Mann,
Er mit dem Herzen ohne Fehler, ohne
Begierd' und Gram? — Er denkt, er träumt er zweifelt...

Verhängnißvolles Dunkel! Schreckliches
Geſetz! Umnebelt Alles, wogend, ſchwankend!
Ach, und zumeiſt an Tagen, wo uns Alles
In Trümmer fällt, wo den verirrten Geiſt
Das Unglück faßt, und unſer tolles Leben
Mit Schauern übergießt, wo uns die Laune
Des Schickſals neckt, und wo man Nichts mehr hat,
Als Ebb' und Flut, die regellos ſich folgen,
Als ein zerriſſnes Buch, als dunkle Nacht,

Gedanken, die im Abgrund ſich verlieren,
Ein Herz, entblößt von jeder ſüßen Täuſchung,
Ein Schiff, entmaſtet, leck, auf dem ſich ſtreiten
Die Leidenſchaften, wüthende Matroſen,
Die ſinnlos ſtampfen und ſich balgen um
Den Weg, der einzuſchlagen, wo verzweifelt
Man Eins nur denkt: wo iſt ein Rettungsmittel,
Ein Compaß, eine Bucht, ein Anker, den
Man faſſen könnt', ein Pharus, der uns leuchtet?
— Ha, welch' Entſetzen packt dann die Piloten,
Uns, die in letzten Nöthen nun bemerken,
Daß uns der Glaube fehlt, die Himmelsleuchte,
Die gegen alle Schrecken ſchützt, das Wort
Der Hoffnung, auf dem letzten Blatt geſchrieben,
Zur Rettung für die Mannſchaft die Schaluppe!

Wie kommt es nun, daß wir, die armen Thoren,
So ſtolz ſind? — Sprecht, ihr Weiſen, deren Seele
Stets heiter iſt, wie auch die Looſe fallen,
Im Ruhm beſcheiden, mild für Hohn und Neid,
Ihr, deren Geiſt, gleichmüthig ſtets und rein,
Im ruhig klaren Aether der Vernunft
Hoch über uns in ernſtem Glanze leuchtet,
Wie eine Sonne fern im Azurblau,
So fern, daß bis zu ihr das Rollen der
Unendlichkeit nicht dringt, in deren Strom
Verſtreut vom Wind ſo viele müde Sterne
Und Welten ſchwimmen, im Zerfall begriffen: —
Was müßt ihr dieſem Hochmuth gegenüber
Doch denken, der mit Blindheit iſt gepaart?
Wie müßt ihr lächeln über unſern Ruhm!
Und, wie ein helles Feuer ſchwarzen Rauch

Erzeugt, ſo muß euch unſer nicht'ger Stolz
Mitleid'ges Staunen in der Seel' erregen.

O habt Erbarmen, — Nachſicht und Erbarmen:
Wir hören Alles, und begreifen Nichts.
Der Glaubensmangel, ſei es Wiſſen, ſei's
Unwiſſenheit, ſei's Dünkel oder Weisheit,
Mit welchem Namen unſer Stolz ſich nennen
Auch mag, — iſt dies ein Fehler des Jahrhunderts?
Ein Uebel des Geſchlechts der Menſchen? Iſt's
Vorübergehend? Iſt's ein ew'ges Uebel?
Hat Gott vielleicht den Menſchen ſo geſchaffen,
Damit wir nach dem Himmel, der verborgen
Vor unſern Augen, unabläſſig trachten?
Wir haben nichts Gewiſſes, Brief und Siegel
Hat Gott dem Menſchen über Nichts gegeben.
Und Denken iſt nicht Glauben. Kaum zuweilen
Hört eine leiſe Stimme man, die ſpricht:
— „Traut nicht, vergänglich iſt all euer Werk!
Was Menſchen bauen, iſt auf Sand gebaut.
Und was ſie thun, bald wächst darüber Gras,
Der wüſte Wind verweht, was ſie errichten,
All die Aſyle, wo die Seelen hin
Ihr flüchten wollt, der Ruhm, ein eitler Purpur,
Die Liebe, Glut, die ſich verzehrt, der Ehrgeiz
Mit dem beſternten, ſtolzen Mantel, der
Sein aufgeblähtes Banner allen Winden
Preis gibt, der Reichthum, auf der Garbe thronend,
Die Wiſſenſchaft, von fern ſo groß und hehr,
Die Macht, die unterm Baldachin ſich ſpreizt,
Die Wolluſt unter Blumen — Zelte ſind
Das Alles nur. — Das Haus iſt anderswo.

Geht weiter, ſucht wo anders ewge Güter.
Nur Schatten gibt ein Zelt euch, Sterbliche!“
Du hörſt die Stimme, ſinnſt darüber nach,
Und glaubſt für Augenblicke minder dunkel
Zu ſehn den Himmel, wie man durch den Nebel
Ein Ufer ſchaut, das weit ſich ſcheint zu dehnen.

Ja, glauben, — doch an was? — Das nächtliche
Problem, wo keinen Grund das Senkblei findet, —
Mein Auge, nicht ganz ungeübt vielleicht,
Hat oft es ſchon durchforſcht. Die großen Fragen,
Stets wechſelnd, wie das Meer, Kryſtall zur Stunde,
Und Schlamm darnach, — ich habe ſie durchwühlt,
Die Oberfläche, wie den Grund, und tauchend
Hab' ich ihn unermeßlich tief gefunden.

Zu Zeugen ruf' ich dich, o Abendwind,
O Morgenluft, zu Zeugen euch, ihr Sterne
Der Nacht, wie oft, im Dienſte ſtets des ſtrengen
Gedankens, ich allein verſucht die Höhe
Hinanzuſteigen, jenen feſten Punkt
Im Raum zu finden, wo die weite Welt
Man überſchaut, den Gletſcher über'm Abgrund,
Das Vorgebirge, das das Meer beherrſcht!
Wie oft hab' ich geträumt auf kahlen Gipfeln,
Indeſſen unter mir Gewäſſer, Städte,
Ruinen, Wälder in den Falten lagen
Der Hügel, und, Rauchpfannen gleich, die Berge
Dampf wirbelten, und fern der Ocean,
Die ſchwarzen Wogen breitend, hohe Bauten
Aus Felſenriffen thürmend, mit dem Chor
Der Stimmen der Natur zuſammenrauſchte.

Und zu den Wogen sprach ich: „Wogen, die
Ihr immer grollt!“ ... und zu den Burgen, fallend
In Trümmer: „Thürme, der Vergangenheit
Lebendge Zeugen, Schlösser, die der Zahn
Der Jahre mit hartnäckiger Gier benagt!“ ...
Ich sprach zur Nacht: „O Nacht, so reich an Sonnen!“ ...
Und zu den Strömen sprach ich, zu den Blumen,
Den purpurrothen Früchten, und zu all
Den namenlosen Formen, die der Tod
Zerschlägt, den Bergen, Wäldern und den Auen:
„Was wißt ihr?“ — Oft zur Stunde, wo der Wind
Der Nacht des Wandrers Schritt beschleunigt, sprach
Ich zu mir selber: — Die Natur, die große,
Die Schöpfung, welche den Geschöpfen dient,
Weiß Alles! Alles wäre klar für den,
Der sie verstände! — Wie ein Stummer, der
Ein wichtiges Geheimniß kennt und würgt
Am Wort des Räthsels, daß die Lippe schäumt,
So scheint's oft, daß sie Alles sagen möchte.
Doch Gott verbeut es ihr. Du horchst umsonst:
Geräusch nur auf Geräusch, kein klares Wort.
Das Lied, das her vom Erntefeld erschallt,
Das Tosen, das aus Städten steigt empor,
Des Donners Rollen und das schrille Sausen
Der Winde, das Geräusch der Woge, kommend
Und gehend, die aus aufgesperrtem Rachen
Heult und verstummt und wieder heult, — die Stimmen
Sind alle nur ein endlos dumpfes Stammeln.

Denn sprechen kann der Mensch allein und, ach,
Der Mensch weiß Nichts! O räthselhaftes Loos!
Was er hienieden forschen mag und sinnen,

Vor ſeinen Augen hüllt in finſtre Wolken
Sich Alles, und die Seele, wenn im Sterben
Sie ſinkt, ſie geht ins Land der Räthſel ein.

So kommt's, daß Zion zu verwerfen, Rom
Zurückzuweiſen, Schlüſſe durch Verneinung
Sich nur zu bilden, — weil dies leichter iſt, —
Der Brauch iſt, dem die Menſchen gerne folgen.
Nur wenig ſind wir, — wenig glauben wir.
Gott wollt' es ſo, und ſo iſt Alles gut;
Mehr Helle würd' uns nur die Augen blenden.
Mit Früchten überladen bricht der Aſt.
Was würd' aus uns, wenn der lebendge Gott
Von ſeinem ew'gen Thron der Wahrheit Strom
In das Gefäß der menſchlichen Vernunft
Ergöſſ'? — Ihn ganz zu faſſen iſt's zu klein.
Ein Tropfen iſt genug für jede Seele,
Vermiſcht mit Irrthum noch dazu. Ein dunkles
Etwas hat jeder Menſch in ſich, das wider
Den Glauben ſich empört. — O Gott! O Tod!
Zwei Worte! Zwei Abgründe, die ſie bergen!
Die ſtärkſten Herzen faßt ein Schauer, wagen
Sie ſich hinaus auf dieſe hohe See.
Man ſetzt darüber nicht in Einem Flug.
Der Vögel gibt's nicht Viele, die im Flug,
Ohn' auszuruhn, den Ocean durchkreuzen.
Kein Gläub'ger iſt ſo rein, ſo treu, daß er
Nicht manchmal ungewiß erbebt' und ſchwankte.
Denn welches Herz iſt ohne Furcht und Schwäche?
Drum laßt in Demuth unſern Pfad uns wandeln.
Sein Schatten folgt dem Leib, dem Geiſt der Zweifel.

September, 1835.

XIX.

Halt ein, o Muſe mit dem Saitenſpiel
Von Erz, o Muſe des Geſetzes, Muſe
Des ſtarken Rechts, von deren Lippen Worte,
Geſtählt im Feuer, ſtrömen, Funken, die
Aus deiner Seele ſpringen, — Muſe, ſprich
Nicht weiter, laß ſie gehn, wohin ſie wollen!
Gedulde dich, bis deine Stunde kommt,
Und als beſcheidne Jungfrau ſchaue ruhig
Und ſchweigend zu dem Schauſpiel. Kaum enthülle
Den heil'gen Zorn, der dir im Herzen grollt,
Die aufgeworfne Lippe. Heutzutage,
Wo Jeder breit ſich macht, wie Regenwaſſer,
Befruchtend oder näſſend bloß, wo man
Nichts Andres ſieht, als Ohnmacht, Wuth und Schwäche,
Unnütze Laſten, die man in den Kopf
Sich ſetzt zu wälzen, neue Simſon, die
Einreißend unter Trümmern ſich begraben.
Der iſt der Stärkſte, der die Kraft bezähmt:
Oft zeigt der Ocean kaum eine Falte.
Drum bis zum Tage der Entſcheidung — näher
Schon iſt er, als man glaubt — vergeude nicht
Die Kraft. Sie wächst, indem du ſie begrenzſt.
Steh aufrecht unter Allen hoch erhaben

Der strengen Göttin gleich, die sich im Strafen
Nicht übereilt, und ihre Kraft gesammelt
Wie einen heil'gen Schatz bewahrt, die lange
Schon könnte, wenn sie wollt', und nur nicht will.

Du geh' inzwischen deines Wegs! Betrachte
Den Himmel und die Welt. Und Alle, die
Unreinen Werken fröhnen, feile Seelen,
Durch einen Sack mit Gold geblendet, Lügner
Auf offnem Markt, die stets die Sprache wechseln,
Verworfne Heuchler, Schlechtigkeit im Herzen,
Von Außen übergoldet mit erlognen
Verdiensten, Groß' und Kleine mit dem Brandmal
Auf niedrer Stirn, der Bastard, neidisch, frech
Und kriechend, jener knechtische Tribun,
Der feiger als ein Weib und seine Stimme
Feil bietet auf der Gasse, der für Geld
Stets dem Gesetz ins Antlitz schlägt, Complotte
Dem Volk empfiehlt und die Censur dem König,
Der falsche Freund, geschäftig, Haß zu säen,
Und die Wahnsinnigen, die Tag und Nacht
In lärmend wüsten Orgien sich wälzen, —
Sie alle mögen dich in ihrer Mitte
Ernst, ruhig gehen sehn, die Häupter grüßend,
Die du verehrst, zwar stumm, doch strengen Blicks.

Dein Feuerauge soll der Herzen Tiefen
Durchforschen. Wenn das Volk sich fragt: — „Auf wen
In der verblüfften Menge wird der Blitz
In seinem Auge grollend niederzucken?" —
Dann mag sich Jeder, seines Thuns mit Grauen
Gedenkend, sagen: — „Weh, vielleicht auf mich!"

Indeſſen bleibe ruhig Du und heiter.
Laß deines Kleides Saum in ihrem Schlamm
Sich nie beflecken, zittern ſollen alle
Elenden, wenn den Löwen deines Zorns,
Die grimme Klau' auf der beſternten Leier,
Sie dir zu Füßen mit dem Maulkorb ſehn.

September, 1836.

Ende der innern Stimmen.

Strahlen und Schatten.

Ein Dichter hat das verlorne Paradies geſchrieben, ein andrer die Finſterniß.

Zwiſchen dem Eden und der Finſterniß liegt die Welt; zwiſchen dem Anfang und dem Ende das Leben; zwiſchen dem erſten Menſchen und dem letzten der Menſch.

Das menſchliche Daſein bewegt ſich in zwei Formen: in der Geſellſchaft und in der Natur. Gott legt die Leidenſchaft in den Menſchen; die Geſellſchaft die Thätigkeit, die Natur den Hang zum Träumen.

Aus der Leidenſchaft in Verbindung mit der Thätigkeit, das heißt, aus dem Leben in der Gegenwart und aus der Geſchichte in der Vergangenheit entſteht das Drama. Aus der Leidenſchaft in Verbindung mit der Träumerei entſteht die eigentliche Poeſie.

Wenn die maleriſche Darſtellung der Vergangenheit bis zu den Einzelnheiten der Wiſſenſchaft herabſteigt, die Darſtellung des Lebens bis zu den Feinheiten der Analyſe, dann wird das Drama Roman. Der Roman iſt nichts Anderes, als das Drama in ſeiner Entwicklung außerhalb der Verhältniſſe des Theaters, ein bald durch den Gedanken, bald durch das Gefühl erweitertes Drama.

Uebrigens hat die eigentliche Poeſie dramatiſche Elemente, und das Drama poetiſche. Drama und Poeſie durchdringen ſich, wie alle Fähigkeiten im Menſchen, wie alle Strahlen im Univerſum. Die Thätigkeit, die Handlung hat träumeriſche

Momente. Macbeth sagt: „Der Hammer singt auf dem Thurm.“ Der Cid sagt: „Diese blasse Klarheit, die von den Sternen fällt.“ Scapin sagt: „Der Himmel hat sich heut Abend als Hanswurst verkleidet.“ Niemand entzieht sich in dieser Welt dem blauen Himmel, den grünen Bäumen, der düstern Nacht, dem Rauschen des Windes, dem Gesang der Vögel. Kein Geschöpf kann sich von der Schöpfung trennen.

Andrerseits hat auch das Träumen wieder Minuten der Handlung. Die Idylle an Gallus ist pathetisch wie ein fünfter Akt; das vierte Buch der Aeneide ist eine Tragödie; es gibt eine Ode von Horaz, aus der eine Molière'sche Komödie entstanden ist. „Donec gratus eram tibi“ ist der „Dépit amoureux.“

Alles hängt zusammen, Alles vervollständigt, Alles paart und befruchtet sich durch Paarung. Die Gesellschaft bewegt sich in der Natur, die Natur faßt die Gesellschaft ein.

Eines der beiden Augen des Dichters gehört der Menschheit, das andere der Natur. Das Eine der beiden Augen nennt sich: Beobachtung, das andere: Einbildungskraft.

Aus diesem doppelten, immer auf sein doppeltes Objekt gehefteten Blick entsteht im Hirn des Dichters jene Inspiration, die Eins und doch mannigfaltig, einfach und doch zusammengesetzt ist, — das, was man Genie nennt.

Beeilen wir uns jetzt schon zu erklären, daß bei Allem, was man hier eben gelesen hat, wie bei Allem, was man noch lesen wird, der Verfasser dieser Sammlung — und das sollte sich eigentlich von selbst verstehen — eben so weit entfernt ist, an sich selbst zu denken, wie an Einen seiner Leser. Der schlichte, ernste Künstler muß das Recht haben, das Wesen der Kunst zu erläutern, bloßen Haupts und mit gesenktem Auge. So dunkel und unzulänglich auch diese Betrachtung, die sein Leben ist, sein mag, man kann sie ihm, Angesichts der reinen

und ewigen Bedingungen des Ruhms, nicht verſagen. Der Menſch lebt, der Künſtler ſtrebt. Und dann, wo iſt der arme Hirte, der, berauſcht von Blumen und von Sternen geblendet, nicht einmal wenigſtens in ſeinem Leben, mit den nackten Füßen in dem Bach, aus dem ſeine Schafe trinken, ausgerufen hätte: — Ich möchte Kaiſer ſein!

Doch weiter.

Unſterbliche Werke ſind in unſern Tagen geſchaffen worden durch große, edle Dichter, die ſich perſönlich und unmittelbar bei den alltäglichen Bewegungen des politiſchen Lebens betheiligt hatten. Unſres Dafürhaltens jedoch könnte ein ächter Dichter, den der Zufall oder ſein Wille wenigſtens für die Zeit, wo es ihm vonnöthen iſt, auf die Seite geſetzt, und während dieſer Zeit vor der unmittelbaren Berührung mit den Regierungen und den Parteien bewahrt hätte, ebenfalls ein großes Werk hervorbringen.

Keine Verpflichtung, keine Feſſel. Die Freiheit wäre das Element ſeiner Ideen, wie ſeiner Handlungen. Er wäre frei in ſeinem Wohlwollen für Die, welche arbeiten, in ſeinem Abſcheu gegen Die, welche ſchaden, in ſeiner Liebe zu Denen, welche Nutzen ſtiften, in ſeinem Mitleid für Die, welche leiden. Es ſtünde ihm frei, allen Lügen, von welcher Seite oder Partei ſie kämen, den Weg zu verſperren; frei, Vorſpanndienſte zu leiſten den Prinzipien, die mit den Intereſſen tief verflochten ſind; frei, jeder Art von Elend ſich zuzuwenden; frei, vor jeder Aufopferung zu knien. Kein Haß gegen den König läge in ſeiner Liebe zum Volk; keine Beleidigung für die herrſchenden Dynaſtien in ſeinen Troſtworten für die gefallenen; kein Schimpf gegen die geſtorbenen Geſchlechter in ſeiner Sympathie für die Könige der Zukunft. Er würde in der Natur leben, in der Geſellſchaft wohnen. Seiner Eingebung folgend, ohne andern Zweck, als um zu denken und zum Denken zu

erregen, mit einem Herzen voll zum Ueberſtrömen, mit einem Blick, der Frieden ſtrahlt, würde er, je zu ſeiner Zeit, als Freund den Frühling ſehen auf der Wieſe, den Fürſten im Louvre, den Geächteten im Gefängniß. Würde er da und dort eine Satzung in den Geſetzbüchern der Menſchen tadeln, ſo würde man wiſſen, daß er Tag und Nacht die ewigen Dinge und den Text der göttlichen Geſetze ſtudirt. Nichts würde ihn in ſeiner tiefen, ſtrengen Beſchauung ſtören, nicht das lärmende Vorüberrauſchen der politiſchen Ereigniſſe: denn er würde ſie ſich aſſimiliren und ihrer Bedeutung nach in ſein Werk einfließen laſſen; nicht die zufällige Nachbarſchaft eines großen Privat-Leidens: denn die Gewohnheit des Denkens gibt die Fähigkeit zu tröſten; nicht einmal die innere Bewegung in Folge eigener, perſönlicher Leiden: denn durch das, was in unſrem Innern reißt, hindurch ſchauen wir Gott; und, wenn er ſich ausgeweint hätte, würde er denken.

In ſeinen Tramen, ſeinen Verſen, wie ſeiner Proſa, in ſeinen Stücken, wie in ſeinen Romanen würde er Geſchichte geben und Erfindung, das Leben der Völker und das Leben der Individuen, die erhabnen Lehren königlicher Verbrechen, wie in der neueſten Tragödie, die nützliche Darſtellung der Laſter des Volks, wie in der alten Komödie. Schmähliche Ausnahmen abſichtlich verhüllend, würde er, indem er das Alter immer groß erſcheinen ließe, zur Ehrfurcht für das Alter begeiſtern; zum Mitleid für das Weib, indem er das Weib immer in ſeiner Schwäche zeigte; zum Cultus der natürlichen Gefühle, indem er nachwieſe, daß zu allen Zeiten und in allen Fällen etwas Heiliges, Göttliches, Tugendhaftes in den beiden großen Empfindungen liegt, auf denen die Welt ſeit Adam und Eva beruht, der Vaterliebe und der Mutterliebe. Kurz, er würde überall die Würde der menſchlichen Natur hervorheben, indem er nachwieſe, daß Gott ins Innerſte jedes Menſchen, ſo

verzweifelt und verdorben er auch sei, einen Funken gelegt hat, den ein Hauch von Oben immer wieder beleben kann, den die Asche nicht verdeckt, den der Koth selbst nicht auslöscht, — die Seele.

In seinen Dichtungen würde er Rathschläge für die Gegenwart niederlegen, traumhafte Schilderungen der Zukunft; den bald blendenden, bald niederschlagenden Reflex der gleichzeitigen Ereignisse; die Pantheons, die Gräber, die Ruinen, die Erinnerungen; Mitleid für die Armen, zarte Theilnahme für die Unglücklichen; die Jahreszeiten, die Sonne, die Fluren, das Meer, die Berge; die flüchtigen Blicke in das Heiligthum der Seele, wo man, wie durch die halboffne Thüre einer Kapelle, auf einem geheimnißvollen Altar alle die schönen goldnen Gefäße sieht: den Glauben, die Hoffnung, die Poesie, die Liebe; kurz, das tiefsinnige Gemälde des Ich, — vielleicht das umfassendste, allgemeinste, universellste Werk, das ein Denker ausarbeiten könnte.

Wie alle Dichter, die denken und deren Geist beständig über dem Universum brütet, würde er durch alle seine Schöpfungen, Gedichte oder Dramen, die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes durchleuchten lassen. In seinen Tragödien würde man die Vögel singen hören; in seinen Landschaftsbildern sähe man den Menschen leiden. Dem Anschein nach wäre Nichts verschiedenartiger, als diese Dichtungen; und doch im Grunde Nichts einheitlicher und zusammenhängender. Sein Werk, in seiner Synthese genommen, würde der Erde gleichen: Erzeugnisse jeder Gattung, aber Eine Uridee in allen Conceptionen, Blumen jeder Art, aber Ein Saft in allen Wurzeln.

Er würde den Cultus des Gewissens üben, wie Juvenal, der Tag und Nacht „einen Zeugen in sich selbst" fühlte, nocte dieque suum gestare in pectore testem; den Cultus des Gedankens, wie Dante, der die Verdammten Diejenigen nennt,

„die nicht mehr denken," le gente dolorose ch' anno perduto il ben del intelletto; den Cultus der Natur, wie der heilige Auguſtin, der ohne Furcht als Pantheiſt verſchrieen zu werden, den Himmel „eine intelligente Kreatur" nennt: Coelum coeli creatura est aliqua intellectualis.

Und was ſo im Zuſammenhang ſeines Werks mit allen ſeinen Dramen, allen ſeinen Gedichten, allen ſeinen vereinzelten Gedanken dieſer Dichter, dieſer Philoſoph, dieſes Genie ſchüfe, es wäre — ſprechen wir es hier aus — die große geheimnißvolle Epopee, von der wir Alle einen Geſang in uns ſelbſt tragen, deſſen Prolog Milton, deſſen Epilog Byron geſchrieben hat: das Gedicht vom Menſchen.

Dieſes impoſante Leben des civiliſirenden Künſtlers, dieſe ungeheure Arbeit der Philoſophie und der Harmonie, dieſes Ideal einer Dichtung und eines Dichters, ſich als Ziel ſeines Ehrgeizes, als Zweck, als Anfang und als Ende zu ſetzen, dazu hat jeder Denker das Recht. Der Verfaſſer hat es ſchon anderwärts und mehr als einmal geſagt: er iſt Einer von Denen, welche mit Ausdauer, Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſtreben. Mehr nicht. Er läßt das, was man ſeine Inſpiration nennen mag, nicht aufs gut Glück gehen. Unabläſſig wendet er ſich dem Menſchen, der Natur oder Gott zu. Mit jedem neuen Werk, das er zu Tage fördert, lüftet er eine Ecke des Schleiers, der ſeinen Gedanken verbirgt; und aufmerkſame Geiſter bemerken vielleicht jetzt ſchon eine gewiſſe Einheit in dieſer Sammlung von Werken, die auf den erſten Anblick vereinzelt und auseinandergehend erſcheinen.

Der Verfaſſer glaubt, daß jeder wahre Dichter, unabhängig von den Gedanken, die ihm aus ſeiner eigenen Organiſation, und von den Gedanken, die ihm aus der ewigen Wahrheit kommen, die Summe der Ideen ſeiner Zeit in ſich tragen müſſe.

Ueber die Gedichte, die er heute veröffentlicht, hat er nur wenig zu sagen. Was er wünscht, daß sie sein möchten, ist im Vorstehenden angedeutet; was sie sind, wird der Leser würdigen.

Man wird in diesen Gedichten fast bis auf gewisse Nüancen dieselbe Anschauung der Dinge und der Menschen finden, wie in den unmittelbar vorangegangenen, die der zweiten Periode der geistigen Entwicklung des Verfassers angehören, und die, die erste Sammlung im Jahre 1831, die zweite im Jahre 1835 und die letzte im Jahre 1837 veröffentlicht worden sind. Dieses Buch ist die Fortsetzung derselben. Nur ist in den Strahlen und Schatten der Horizont vielleicht ein weiterer, der Himmel blauer, die Ruhe tiefer.

Mehrere dieser Gedichte werden dem Leser zeigen, daß der Verfasser seiner Mission nicht untreu geworden ist, die er sich selbst im Vorspiel zu den Innern Stimmen zugeschrieben hat:

„Der Dichter richtet, Stein um Stein zusammenfügend
An dem Gesellschaftsbau, der wankt bei jedem Wind,
Zwei Säulen wieder auf der alten Sitt' und Tugend,
Die Ehrfurcht vor dem Greis, die Liebe zu dem Kind."

Ueber Fragen des Styls und der Form wird er kein Wort verlieren. Wer lesen will, was er schreibt, weiß schon längst, daß, wenn er auch manchmal in gewissen Fällen die Unbestimmtheit und das Helldunkel im Gedanken zuläßt, er dies doch im Ausdruck seltener thut. Ohne die große Poesie des Nordens, die in Frankreich selbst durch bewundernswürdige Dichter vertreten ist, zu verkennen, hat er immer eine lebhafte Neigung für die präcise, südliche Form gehabt. Er liebt die Sonne. Die Bibel ist sein Buch. Virgil und Dante sind seine göttlichen Meister. Seine ganze Kindheit war nur ein langer, mit exakten Studien vermischter Dichtertraum. Diese Kindheit hat seinen Geist zu dem gemacht, was er ist. Das Exakte und das Poetische ist übrigens nicht unverträglich. Die

Zahl iſt in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft. Die Algebra iſt in der Aſtronomie und die Aſtronomie grenzt an die Poeſie; die Algebra iſt in der Muſik und die Muſik grenzt an die Poeſie.

Der Menſchengeiſt hat drei Schlüſſel, die Alles öffnen: die Zahl, den Buchſtaben, die Note.

Wiſſen, Denken, Träumen, — darin liegt Alles.

4. Mai. 1840.

Strahlen und Schatten

I.

Dichterberuf.

1.

Warum im Volksgewühl, o Dichter,
Lebſt Du, umſchwärmt und doch allein?
Was iſt das Chaos ohne Lichter
Für Dich, der Hader der Partei'n?
In dieſer ſchnöden Atmoſphäre
Welkt Deine Poeſie, die hehre,
Entweihung iſt ihr ſichres Loos;
Dein Herz, in dem Gedräng der Maſſen,
Gleicht Raſenplätzen in den Gaſſen,
Zerſtampft vom Wandrer ſchonungslos.

Hörſt Du in dumpfen Metropolen
Den Lärm, bald tobend, bald gedämpft,
Wo feindlich, offen und verſtohlen,
Sich König ſtets und Volk bekämpft?
Wozu Dein Ohr zerreißen laſſen?
Laß ſich befehden, die ſich haſſen,

Er wünſchte, daß die Menge käm' und ſchaute,
Wie bei des Drama's nächtlich düſtrer Glut
Vor naſſen Augen je und je der Schatten
Des bleichen Kardinals vorüberſchwebt.
Kopfſchüttelnd ſprach der Greis: — Wozu enthüllen
Des armen, unglückſel'gen Königs Blößen?
Wozu in ihrem Grab die Todten ſtören?
Wo will's hinaus? Weiß man, wohin man rennt?
Droht nicht der Einſturz rings, wohin man ſchaut?
Läuft Alles nicht maßloſer Freiheit zu?
Thut's denn nicht Noth, nach fünfzehn Probejahren,
Die Dämme neu zu bau'n, den Strom zu zügeln?
Ein Fürſt kann wieder nehmen, was er gab.
Und das Theater, — jetzt, wo untergraben
Der Thron iſt, muß man ſeine kühnen Flammen
Mit beiden Händen zu erſticken ſuchen.
Das Publikum, es iſt das Volk, und Funken
Kann die Komödie werfen, die im Dunkel
Den Brand der Revolution entzünden. —
Dann meint' er, die Geſchichte lüge, — wie
Dem immer ſei, dem jungen Träumer macht'
Er ſtreitig ſeinen königlichen Ahn.
Sonſt war er gütig gegen ihn, voll Huld,
Und frug den Dichter nach den eignen Ahnen.

Dem König gebend, was des Königs iſt,
Verfocht der Dichter muthig, feſt die Sache
Der Freiheit und der Kunſt, für die er glühte,
Indeß voll Achtung für den edlen Greis.
Er ſprach: — Die Zeit, wo Alles wankt, iſt ernſt.
Frei wandeln, ſtolz und ruhig will die Kunſt.
Die todten Könige gehören ihr,

Man gönn' ihr dieſe Beute. Feindlich iſt
Sie nicht. Wozu ſie reizen und der finſtern
Gewalt ſie überliefern, ſie, die Blitz
Und Donner hält in ihrer ſtarken Hand, —
Der Hand, die, plötzlich aufgethan, zum Staunen
Frankreichs, dem Louvre zum Entſetzen, — nur
Zu ſpät erwachen würd' es leider! — Blitze
Ausſchütten würd' in rothen Feuerſtrömen.
Oh, die Tyrannen in der Tiefe ſchaden
Dem König viel, der in der Höhe thront.
Das Volk iſt ſtets bereit, beim Wort die Muſe
Zu nehmen, wenn entrüſtet, ſelbſt beim Namen
Des Königs, ſich des Künſtlers Stirne runzelt.
— Sire, kann man auf Baufälliges ſich ſtützen?
Ein ſchlechtes, morſches Dach iſt die Cenſur,
Das jeden Augenblick den Leuten, die
Es ſchirmen ſoll, kann auf die Köpfe fallen.
Ein unvorſicht'ger Hauch, ſtatt auszublaſen,
Facht an die Funken nur zu wildem Feuer,
Die Kunſt, die leuchtet, wird zur Kunſt, die flammt.
Warum nach königlichem Glanz nur trachtet
Man doch bei einem Volk, loyal, doch ſpöttiſch,
Statt nach den großen Bildern, die ihm bot
Der große Ludwig, jene Königsſonne,
Von der beſchienen reich die Lilien blühten,
Der eine Welt mit ſeinem Scepter hielt
Im Gleichgewicht, und glücklich Racine machte,
Und Molière in Freiheit dichten ließ?
Gott, welch' ein Schauſpiel, die Cenſorenhorde,
Bewaffnet, leiſe flüſternd, eine Bande
Gemeiner Jäger, liegend auf dem Bauch,
Und ſklaviſch lauernd auf den Augenblick,

Wo zur Geſchichte, wie in ſeine Höhle
Der ſtolze Leu, zurück das Drama kehrt! —

Und als er den erſtaunten Greis zu ihm
Sich mild, mit tiefer noch geſenkter Stirn
Sich wenden ſah, verfolgt' er kühner ſeine
Unruhigen Gedanken, und, das Drama
Bei Seite laſſend und den Dichter, ſpürt'
Er eifrig einem ſchwarzen Plane nach,
Der in der Seele dieſes finſtern Königs
Im tiefſten Grund er eben hatt' erſpäht.
Wär's möglich? Könnt' er ſolche Träume nähren?
Das Recht des Volks zertrümmern? Wie ſein Spielzeug
Man einem Kinde nimmt, das unwirſch murrt?
Ihm Alles nehmen, Freiheit, Licht und Luft?
Er will's nicht! Klug iſt und gerecht der König!

Nach Worten, paſſend für ein Königsohr,
Dann ſucht' er, und von den gewalt'gen Wogen
Der Zeiten ſprach er: daß nicht kühne Brücken,
Nicht Dämme, nicht Kanäle, Nichts, daß Gott
Allein im Stand zu bändigen ein Volk,
Das ſich erhebt, den Ocean, der ſteigt.
Oft ſcheitern müſſe ſelbſt das ſtärkſte Schiff,
Wenn es den Wogen und den Winden trotze;
Und wider ſich in dieſem tollen Kampf
Als Klippen, um daran zu ſcheitern, habe
Man ſein Jahrhundert, und den Geiſt, die Sitte
Der Zeit, die man bekämpft, — den Hafen ſelbſt,
In den das Schiff ſich hätte flüchten können.
Er wagt' es, ſein Entſetzen auszuſprechen.
Sohn einer Tochter der Vendée, der Liebe
Nicht mehr, doch keinen Haß im Herzen trägt,

Bat er, man mög' ihm einen Augenblick
Nur Glauben ſchenken, ihm, der ernſt und treu
Am Alten hänge, deſſen Pietät
Feſtwurzelnd wie der Epheu, ach, ſich heſte,
So an Ruinen, wie an Könige.
Das Schickſal ſpielt oft grauſam mit den Menſchen.
Die Kön'ge ſollen ruhig überlegen
In dieſen ſtürmiſchen Tagen, wo, ein Meer,
Das ſteigt, der Zeitgeiſt, eine dunkle Wolke,
Am Horizont empörte Worte murmelt.
Warum heraus die kommenden Geſchlechter
Schon fordern, eh' ſie da, und auf ſie ſtacheln?
Für flücht'ge Blicke war der Himmel Frankreichs
Noch heiter. Doch, wenn auch ein Wölkchen kaum
Ihn trübte, wenn ſein Azurblau auch rein
Erſchien, und nicht ein Hauch die Luft bewegte,
Er ſah, der Träumer, grelle Blitze zucken! —

Der zehnte Karl ſprach lächelnd: — „O Poet!"

Am Abend Feſt und ſtrahlende Beleuchtung!
Von Prinzen wimmelnd, Kriegern und Lakai'n,
Schien mir Saint-Cloud, das grüne, mit dem ſtolzen
Palaſt, und ſeinen Marmorbildern, die
Die Seine ſpiegelnd mitzunehmen drohte,
Mit Liebe ſeinen Baumkranz zu umfaſſen.
Der Bogen des Triumphs mit ehernen
Victorien, und das Louvre, heiter glänzend
In tauſend Lilien, ſchienen aus der Mitte
Der fernen Hauptſtadt Antwort auszuſtrahlen.
Und über all der königlichen Pracht
Lag ſtiller Frieden, feierliche Ruhe,
Und eine Größe, die unſterblich ſchien. —

* * *

O Holyrood, umweht von dumpfen Schickſalsſchauern,
O Holyrood, wie grau, wie finſter deine Mauern,
Verwitterte Abtei!
Du, Kloſter, Schloß und Grab! Es birgt in deinem Schooße
Gott, Tod und König ſich, drei Majeſtäten, große
Myſterien alle drei.

O kronenloſes Schloß, o Thal der Strafgerichte!
Hier flüſtert uns ins Ohr die Luft und die Geſchichte
Zwei Worte, — unſern Stolz verwarnend klingt ihr Ton;
Zwei Laute, grollend, ernſt, auf die wir bebend lauſchen:
Der Meerestiefe dumpfes Rauſchen,
Und der entfernte Lärm der Revolution.

O Einſamkeit, wo man oft ſieht auf grünen Raſen
Die Rehe weiden, die am Rain herunter graſen,
Von Eichen überdeckt;
Die lauernd ſtehn im Wind, da, wo der Wald ſich lichtet,
Und ängſtlich ſpähn umher, verſtört, halb aufgerichtet,
Die Ohren hoch gereckt.

Du ſtolze Kirche mit den gothiſchen Bogen, beten
Oft ſahſt du Könige, der Väter Grab betreten
Und knie'n, wo unter'm Stein der Ahnen Leiber ruhn,
Du Pforte, die, im Arm die Hellebarde, Rieſen
Und Bogenſchützen einſt bewacht, die Blitze ſchießen, —
Mit roſt'gem Schlüſſel ſchließt ein alter Hirt dich nun!

Du Wiesengrund, wo einst die Krieger, die gestählten,
Die Lords vom Hochland stolz die wilden Clane zählten,
Die Fähnlein, die im Winde wehn;
Und wo im Sonnenschein jetzt alte Weiber kauern,
Und, ihren Lumpenkram zu trocknen an den Mauern,
Durch Dorn und Kiesel barfuß gehn.

O Holyrood! Bedeckt mit Moos ist deine Stiege!
Von deinen Thürmen nagt den Strauch herab die Ziege.
O Wuth der Eifersucht, die du noch heute brennst!
Darnley und Rizzio! O wilde Liebesflammen,
Noch schlagen heute sie zusammen: —
Ha, Blut dort an der Wand, ... hier schreitet ein Gespenst.

Welch ernste Lehren, die uns deine Hallen flüstern,
Und die geschrieben stehn an deinem hohen, düstern
Gemäuer, halbzertrümmert, grau;
Ein grausiges Geschick spricht laut aus jedem Steine,
Der Vorzeit Schimmer liegt, gleich bleichem Mondenscheine,
Auf dem verhängnißvollen Bau!

Gesegnet sei, o Schloß, gesegnet seid, ihr Trümmer!
Umfließen mag dich stets ein lichter Heiligenschimmer!
Wir beugen uns vor dir, stets sei dein Ruhm gemehrt.
Denn Frankreichs König fand, der Greis, in deinen Hallen
Den gastlichen Empfang, — den traurigsten von allen, —
Den Stuart's und Bourbon's einander stets gewährt.

Juni, 1839.

III.

An den König Louis Philipp

nach dem am 12. Juli 1839 gefällten Todesurtheil.

Bei Deinem Engel, der entflog zum Himmelspfade,
Bei dieſem Königskind, ſo friſch wie Roſenzier,
Laß Dich bei jenem Grab beſchwören: Gnade, Gnade!
Bei jener Wiege: Gnade, Sire!

12. Juli, Mitternacht.

IV.

Blick in ein Dachſtübchen.

1.

Groß iſt der Dom und hoch die Thürme, grau von Farbe,
An ſeinen Bogen prangt das Kleeblatt und die Garbe,
Mit ſeiner Roſe glänzt das ſtattliche Portal,
Und unter dem Gewölb im Zwielicht ein Gewimmel
Von Engeln und Jungfrau'n, der Höllenpfuhl, der Himmel, —
Ein Traumbild, eine Welt von Wundern ohne Zahl.

Doch feſſeln nicht der Dom, nicht ſeine hohen, dunkeln
Gewölbe, ſein Portal, die Fenſter nicht, die funkeln,
Die Thürme mir den Blick, der Schmuck ſo bunt und reich;
Nein, gleich daneben dort, im Dunkel traut und niedlich,
Das Kämmerchen, aus dem ein Sang ſo zart und friedlich
Ertönt, das hängt am Dach, dem luſt'gen Vogel gleich.

Hehr iſt der Bau, doch ſchön das Stübchen ohne Gleichen,
Mehr gilt das Neſt von Moos mir als die ſtolzen Eichen,
Den ſanften Zephyr lieb' ich mehr als den Orkan,
Und, wenn des Meeres Flut vor mir ſich dehnt ohn' Ende,
Die Alge mehr, als hoch gethürmte Felſenwände,
Die Schwalbe, die ſich wiegt, mehr als den Ocean.

2.

O ſüßes Plätzchen! Hell erglänzt im Sonnenſtrahle
Das kleine Fenſter, das zum gothiſchen Portale
Aus ſeinen Blättern ſchaut hinüber wie erſtaunt,
Der grüne Laden lacht hernieder auf die Dächer,
Er ſchließt und öffnet ſich gleich einem großen Fächer
Kokett und eitel, je nachdem der Wind gelaunt.

Vor'm Fenſter ſteht, zur Zier dem ſtillen Heiligthume,
Hochragend, weiß und rein, die ſchöne Lilienblume,
— Der Rinne nah, wo ſich ein Kätzchen krümmt und bäumt, —
Im Topf von Porcellan mit blauem Bauch und Reife,
Mit Pfauen, die zum Rad ausbreiten ihre Schweife
Auf blauer Wieſe, wie ſie der Chineſe träumt.

Und in dem Innern ſiehſt Du einen Strahl zu Zeiten
Aufſchimmern, eine Fee durch's Zimmer ſiehſt Du gleiten,
Ein Mädchen aus dem Volk, ein Waiſenkind, allein
Im traulichen Aſyl; die liederreiche Dirne,
Sieht ſie nicht manchmal aus mit ihrer reinen Stirne,
Als wäre ſie umſtrahlt von einem Heil'genſchein?

Hier wohnt die Unſchuld! — ſagt ſich Jeder auf der Stelle.
Kein Sturm hat aufgewühlt noch ihres Herzens Welle.
Vom Vogelſteller weiß das Vögelein noch Nichts.
Dem Falter iſt noch nicht ſein Farbenſtaub verdunkelt,
Es iſt der frühe Thau, der hell im Kelch noch funkelt,
Der Jungfrau Seele ſtrahlt im Glanz des Morgenlichts.

Dem dunklen Kämmerchen mit ſeinen engen Wänden
Scheint eine Welt voll Luſt Lichtſtrahlen zuzuſenden,
Der volksbewegte Platz, der Kinder Spiel und Tanz,
Die Frauen, welche ſacht am Kirchenthor verſchwinden,
Die Straßenſänger, die erfreute Hörer finden,
Von oben Glanz und Licht, von unten Licht und Glanz.

Beglücktes Mädchen! Rein, wie in des Tempels Nähe,
Iſt's rings um ſie, damit ſie ja nichts Böſes ſehe,
Die Honigbiene ſchwirrt, die Blume ſpendet Duft,
Und Schatten wirft der Thurm, vor ihrem Fenſter leuchtet
Ein Stern, ſobald das Dach des Abends Thau befeuchtet,
Folgſam, dem Diener gleich, wenn ſeine Herrin ruft.

Um ihren ſchönen Hals, am jungfräulichen Kleide
Sind Spitzen nicht zu ſehn, nicht Sammet und nicht Seide,
Sie ſchlägt ein züchtig Tuch ſich um, ihr iſt bekannt
Von Perlen Nichts, und Nichts von Falten auf der Stirne,
Aus klaren Augen, friſch und fröhlich, ſchaut die Dirne,
Wo ſolche Blitze ſprühn, was ſollt' ein Diamant?

3.

Tief in der Ecke ſteht, gehüllt in weiße Tücher,
Das Bett, und auf dem Tiſch liegt jenes Buch der Bücher,
Das Buch der Heiligen, das wahre Pantheon.
Im Winkel beim Kamin hängt zwiſchen der Madonne
Und dem Kalender er, umſtrahlt von einer Sonne,
— Vier Nadeln halten feſt ſein Bild, — Napoleon.

In dieſem Käfig hier der Aar? — Warum nicht? — Träumen
Mag man ja gern in eng begrenzten, ſtillen Räumen,
Wo eine Jungfrau ſchläft, wie ihre Lilie, rein,

Wo Anmuth, Heiterkeit und Frieden ausgegoſſen
Ringsum, vom Schlachtenlärm, von Kriegern und von Roſſen,
Vom Tag von Auſterlitz und ſeinem Sonnenſchein.

Und bei dem Kaiſer glänzt, — wie iſt die arme Kleine
Nicht von gerechtem Stolz erfüllt bei ſeinem Scheine! —
Das Kreuz, das ſie bewahrt als theures Heiligthum,
Das Ehrenkreuz, das einſt dem Vater ward zum Preiſe,
Als Wächter ließ zurück bei ſeinem Kind, der Waiſe,
Der Vater, als er fiel, ſein Bischen Heldenruhm.

4.

O Kind, Dein Vater ſieht herab auf Dich, der Krieger
Der alten Garde, der gefallen iſt als Sieger,
Es ſchaut Dich an ſein Kreuz, wenn eine Schlange ziſcht,
Es winkt Dir leiſe, will Verſuchung Dich umgarnen;
O laß von ihm, laß Dich von Deiner Lilie warnen,
Die ihren keuſchen Duft mit Deinem Hauch vermiſcht;

Von jedem Schatten laß Dich warnen, jedem Strahle,
Von all den Heiligen am ſteinernen Portale,
Von jener Taube, die wegfliegend noch Dich grüßt,
Vom Ton der Orgel, der hinbraust in vollem Strome,
Laß warnen, retten Dich vom hohen, ernſten Dome,
Vom klaren Himmelslicht, das Deine Wimper küßt.

Von Deiner Nadel laß Dir geben gute Räthe,
Die bei der Arbeit ſtets Dir nah und beim Gebete,
Die leis: „Arbeite!“ ſpricht, und mit Dir träumt und wacht;
Zwei Töchter hat geſchenkt der Arbeit Gottes Gnade,
Die Tugend, die der Luſt erſt zeigt die rechten Pfade,
Die Luſt, die liebenswerth die ernſte Tugend macht.

Laß nicht vergebens Dir die tausend Stimmen schallen,
Die kommen mit dem Wind, die aus den Wolken fallen,
Das Wort, das Dir ins Ohr aus Höhn und Tiefen ruft,
Das Dir der Thau der Nacht, das Dir die Vögel bringen,
Die Liebe Dir ins Herz zu allem Guten singen,
Und mahnen: „Bleibe rein in Gottes reiner Luft!"

Sei rein in Gottes Luft, rein, wie die goldnen Locken
Der Morgenröthe, rein, wie Schall der Abendglocken,
Rein, wie des Vogels Nest, rein, wie des Baches Flut,
Wie blonde Garben, wie die Blumen und die Sterne,
Wie Alles, was da lacht und singt, das Nah und Ferne,
Was in der Hut des Herrn in heil'gem Frieden ruht.

Sei ruhig. Wohnt die Ruh' im Herzen, wird sie steigen
Zum Antlitz, Majestät, der Ruhe ist sie eigen,
Sei fröhlich! Strenger Ernst gehört zum Glauben nicht.
Des Weibes Lächeln ist ein Strahl von Himmelskerzen,
Die Heiterkeit, sie ist die Wärme, die zum Herzen
Die Wahrheit dringen läßt, das himmlisch klare Licht.

Die Freude schmückt den Geist und leiht ihm bunte Flügel,
Die Freude sänftigt, was da lebt in Thal und Hügel,
Vom alten Thurme schaut ein frohes Nest zu Thal,
Ein blühend grüner Busch umschlingt die graue Mauer,
Denn die Ruine selbst in ihrer öden Trauer
Bedarf des heitern Schmucks, braucht einen Jugendstrahl.

Sei gut. Die Güte faßt, was löblich ist hienieden,
Dem Weisen ist von Gott, zu unsrem Heil und Frieden,
Beschеert die Güte, die ihn zieht zu Dir, zu mir.

Die Güte gab ins Herz den Edelſten ihr Meiſter.
Aus Einer Tugend ſchafft er alle höhern Geiſter,
So wie der Himmel iſt ein einziger Saphir.

So wirſt der Lilie Du, dem Schwane wirſt Du gleichen,
Und leuchten auf der Stirn wird Dir ein heil'ges Zeichen,
Zufrieden, harmlos lebſt Du, mehrend ſtets die Fracht
An guten Werken, die zur Heiligen Dich machen,
Und Abends birgſt Du ſtets im Hafen Deinen Nachen,
Und beteſt jeden Tag und ſchlummerſt jede Nacht.

Der Dichter an ſich ſelbſt.

Indeß der Himmel weit ausbreitet ſeine Lichter
Und Wieſen überſtrömt und Auen, Wald und Ried,
Ausſtrahle Du auf die Familie, o Dichter,
Auf Kinder, Jünglinge, jungfräuliche Geſichter,
Auf Mann und Greis Dein Licht, Dein gottgeweihtes Lied.

Zeig' allen, deren Boot im Sturm auf dunkler Welle
Du ſchwanken ſiehſt, den Strand, der ihnen Rettung beut,
Die Unſchuld den Jungfrau'n, den Stern, ſo klar und helle,
Der Menge, die nicht ſieht, die heilige Kapelle,
Die Zukunft dem, der jung, dem Greis die Ewigkeit.

Die Wahrheit gieß ins Herz den Frau'n und Männern, wähle
Für jedes Aug' ein Licht, das ſeinem Strahl verwandt.
Damit das Ird'ſche ſich dem Himmliſchen vermähle,
Durchdringe ſie mit Gott und wirf in jede Seele
Die Offenbarung, die ſie ſucht' und ſelbſt nicht fand.

Einſamer Dichter, ſing', es geht kein Wort verloren,
Gott ſegnet Dein Gedicht, und langſam, Schritt für Schritt,
Dringt's in den härtſten Kopf und ſprengt die taubſten Ohren, —
Wie Eichenwurzeln, die tief in den Grund ſich bohren
Langſam und ſicher, die ſelbſt ſpalten den Granit.

Juni, 1839.

V.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Nachts ein frommer Hirte
Vernahm, wie über ihm es wie mit Flügeln ſchwirrte,
Wo einſam, ungeſehn im Dunkel, wie gerührt
Vom Blitz, der droben flammt', an allen Gliedern bebend,
Er einen heil'gen Mann in Wetterwolken ſchwebend
Erblickte, den der Geiſt zur fernen Wüſte führt.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Minnelieder klangen,
Wo Völker hoch das Kreuz und blanke Waffen ſchwangen,
Das Grab, wo Jeſus ruht,
Den See, den Petrus einſt beſchritt, vom Herrn gerettet,
Den Horeb und die Gruft, wo Könige ſind gebettet,
Zu ſchau'n und Kidrons Flut.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Ludwig, zu entführen
Die La Vallière bereit, ſich ließ zur Andacht rühren,
Und ſtehen blieb vorm Kreuz, wo der Altar Genoß
Des Thrones war, der Pabſt der Könige Berather,
Wo, wenn der König ſprach: „Nur Gott iſt groß, mein Vater!"
Antwort der Biſchof gab: „Mein Sohn, nur Gott iſt groß!"

Die Hirten ſchlafen nun, die Barden und die Ritter,
Zion iſt türkiſch, — ſagt, wo kommen nun die Schnitter
Für Gottes Ernte her?
Das Volk wird ſtark, die Macht entſinkt des Königs Händen,
Es denkt der Menſch, er glaubt nicht mehr, wie ſoll das enden?
Was gilt, o Gott, dir mehr?

März, 1839.

VI.

Die Welt und das Jahrhundert.

Was thuſt du, Herr, wozu doch dient dein Werk?
Wozu des Stromes Welle, Blitz und Sturm?
Die Wieſen und der Bach, der ſie beſpült?
Und auf den grünen Höhn am Horizont
Die lämmerreichen Heerden ohne Zahl,
Die durch die Ebne bellend jagt der Hund?
Wozu in dieſem Wonnemond, wo lau
Die Lüfte zittern, all die Blumenkelche,
Dem Hauch des Mittags aufgethan, in die
Sich beutefroh die Honigbiene ſtürzt,
Wo jede Blume ſummt wie eine Glocke?
Wozu der goldgeſäumte Nebel, der
Emporſteigt aus den Dörfern und wozu
Die ſtille Ruh, die aus den Wipfeln fällt?
Wozu der blaue See, mit weichen Inſeln
Beſät, der Wald, die heimlich ſtillen Grotten?
Wozu an jedem Abend, wenn der Sommer
In Roſenfarben ſtrahlt, die Sonne, die,
Der glühendrothen Kohle gleich, auf Wolken
Sich lagert, die des Windes Hauch bewegt,
Glutpfannen, die an ihr entzündet flammen?
Wozu geſchieht's, daß du den Weinberg rötheſt?

Wozu den Strahl auf alte Mauern werfen,
Der wiederkehrend reife Trauben schwellt?
Wozu auf ihrer Achse drehn die Erde,
Den Riesenball, mit allen ihren Städten,
Mit ihren Bergen, ihren Meeren, die
Sie rings umfluten, Herr, wozu im Kreis
Sie drehn, damit der Schatten sie verdecke,
Der Tag sie übergolde, daß die Dämmrung
Bald Abends, bald am Morgen sie umhülle?
Wozu der Thau, der Donner und der Regen,
Der in der Blüthe zeugt den Keim der Frucht?
Wozu das Wesenheer im Ocean
Der Luft? Wozu mit Welten jede Sonne
Umgürten und mit irrenden Gestirnen
Den unermessnen Himmelsraum bevölkern
Und über unsern Stirnen, unsern Augen
Aufhäufen Millionen Meilen Aether,
Die endlos blaue Himmelsebne dehnen?
Wozu in allen Höhn, in allen Tiefen
Der wirre Schwall von Schatten und von Lichtern?
Warum durchduften Alles, wärmen, nähren,
Durchleuchten, lieben, guter Gott, wozu
So für des Geistes, wie des Leibes Augen
Den ewigen Gedanken übersetzen
In ein endloses Schauspiel? — wenn in diesem
Jahrhundert, wo Gesetz und Recht in Asche
Zerfällt, der Mensch daran vorübergeht,
Nichts sehend, glaubend, noch begreifend, Nachts
Im Dunkel suchend, ohne je hinauf
Zu schaun zu Gottes Werk und Wort, die schwimmen
Im Himmelslicht, bald in der Offenbarung
Des Sterns, bald unterm lichten Wolkenschleier!

Wenn dieſe Zeit in dumpfer Langeweile
Zum Unterdrücker heute macht den geſtern
Noch Unterdrückten, wenn um eitle Träume
Man gegenſeitig ſich zerfleiſcht, und wenn
Das Volk, der Schooß, in dem die Keime ſchlafen
Zu jeder Saat, nicht minder als die Fürſten
— Erwägt es wohl! — Brutalität nur kennt
Als letzten Grund, und das, ein Haufe, welchen
Man mordet, oder welcher ſteinigt, ſtets
Den blinden Kugeln dumme Pflaſterſteine
Entgegenwirft, wenn Meuterei die Städte
Erſchüttert, wenn Tyrann doch Alles iſt,
Die Freiheit ſelbſt! Wenn alte Edelleute,
Die uns in das Geleis, in dem wir fahren,
Geſchoben, ehrvergeſſen vor den Wagen
Der hadernden Parteien ſelbſt ſich ſpannen;
Wenn auf den Haß man einen Eid noch ſetzt,
Wie auf den alten Dolch die neue Klinge;
Wenn ſo ein Fürſt, ein Menſch vom Weib geboren,
Geboren, um zu glänzen eine Weile,
Um raſch und kurz zu leben, fröhnen darf
Dem Wahn, wie Du der Gott, ſei er der König;
Wenn dem Gerechten jede Freude wird
Vergällt, und Ungerechtigkeit regiert,
Und wenn der Neid, der zehrt und brennt im Hirn
Wie Kohlenglut, die Herzen, welche groß
Durch Liebe wurden, klein und niedrig macht;
Wenn, würdig nicht zu heißen ein Apoſtel,
Der Prieſter geht einher, ein Auge offen,
Das andre zugeſchloſſen, und im Namen
Des Evangeliums Hohn ſpricht der Natur,
Und nicht begreift, daß Alles Geiſt hier iſt,

Daß Gottes Hauch den Thon belebt wie uns,
Daß Baum und Blume Gottes Wort erklärt;
Wenn Niemand, weder Groß noch Klein, der Greis,
Gebeugt vom Alter, nicht einmal, ſich um
Die Wege kümmert, die zum Grabe führen,
Und ernſtlich an das Unbekannte denkt;
Wenn Jeder, unterthan nur ſeinem dumpfen
Inſtinkt, gleich einem Pflugſtier, ſeine Furche
Im Acker zieht, uneingedenk der Aehre! —
Denn, dumpf und ohne Führer und Propheten,
Bewundert, Herr, die Werke, die Du ſchaffſt,
Der Menſch nicht mehr, von ſeinem Stolz geblendet
Sieht er nicht mehr die Morgenröthe leuchten,
Die Lilie nicht, den Engel nicht, das Kind,
Die Seele nicht, den Strahl des reinſten Lichts,
Und nicht der Schöpfung unermeſſnes Bild.

Und darum ſinn' ich oft und ſpreche ſo:
— Sind wir vielleicht verdammt denn und verflucht?
Sind die Armſeligen, die heute leben,
Enterbt, des Geiſtes ihrer Väter baar?
O Gott, ſieh' an die Menſchen dieſer Zeit,
Die Blinden, die Dir fern im Dunkel wandeln!
Entweder löſche deine Sonne, oder
Entzünd' auf's Neu' ihr Feuer! Eine Seele
Gib ihnen oder nimm die Welt zurück!

Juni, 1839.

VII.

An den Herzog von ***.

Dein Schloß, o Julius, der alte Thurm,
Die neue Wohnung ſpiegelt ſich im Fluß,
Da, wo die Loire unter Blois ihr Bett
So ſchön ausweitet, und, — wie eine Mutter,
Die an den Buſen drückt ihr Kind, und, kaum
Die Lippen öffnend, leiſe zu ihm ſpricht, —
Ein hübſches Eiland in die Arme preßt.
Dein iſt, was Gutes haben kann ein Menſch,
Schon lächelſt Du dem nahen Sommer zu,
Und bald vernehmen unter grüner Laube
Wirſt Du das Lachen unten in dem Dorf.
Du lebſt! Dahin iſt der April, es kommt
Der Mai, der roſ'ge Mai, der Mond der Liebe,
Der Mai im grünen Kleid, das täglich weiter
Sich breitet, der, wie ein Levitenknabe,
Der auszuſchmücken hat des Tempels Räume,
An dürren Aeſten, die er mit der Hand
Berührend ſchwellt, aufhängt die Blüthen voll
Von Düften und die Neſter voll Geſang.

Dann ſchreibſt Du mir, daß eben Dein Kamin
Belade ſein Geſims mit einem Haufen
Antiker Trümmer, einſt der Zier von Helden,

Mit Helmen und mit Schwertern, die zum Spiel
Den Kindern dienen, und woran die Finger,
Die weißen, Eure schönen Herzoginnen
Sich schmutzig machen; endlich, daß — und Deine
Reichthümer stammen daher! — Deine Bauern,
Die Ochsen in der Furche vorwärts stachelnd,
Ein Grabmal aufgedeckt; Dein Cäsarfeld
Hat ihres Pfluges scharfen Stahl gefühlt,
Ein ganzes Schlachtfeld nennst Du ja Dein eigen.
Oft haben Deine harten, wetterbraunen
Holzhacker durch das Schmettern ihrer Aexte
Zusammt den schwarzen Raben, die im Schwarm
Entflogen, fort die Heldenschatten auch
Gescheucht, die unter Deinen Eichen schwebten.

Du weißt es, Freund, wie oft, ein ernster Wandrer,
Ich auf dem Feld des Heldenruhms geträumt,
Das, einst der Zeuge kriegerischer Thaten,
Bezwungen durch die Pflugschaar, wie ein andrer
Gemeiner Acker Korn jetzt tragen muß.
Wie ein entthronter König, stets sich fürchtend
Vor dem Erwachen, seines Ruhmes Glanz
Im Traume wiedersieht, so läßt am Tag
Von Ochsentreibern es sich treten, doch
Bei Nacht empfängt es den Besuch der Adler.

Sohn des Jahrhunderts, welchem Alles feil,
O ehre Du das todte Rom, zunächst
Dem Dorf, das lebt, begraben; laß, wie Dir
Dein frommer Sinn gebeut, der Nichts entheiligt,
Im Frieden diesen Boden, diese Asche.
O lebe glücklich! Auf geheimen Pfaden

Geh', eine Frauenhand in Deiner Hand,
Am frühen Morgen ſchon, und rings umgeben
Von Süßigkeiten denk' an Gott, der ſelbſt
Zur Zeit der Roſen ſeines Werks ſich freut.
Und Abends nimm aus wurmzerfreſſner Kiſte
Virgil, den alten, den ich oft geleſen.
Ein ſtilles Plätzchen ſuche Dir, und während
Im Saal ſie lachen, plaudern und ſich necken,
Lies, Deine Seele badend in dem Licht
Des Alterthums, durchblättre meinen ſüßen
Virgil, o Julius, und träum' und ſinne!

Denn, die der Dichter prophezeiht, die Tage
Sind nun gekommen. Hier, auf dieſem Feld,
Der weiten ſtummen Ebne findet heute
Manchmal der Ackersmann, die Scholle wendend,
Den ſchwarzen Speer, den er vom Himmel glaubt
Gefallen, auf dem Grund, den er durchwühlt,
Er ſtößt auf leere Helme, roſtge Pfeile
Und Schwerter, und indem er Gräber öffnet
Gefüllt mit Menſchentrümmern, ſteht erblaßt
Er vor der Größe römiſcher Gebeine.

Mai, 1839.

VIII.

An Fräulein Fanny von P.

Sei froh, umſpielt vom Frühlingswind,
Hell ſprudelt Dir der Quell der Wonne,
O ſpiele, ſinge, ſei ein Kind,
Sei Blume, ſei die Morgenſonne!

Fern bleibe der Gedanke Dir
Ans Schickſal, ſchwelg' in ſüßem Traume.
Was macht der Menſch auf Erden hier?
Ein Bischen Lärm im dunkeln Raume.

Hart iſt das Leben, arm und kahl;
Ein ſchönes Auge, das nur Sehnen
Erweckt und glänzt im hellſten Strahl,
Vergießt vielleicht die meiſten Thränen.

Dir hat das Schickſal nie gegrollt,
Dich bettet' es auf weiche Kiſſen.
Du haſt das Glück, zu träumen, hold
Zu lächeln, Kind, und Nichts zu wiſſen.

Du ſüße Lilie, vor dem Wind
Geſchützt, vor Sturm und Ungewitter,
Das Kinderglück iſt Dein, o Kind,
Der Widerſchein vom Glück der Mutter.

Kind, Unſchuld biſt Du ganz und gar,
Kein Stern iſt ſchön wie dieſe Flammen
In Deinem Auge, ſonnenklar,
Der Seele Bild, aus der ſie ſtammen.

Der Deinen Liebling biſt Du, wach
Und träumend weißt Du Nichts von Schmerzen.
Im Sommer jagſt Du Faltern nach,
Im Winter ſprudelſt Du von Scherzen.

Die Blüthen ſind's der Poeſie,
Die Dich, o ſüßes Kind, umranken;
Im Auge hat die Mutter ſie,
Dein Vater hat ſie im Gedanken.

Genieße dieſes Glück! Wer weiß,
Wie bald ſie kommt, die Zeit der Sorgen.
Der Traurigſten in unſrem Kreis
Hat einſt geblüht ein roſ'ger Morgen.

Laß mich Dich ſegnen, Mägdelein,
Eh' weiter meinen Kahn ich treibe,
O Kind, das Märtyrer wird ſein,
O Engel, der einſt wird zum Weibe!

Februar, 1840.

IX.

Wie in dem Teich, um den des Waldes Schatten weh'n,
So in der Seele kannſt zwei Dinge Du oft ſeh'n,
Den Himmel, ſchimmernd hell von Wolken und von Strahlen,
Die in den Waſſern ſich, den leisbewegten, malen;
Und dann den Grund voll Schlamm, ſchwarz, ſchaurig tief verſteckt,
Und wimmelnd von Gewürm, das ſich im Dunkeln reckt.

Mai, 1839.

X.

Fiat voluntas.

Die arme Frau! Ihr ſtieg die Milch zu Kopf.
In froſtigen Salons erzählte, wie
Man ſpricht von tauſend eitlen Alltagsdingen,
Man geſtern: — ſie ſei toll, und heute: — todt.

Und auf des Friedhofs grünem Raſen geh'
Ich ganz allein und ſteh' am Grab, in das
Ihr Körper ſank, nachdem der Geiſt geſunken.

Wahnſinnig? — Todt? — Warum? — Mein Gott, um Nichts
Um ein gebrechliches Geſchöpf, das kaum
Noch auf das Auge ſchlug, ein neugebornes,
Ein ſüßes Kind, ein roſig friſches Köpfchen,
Das kaum an ihrem Buſen, wie an Blumen
Die Biene, ſaugend hing und lacht' und weinte,
Und ganze Nächte, — bat ſie ſeufzend auch:
„Schlaf ein, mein Kind!“ — ihr allen Schlummer nahm,
Und lallt' und plapperte. Der arme Kleine!
Er ſchwatzt Nichts mehr. Das Kind iſt eingeſchlafen.

Ach, als am Abend eines finſtern Tags
Sie ihren Sohn, — ſo nannte ſie den Schatten —

Das bleiche Antlitz ſah, im Tod erſtarrt,
— O tröſtet nicht, wen ſolch ein Schmerz betroffen! —
Da blieb ihr Auge trocken. Und die Milch
Verſtörte plötzlich ihr das Hirn, geſchüttelt
Vom Fieber bebten ihr die Lippen, ſeit
Dem Tage ging ſie mit erſtarrtem Blick
Und ſprachlos vor ſich hin, und ſucht' und ſuchte
In ihrer Nacht ein Ding, das ſie verloren,
Ihr Kind, das ihr verſchwunden war im Raum,
Und manchmal neigte ſie im Gehn das Ohr,
Wie wenn ein Lied ſie unter'm Boden hörte.

Als eines Tags um ſie ſich auf der Gaſſe
Ein Menſchenhaufen drängte, kam ein Weib
Vom Volk und ahnte gleich ihr ganzes Leid.
Und als die Männer, die die ſchöne Stirne,
Die blaſſe, ſahn und ihr erloſchnes Auge,
Das irr nach einem Luftbild ſchweifte, riefen:
„Die arme Närrin!“ — ſprach ſie: „Arme Mutter!“

Ja, arme Mutter! — Wenn ſie murmelte:
„Das Kind!“ erſtickt' ein Seufzer ihre Stimme.
In Rauch und Aſche, die der Wind verweht,
Schien oft ein Flämmchen ſie zu ſuchen, das
Zum Himmel war entflohn. Denn ſeine Hütte
Verlaſſend hatte, weh, das junge Seelchen
Beim Abſchied mitgenommen ihren Geiſt.

Umſonſt, daß man ins Ohr ihr tröſtend ſagte:
So ſei das Leben, Alles ſchwinde, ſterbe,
Es gebe Kinder, — Mütter, merkt es wohl! —
Die Gott, der Alles leiht, und Nichts verſchenkt,

Um unsre Stirn mit ihren weißen Flügeln
Zu kühlen, uns auf unsre Zweige setzt
Für einen Tag ... Umsonst war alles Reden,
Sie hörte nicht. Sie stierte vor sich hin,
Und sah des Kindes Aermchen, dem sie rief,
Sich ihr entgegenstrecken. Eine kleine
Kapelle hatte sie aus Kinderspielzeug
Erbaut, die Arme ... Nach zwei Monden war
Sie ohne Kampf gestorben. So gewaltig
Ist Nichts, wie jene kleinen Todtenarme,
Um Mütter rasch ins Grab hinabzuziehn.
Es fällt das Kind, die Mutter fällt ihm nach.
Was ist ein Haus mit öder Schwelle, was
Ein Lager ohne Wiege? Guter Gott,
Wozu der Mutter Blick, wenn auf ein Kind
Er nicht mehr fallen kann, die weiße Brust
Wozu, wenn drauf kein Rosenmund mehr ruht?

Lang war bewußtlos sie mit todtem Herzen
Und todten Augen um das Grab geirrt.
— Lang, ach! ... das sind nun eben Menschenworte:
In wen'gen Wochen hatte sie's vollbracht.
Ja, Alles war vorüber in zwei Monden,
Wahnsinnig gestern, heute ist sie todt.

Wenn sich am Strand ein Vogel setzt, so fliegt
Gar bald herbei ein zweiter, und von Zwei'n
Ist immer Einer, der vorm Andern fliegt.
Das schöne Kind, die Flügel hatt' es kaum
Geregt, so stürzt' es auf das Grab, und sie,
Wie eine zweite Taube, flog ihm nach.

Man grub den Rasen auf und legte neben
Den Säugling nieder sie, die ihn gesäugt.

Ich ſagte: — Dein Geſetz, o Herr, iſt ſtreng;
Ein ſchauriges Geheimniß pflanzteſt du
Dem Menſchen ein, dem Vogel und dem Baum,
Der Liebe ſelbſt, und dieſer Milch, nach der
Das Kind verlangt, — die honigſüß und bitter
Zugleich, Ambroſia und Gift, die nährt
Den Säugling oder ſeine Mutter tödtet.

Februar, 1837.

XI.

Licht Alles, Alles Luſt und Freude!
Der Spinne Fuß, behend im Lauf,
Hängt an den Tulpen, weich wie Seide,
Ihr Netz von Silberſpitzen auf.

Es ſtaunt die zitternde Libelle
Die eignen Augen an im Teich,
Der wiederſpiegelt ihre Helle,
Die Wunderwelt, unendlich reich.

Die Roſe ſcheint ſich anzuſchmiegen
Verjüngt der Knospe, luſtig ſingt
Der Schwarm der Vögel, die ſich wiegen
Im Laub, durch das die Sonne dringt.

Sie preiſen Gott in Wald und Auen,
Er lindert jedes Weſens Noth;
Dem Himmelsauge ſchafft, dem blauen,
Die Wimper er, das Morgenroth.

Es ſpielt das ſcheue Reh im Haine
Und träumt, dem lauten Lärm nicht hold,
Der Käfer glänzt im grünen Schreine
Des Mooſes wie lebend'ges Gold.

Der Mond am Tag iſt matt und trübe,
Wie kaum geneſen, bleich und fahl.
Er öffnet, die von Himmelsliebe
Erglühn, die Augen von Opal.

Die Nelke, ſich der Biene neigend,
Schmiegt ſich der alten Mauer an;
Die warme Scholle freut ſich ſchweigend,
Sie weckend bricht der Keim ſich Bahn.

Rings buntes Leben, auf der Schwelle
Des Hauſes ruht der Sonne Schein,
Der Schatten überfliegt die Welle,
Die rollt, die Wolke küßt den Hain.

Glück überall, und ohne Säumniß
Greift zu, was lebt und ſproßt und quillt ...
Menſch, fürchte Nichts! Das Weltgeheimniß
Weiß die Natur und lächelt mild.

Juni, 1839.

XII.

Auf eine vlämiſche Fenſterſcheibe geſchrieben.

Das Glockenſpiel in deinen alten Städten
Wie ſchön, du Land der alt ehrwürdigen Sitten,
Du edles Flandern, wo der kalte Nord
Sich an der Sonne von Caſtilien wärmt
Und mit dem Süden paart!... Das Glockenſpiel,
Die tollſte Ueberraſchung iſt's, die Stunde,
Die man zu ſehen glaubt als Maid gekleidet,
Als ſpan'ſche Tänzerin, die plötzlich wie
Durch eine luſt'ge Pforte, die ſich öffnet,
Schnellfüßig ſpringt. Sie kommt, ſie ſchüttelt über
Die trägen Dächer ihre Silberſchürze
Voll Zaubertönen aus, und ſchonungslos
Weckt ſie die Schläfer, die langweil'gen, auf,
Sie hüpft in kleinen Schritten, wie ein Vogel,
Und ſchwingt und ſchwirrt, wie eben in die Scheibe
Geſchoſſen zuckt ein Pfeil. Sie ſchwebt hernieder
Auf ſchwankender, kryſtallner Himmelsleiter
Und hüpft und tummelt ſich in tollen Sprüngen.
Und er, der wacht und Augen hat und Ohren,
Der Geiſt, der kommen, gehn, hinauf, hinab
Sie tanzen ſieht, von Stufe hört zu Stufe
Er tönen ihrer Schritte Silberklang.

Mecheln, Auguſt 1837.

XIII.

Was ſich begeben im Kloſter der Feuillantinerinen ums Jahr 1813.

Ihr Kinderchen, im Kreis um mich verſammelt,
Mit den naiven, hellumlockten Stirnen,
Und Perlenzähnen in dem Mund, der immer:
„Warum?“ mich fragt, du kleine Neugier, die
Mir vor die ſchwierigſten Probleme legt,
Von jedem Ding, das dunkel oft mir ſelbſt,
Den wahren Grund verlangt, die Endentſcheidung
Zu wiſſen, ihr, die meines Geiſtes tiefſte,
Verborgenſte Gedanken keck berührt;
— So daß ich, wenn ihr fortgegangen, Kinder,
Oft Stunden lang mißmuthig mich bemühe,
In meinem Hirn an ihren Platz zurück
Zu ſtellen meine Träume, meine Plane,
Die ew'gen Gegenſtände meiner Forſchung:
Gott, Menſch, die Zukunft, Wahnſinn und Vernunft,
Die dunkeln, rieſigen Gebäude meiner
Syſteme, die ihr ohne Schuld in Trümmer
Mir ſtürzt durch eine hingeworfne Frage. —
Da ihr nun einmal da und wiſſen wollt,
Was ich erlebt, nach meinen jungen Jahren
Mich fragt, was ich gehofft, gewünſcht als Kind,
So hört denn, liebe, wißbegierge Freunde!

In meiner blonden Kindheit, die zu kurz
Nur, ach, gewährt, der Lehrer hatt' ich drei;
Ein Garten war's, ein greiser, frommer Priester,
Und meine Mutter.

Groß, geheimnißvoll,
Tief war der Garten, vor neugier'gen Blicken
Gedeckt durch hohe Mauern, überſät
Mit Blumen, die ſich öffneten, wie Wimpern,
Mit röthlichen Inſekten, über Steine
Hinlaufend, voll Gezwitſcher und Geſumm.
Die Mitte war beinah ein Ackerfeld,
Im Hintergrunde lag ein ganzer Wald.
Der Prieſter, deſſen Geiſt Homer genährt
Und Tacitus, er war ein ſanfter Greis,
Und meine Mutter — ſie war meine Mutter.

So, unter den drei Lehrern, wuchs ich auf.

Und eines Tags ... Oh, liehe ſeinen Griffel
Mir Gautier, zeichnen euch mit Einem Strich
Würd' ich das Männchen, das, Unheil bedeutend,
Des Abends einſt eintrat bei meiner Mutter,
Ein Doktor, arm an Stirn, an Haltung finſter
Und feierlich ... ich ſäh' um euren Mund,
Das harmlos offne Thor zu eurem Herzen,
Ein Lächeln blühn, das oft mich angeſtrahlt.

Ich ſpielt' im Garten, als der Menſch erſchien,
Ich ſah ihn kaum, ſo ſtand ich wie erſtarrt.

Er war der Vorſtand einer Kloſterſchule.

Coypels Tritonen, um die Muscheln schwimmend,
Im Wald verirrte Faune von Watteau,
Die Hexenmeister Rembrandts, Goya's Gnomen,
Die mannigfaltigen Teufel, — für die Mönche
Ein wahrer Alp — mit denen Callot lachend,
Der Schalk, den heiligen Antonius neckt,
Sind häßlich, doch bezaubernd, mißgestalt,
Allein durchglüht von einem Feuer, das
Belebt ihr Antlitz, jede Falt' und Runzel,
Und flüchtig manchmal blitzt aus ihren Augen.
— Sehr häßlich war der Mann und dumm zugleich.
Verzeihung! Wie ein lockrer Schüler sprech'
Ich noch von ihm. Das schickt sich nicht. Versucht,
Ich bitte, zu vergessen, was ich sagte.
Denn, ach, von euren schönen Jahren, die
So ein Pedant verhunzt, hab' ich behalten
Den Zorn, — die Anmuth hab' ich, ach, verloren.

Der kahle, schwarze Mann, mir ein Entsetzen,
Vor dem auch meine Mutter gleich erschrack,
Bracht' unter hundert tiefen Bücklingen
Bedenken vor und Warnungen und Räthe.
— Das Kind sei unter keiner Leitung hier,
Es laufe manchmal träumend in die Wälder
Mit seinem Buch, es wachse, wie der Zufall
Es füge, wild hier auf in dieser Oede.
Bedenke müsse man: der Ernst des Lernens
Gedeihe nur im Schatten stiller Klöster.
Die Lampe, die an düstrer Decke hängt,
Bei welcher hundert Schüler emsig schreiben,
Beleuchte den Horaz, Catull, Virgil
Viel besser, werfe hellre Strahlen zu

Den jungen Köpfen, als die Sonne, die
Durch einen blüthenvollen Baum sich stiehlt;
Kurz, was die Kinder brauchen, — fern den Müttern —
Sei harte Arbeit, Zucht und bittre Thränen.
Und somit bot die Anstalt, liebenswürdig,
Vornehm, verbindlich lächelnd an dem Kind, —
Das trunken war von Freiheit, Luft und Sonne
Und Rosendüften, — seine schwarzen Bänke
Von Eichenholz, die langen, traurigen
Dormente, Säle, die man fest verriegelt,
In deren Pfeiler ihre Langeweile
Mit alten Nägeln ein die Schüler graben;
Die Herrn Magister, die die kargen Stunden
Des Spiels mit nimmersatten Pensen unter
Schulheften stehlen, und den großen Hof,
Gepflastert, ohne Rasen, ohne Quelle
Und Baum, umschlossen von vier hohen Mauern.

Als Abschied dann der Mann genommen, war
Von seinem Wort betroffen meine Mutter,
Gedankenvoll und traurig. Was beschließen?
Was thun? Wer hat nun Recht? Das finstre Kloster?
Das süße Vaterhaus? Wer lernt wohl besser
Des Lebens strengen Ernst, der wilde Schüler?
Das Kind in seiner Einsamkeit? ... Probleme! ...
Gewichtge Fragen! ... Lange schwankte sie.
Die Sache war so ernst. Wie sollte sie,
Die Frau, die gute Seele, nicht durch Bücher
Geschult, durch's Leben nur, mit welcher Stirne
Soll sie zurück den Schulmonarchen weisen,
Der den Propheten spielt, der Alles weiß,
Und der zu ihr im Namen der Lateiner

Und Griechen sprach? — Der Priester war gelehrt,
Kein Zweifel! — Doch, was weiß ich? — Lernt man mehr
Vom Lehrer oder durch die Schule? — Freilich
Wird mancher Sieg durch Wind erfochten, selbst
Der ordinärste Mensch hat große Worte,
Wie: — „Schicklich!“ — „Ordnungsmäßig!“ — „Unerläßlich!“
Die oft der stärksten Frau den Kopf verwirren.
Die arme Mutter! Schwer ward ihr die Wahl.
Das Loos des Sohnes liegt in ihrer Hand,
Und zitternd hält sie diese schwere Wage.
Wohl glaubte sie zuweilen, leise neige
Die Schaale sich dem Kloster zu, indem
Mein künft'ges Glück sie gegenüber stellte,
Ach, meinem gegenwärt'gen, süßen Glück.

So ohne Schlaf und Ruhe sann sie nach.

Es war im Sommer, um die Stunde, wo
Der Mond aufgeht, an einem schönen Abend,
Der glich dem Tag, an Klarheit ärmer, doch
An Liebe reicher. Traurig immer noch
Und unentschieden ging sie durch den Park,
Der lag im Mondenstrahl, vom Wind durchsäuselt.
Sie fragte leise Himmel, Bach und Wald,
Der Stimme harrend, die sie hören werde.

Da war es, wo der stille Garten, wo
Der Strauch, um den Johanniswürmchen glänzten,
Der Käfer auf dem Blatt, die zierliche
Eidechse, die am Grund des alten Brunnens
Im Mondschein läuft, die Vase von Fayence
Mit blauer Blum', in der der dicke Cactus

Gedeiht, der orientalisch düstre Dom
Von Val-de-Grâce, der Kreuzgang in dem Kloster,
Zerfallen, aber lieblich immer noch,
Die schattige Allee, Kastanienbäume
Mit goldnen Knospen, die Statue, an der
Geräuschlos sich bewegt der Zweige Schatten,
Die blassen Winden, schneeige Maßliebchen,
Des Baumes Blüthen, des Gesträuchs, des Schilfs,
Die für sein Lied mit Duft dem Vogel danken,
Im Bach sich spiegeln, oder unter'm Grün
Sich bergen, oder die die stolze Stirn
Des Ebenbaums umkränzend und am Ufer
Des klaren Teichs sich mischend mit der Birke
Im Wasser zittern, goldnen Trauben gleich;
Des Himmels Blau, das durch die Zweige flimmert,
Die Dächer, die empor Rauchwolken wirbeln, —
In solchen Augenblicken war es, wo
Der ganze schöne Garten, all die alten,
Verfallnen Mauern, diese jungen Rosen,
Wo all die ernsten, all die süßen Dinge,
Das ganze, lichte Paradies durch Wellen
Und Winde sprach zur Seele meiner Mutter
Und leis ihr sagte: — „Laß uns dieses Kind!"

„Laß uns das Kind, Du sorgenvolle Mutter!
Das Auge klar, unschuldig, leuchtend wie
Ein Stern, das Haupt, die freie, reine Stirne,
Die frische Seele, Mutter, laß sie uns!
Wirf's nicht dem Zufall, nicht der Menge hin.
Ein Waldstrom ist die Menge, die, was sie
Fortwälzt, zerbricht. Die Kinder fürchten, wie
Die Vögel, sich, sie ahnen die Gefahr.

Laß unſern reinen Lüften, unſrem Thau,
Laß unſern Seufzern, flüchtig, wie die Schwingen
Der Träume, dieſen Mund, den eine Lüge
Noch nie berührt, das kindlich ſüße Lächeln,
Laß uns das Kind, du warmes Mutterherz!
Wir geben ihm nur heilige Gedanken,
Sein Morgenlicht verwandeln wir in Tag,
Und Gott wird ſchauen ſein entzücktes Auge.
Denn wir ſind Blumen, Zweige, Strahlen, wir
Sind die Natur, der ewige Quell, ein Born
Für jeden Durſt, ein Bad für jede Schwinge.
Und Wald und Feld, verſtanden nur von Weiſen,
Erziehen alle großen, edlen Geiſter.
Laß unter unſrem hehren Rauſchen wachſen
Das Kind, wir werden es mit ſeinen Düften
Durchdringen, mit dem Himmelshauch, der weht
Um jeden ſchönen Ort, und der dem Menſchen —
So wie der Leier Töne, wie dem Becken
Weihrauch — entlockt und ſteigen läßt zum Himmel
Hoffnung und Liebe, Andacht und Entzücken.
Wir werden ſeinen Blick zur Schattenwelt
Hier unten lenken, zu dem Weltgeheimniß,
Dem halbenthüllten, unter ſeinen Füßen.
Wir machen aus dem Knaben einen Mann,
Und einen Dichter aus dem Mann. Nur wir
Vermögen ſeines Geiſtes Blumenkrone
Zu bilden und wir offenbaren ihm,
Wie, von der Morgen- bis zur Abendröthe,
Vom Eichbaum bis zur Mücke, alldurchdringend,
Hauch, Farbe, Dunſt und Strahl und Widerſchein,
Das Leben lacht im Grün aus tauſend Augen.
Wir geben Dir ihn ſchlicht und fromm zurück,

Und reiche Keime legen wir in ihn
Des Mitleids und der Liebe für den Menſchen,
Die traurige, verdorbne Kreatur, —
Des Mitleids, das entſtammt der Weltbetrachtung!
O laß uns, laß uns dieſes Kind! Wir ſchaffen
Ihm eine Seele, die die Frau begreift,
Ein ſinnig Weſen, reich an ſchönen Träumen
Und Bildern, einen Geiſt, der Gott ſich wählt
Zum Buch, und zur Grammatik die Natur;
Ein Herz, den reinen Herd geheimer Gunſt,
Das mildes Licht auf alle Träumerſtirnen,
Und, — wie befruchtend auf die Blüte ſcheint
Die Sonne, — Strahlen wirft auf die Ideen."

So ſprach, zur Zeit, wo ſchweigend lag die Stadt,
Stern, Blum' und Baum, — und meine Mutter lauſchte.

Nun, Kinder, hielten ſie ihr Wort? — Ich weiß
Es nicht. Ich weiß nur das, daß meine Mutter,
Mein Alles, ihnen Glauben ſchenkt', und mir
Erließ des Kerkers Langeweil' und ihnen
Den jungen Geiſt zum frohen Schüler gab.
Von da an durft' ich, bis der Abend kam,
Die Stunde, die zu eifrig ernſtem Lernen
Mich rief, den ganzen Tag allein und frei
Und glücklich unterm blauen Himmel, wie
Ich wollt', im ſchönen Garten mich ergehn,
Die goldne Frucht beſchau'n, das Waſſer, hier
Bewegt, dort ſtehend, Sterne, welche blühn,
Und Blumen, welche ſtrahlen, Au'n und Wälder,
Die Abends wieder dann, als wie im Spiegel,
Im göttlichen Virgil mein Geiſt erblickte.

O Kinder, liebt die Thäler und die Hügel,
Die Brunnen und die Pfade, die am Abend
Von fernen Stimmen hallen, Bach und See,
Der Erde nie verſiegten Schooß, die Furche,
Wo unter Aehren die Gedanken reifen.
Reicht euch die Hand und wandelt durch das Gras,
Betrachtet die, die blonde Garben binden,
Am Himmel buchſtabirt die Flammenſchrift,
Und hört im Lied des Vogels Gottes Stimme.
Das Leben und der Kampf der Leidenſchaften
Erwartet euch; ſeid gut, ſeid wahr, ſeid Brüder.
Vereinigt gegen dieſe Welt, in der
Der Geiſt verkümmert, lest in Einem Buch
Zuſammen Stirn an Stirn! Vergeſſet nie,
Daß nur demüth'ge, auserkorne Seelen,
Zum Licht geboren und zur Poeſie,
Daß nur ein Herz, dem Gott ein ernſtes Echo
Verleiht für jeden Ton, dem ein lebendig
Geheimniß innewohnt, in einem Ruf,
In einem Klang, in halbverlornen Lauten
Vernimmt die weiſe Mahnung der Natur!

Mai, 1839.

XIV.

An den Bildhauer David.

O David! Wie ein großer König, der
An ſeine Prinzen, Land um Land, ſein Reich
Vertheilt, gibt jedem Künſtler Gott ein andres
Gebiet: dem Dichter jenen Hauch, der ſtrömt
Durch's Univerſum, Geiſt und Leben, Blitz
Und Donner, und den leuchtend hellen Schwarm
Schwungvoller Strophen, die vom Menſchen fliegen
Zum Engel und vom Ungethüm zur Blume;
Die Form dem Bildner gibt er und die Farbe
Dem Maler, und dem ſüßen Muſiker,
Dem Mann der hellen oder düſtern Träume,
Die Welt der Töne, die im Dunkeln klingen.

Die Form dem Bildner! — Ja! Doch weißt Du wohl,
Die Form iſt Alles oder Nichts, o Meiſter!
Nichts ohne Geiſt, und mit Ideen Alles.
Ob übergoſſen hell vom Sonnenſchein,
Im Fackelſchein des großen, goldnen Tempels,
Ob mit der Nacht allein in heil'ger Grotte,
Im ſchlummerſtillen Hain, wie an der Schwelle
Des rauſchenden Theaters, — immer muß
Das Bild von Stein, von Erz, von Alabaſter

Auf ſeiner Stirne göttlich ſtolz und ruhig
Der Schönheit Strahl, den Blitz des Ruhmes tragen.
Ein Feuerhauch muß ihm die Nüſtern ſchwellen,
Und Heldenkraft erfüllen ſeine Bruſt,
Und lächelnd ründen muß die Grazie
Die Finger ſeiner Hand, ſein ſtummer Mund
Muß ſprechen. Starr und ruhig muß es ſein
Für unſre Hand, lebendig für das Auge,
Und für den Geiſt, den reinen Blick der Seele
Und für den blauen Himmel nackt mit Würde
Und Majeſtät, wie Adam ſtand vor Gott.
Den Wogen muß es, eine keuſche Venus,
Entſteigen, Leben ſtreuen auf die Welt
Und Liebe weit umher in ſtolzer Kraft,
Und überall, wo aus den langen Haaren,
Dem heil'gen, feuchten Schleier, goldne Tropfen
Zerſtäubend ſinken, jedes Gras zur Blume
Umwandeln, jedes Aug' in einen Stern.
Iſt es die fromme Kunſt, die chriſtliche,
Für die der Meiſter glüht, dann muß ſein Werk
Bei gleicher Anmuth größre Hoheit zeigen,
Darf, als beſchwingte Seele, über Satan
Nur triumphirend lächeln, muß, geflochten
Aufs Rad, als Märtyrer, Loblieder ſingen.
Als heilge Jungfrau, Stella maris, ſei
So ſanft ihr Blick, daß Ruh' er gießt aufs Meer.

2.

Das Alles, edler Meiſter, weißt Du wohl,
Du, der ins tiefſte Heiligthum der Kunſt
Früh trat, um nie es wieder zu verlaſſen,
Du Geiſt, der auf die reinſten Höhn ſich ſchwang,
Um Dein harmon'ſches, großes Werk zu ſchaffen,
Und allen hohen Geiſtern von der Stirn
Die heilge Flamme nahm. Das Alles weißt
Du ſelber: denn Du haſt Gefühl und Auge,
Du Meiſter, ſtreng und mild, erleuchtet wie
Von einem Doppelſtrahl, von Raphaël,
Dem Jüngling, und von Angelo, dem Greis.
Auch weißt Du, wie ein ſtarker Gotteshauch
Oft einem Sturmwind gleich des Bildners Geiſt,
Der ſich geſtählt an Phidias und Jeſajas,
Von der erhabnen, doch beſchränkten Ode
Hinreißt zum Epos, dem Unendlichen.

3.

Die großen Männer, Helden oder Denker —
Halbgötter! — ſchwebten ſtrahlend über'm Volk
Dahin der Reihe nach, bewaffnet mit
Dem Schwert die Einen, mit dem Buch die Andern,
Die mit dem Finger auf den rechten Weg
Hinweiſend, die der Wirkung ihren Grund
Abfragend; hier der Künſtler, welcher Träume,
Der Forſcher, der Thatſachen hat zu bieten.
Der hat erfunden den Magnet, die Preſſe,
Den Kompaß, jener eine Welt, wohin
Man ſteuert, einen guten Vers ein Andrer.

Ein weiſer und gerechter König nimmt
Die Freiheit ehrlich an der Hand, um ſie
Den rechten Weg zu führen; der Tribun
Legt Zügel an der Republik; der Prieſter,
Der Häuſer gründet, wo die Liebe waltet,
Nimmt unter ſeinem Dach, von Gottes Hauch
Durchwärmt, das Kind, das ohne Mutter iſt,
Den Greis auf, deſſen Glieder ohne Wärme;
Der Magier, in deſſen Geiſt die Sterne
Sich ſpiegeln, hat die Schleier all der Iſis
Kühn, einen nach dem andern, aufgehoben.
Der Richter hat den Karren abgeſchafft
Und ausgeſtrichen aus dem Strafgeſetz
Den Henker. Dem Geſchrei der Thoren trotzend
Iſt aufgeſtanden hier ein weiſer Mann
Und hat, dem Hohngeſchrei der Thoren trotzend,
Um uns zu beſſern, angeſät die Dörfer
Mit Schulen und die Geiſter mit Gedanken.
In ernſten Augenblicken hat ein Andrer
Die Maſſen unter ſeine Hand gebeugt,
Das Volk, das gerne Kronen bricht, bezähmend.
Die ſchritten über wankend morſche Brücken,
Erſtürmten eine minenſchwangre Veſte,
Durchbrachen eine Mauer, deren Trümmern
Sie kaum entgingen, mitten durch den Hagel
Und Sturm von Flammen und Kartätſchenkugeln.
In dem Jahrhundert, wo der Haß regiert
Und Spott und Frevel, haben arme Völker,
Durch Bürgerzwiſt zerriſſen, aus dem Mund
Der heil'gen Dichter einen Chor vernommen,
Die ſanfte, hehre Stimme der Natur.

Denn bei dem Lied der Wälder und der Fluren
Erlischt die Leidenschaft. Zumal in Tagen
Der Revolution, in jener Wüste
Voll dumpfer Glut, in der der Mensch waghalsig
Sich oft verirrt, da ist es deine Quelle,
Natur, an der die Kunst Erfrischung findet.
All diese Männer, reine Herzen, Geister
Der Wahrheit, Häupter, die die ganze Menschheit
Zusammenfassen, Träumer oder Helden,
Sie stehen aufrecht da in der Geschichte
Als Sieger und als Märtyrer zugleich.
Die Tugend ist ein ernstes Heldenbuch,
In welchem jeder Vater seinen Sohn
Soll buchstabiren lassen. Jeder Held
Und Genius, der auf der Stirne trägt
Den Stempel Gottes, ist ein heiliger
Buchstab' in diesem großen Alphabet.
Und unter Jedem prangt sein würdiges
Symbol, ein Stern, ein Compaß, eine Leyer,
Ein Leu, ein Adler mit gewalt'gen Flügeln
Und Feueraugen ... Staunend und geblendet
Beschaut der Bildner die Gestalten, träumt
Vom Vaterland, von Gräbern, Monumenten,
Von herrlichen Vorbildern, aufzustellen
In Stadt und Land ... Und siehe da, schon wachsen —
Entzückende Vision! — vor seinem Auge,
Von friedlich sanftem Himmelslicht bestrahlt
Allmählig aus dem Boden die Gestalten
Als Basreliefs, noch schwankend und zerflossen,
Sie tauchen auf im Grunde seines Geistes,
Im Dämmerschein, die riesigen Giebelbilder.

4.

So iſt's, nicht wahr? — So ſteigt in Deinem Hirn
Geräuſchlos auf der Bauriß, ſo erſteht
Das Werk der Kunſt? — So iſt Dein großer Geiſt
Erſchüttert, wenn in heil'ger Dämmerung
Darin ein ganzes Pantheon ſich rührt?
So iſt's, nicht wahr, o Meiſter? So vereint
Der Künſtler ſich mit der Architektur,
Mit dem Granit ſich die Idee? — Erhaben
Iſt Dein Beruf in ſolchen Augenblicken.
All dieſe übermenſchlich großen Männer
Empfängſt als Gaſtfreund Du an Deiner Schwelle.
Auf einem Marmorblock von Paros ſitzſt
Du allen den Heroen gegenüber.
Da ſpringen auf vor Deinem klaren Auge
Die Schatten, die einſt Erz und Marmor werden.
In Deiner Hand liegt ihre Zukunft, all
Ihr Wünſchen, Hoffen, und Unſterblichkeit,
O Meiſter, kannſt Du ſchenken, wem Du willſt.
Du wägſt ſie alle auf gerechter Waage,
Nicht Bildner nur, auch Prieſter, Richter nicht
Allein, auch Dichter; dieſen würdigſt Du,
Verwirfſt den Andern, rühmſt Napoleon
Und findeſt ſelbſt Geſchmack an Attila,
Machſt manchmal Einen groß durch die Berührung
Des Andern, ſtellſt den Krieger auf die Seite,
Um den Apoſtel mehr hervorzuheben.
So ſchaffſt Du Götter! — Und von Deiner Höhe
Dich neigend, ſprichſt Du zu dem armen, alten
Soldaten, zum demüth'gen, greiſen Hirten:

— „Ich kenn' Euch, tretet ein! Für Euch bereit
Sind ſchon die Kronen!“ — Und den Kön'gen ſagſt
Du ins Geſicht: — „Ich weiß nicht, wer Ihr ſeid.“

5.

Denn nicht genügt's, daß Einer König iſt
Geweſen, daß er Scepter, Kreuz und Apfel
Getragen, um den ſtolzen Dichter, um
Den ſtolzen Bildner zu vermögen, daß
Sein Leichentuch ſie ihm mit Sternen ſchmücken
Und öffnen ihm den Weg zum Pantheon.

Ihr ſelbſt, ihr Kön'ge, baut mit eignen Händen
Denkmäler Euch des Ruhmes und der Schande.
Früh oder ſpät enthüllt uns, was wir thun,
In unſrer wirklichen Geſtalt. Ihr habt
Die Welt beſiegt, ein Volk beherrſcht, auf Euer
Jahrhundert eingewirkt und ſeine Wunde
Geheilt entweder oder aufgeriſſen.
Wenn Eure Sendung endlich iſt erfüllt,
Dann wird den Dingen, die Ihr hier vollbracht,
Ein Laut entquellen, eine Stimme, ſei's
Des Haſſes, ſei's der Liebe, krächzend, wie
Im Thurm der Riegel, oder lieblich, wie
Im Taubenneſt das Girren, — eine Stimme,
Die rütteln wird am Marmor Eurer Gruft;
Der Zukunft Stimme, dieſer Zeugin, ernſt
Und unerbittlich, welche vorgebeugt,
kommt, vernimmt und hört in weite Ferne.
Da gibt's nicht Artigkeit noch Schmeichelei,
Da gibt es keinen Mund, geformt zur Lüge,
An Trug gewöhnt, kein feiles Hoſianna,

Kein unterthäniges Echo, das verwandelt
Den Klageruf in dankbares Geschrei.
Die ekeln Laster, Frevel und Verrath,
Wie die erhabnen Tugenden und Opfer,
Sie legen streng und wahr ihr Zeugniß ab.
Denn Lippen hat von Erz des Menschen That.

6.

Den schönsten Sonnenstrahl auf Deine Werkstatt,
O Meister! Schweigen herrscht und Andacht hier,
Die Kunst, das ernste Studium, das Zeit
Und Raum vergißt! Im Hintergrund die Skizzen,
Die Du verwarfst; hier Jean Goujon, dort Phidias;
Dort Steine, halb in Geist gekleidet erst,
Ein schweigender Tumult von unbewegten
Statuen, in der dunkeln Ecke Büsten
Gedankenvoll, ein tiefer Friede rings,
Der vom Getäfel sich herniedersenkt.
Groß, schön ist Alles hier, bezaubernd, hehr.
Du, dessen Innres hell die Kunst erleuchtet,
Die göttliche, Du siehst mit stillem Ernst
Durch Deine Seele, himmlisch klar und heiter,
In hundert edlen Formen die Gestalt
Des Menschen wandeln; wie in einer Kirche
Langsamen Schritts, andächtig die Gemeinde
Hinwandelt, welcher Gottes Antlitz lächelt,
So gehn durch Deinen Geist die heitern Schatten,
Durchirren Deine schöpferischen Träume,
Bald Licht, bald Schatten, weite Säulenhallen,
Ein strahlender Palast, ein stilles Grab,
Ein Bau, geheimnißvoll, hoch aufgethürmt,
Von Freudenrufen schallend oder Klagen,

Ausfüllend Deines Geiſtes Horizont.
Denn todt iſt nicht das alte Babylon,
Neu lebt es im Gehirn der Träumer auf.
In Deinem Haupt, o David, ſtehn Spiralen
Sich windend, ſteigt der ſchlanke Pfeiler auf,
Und in der Höhle Deines Schädels wogt
Der wunderſame Wald von Kapitälen,
An Buſchwerk reich, an Vögeln und an Blumen.

7.

Du, der Du nie gemeine Straßen gehſt,
Du, der Gedanken formt und Erze knetet,
Erwäge ſtets, wie klein die Menſchen ſind,
Und halte ſtolz Dich über den Partei'n.
Bewahre Deines edlen Meißels Würde,
Laß Deinen Marmor von der tück'ſchen Feile
Der Leidenſchaften nie berühren, die
So manchen edlen Geiſt ſchon angefreſſen.
Wie Michel Angelo einſt Rom, ſo hat
David Paris. Gib Deiner Stadt, o Freund,
Das große Vorbild, daß, wie Krämerſeelen
Unwürdig ſind, den Tempel zu betreten,
So auch die Wuth der Demagogenträume
Nie darf entweihn das Herz des heil'gen Künſtlers.
Verweigre Deine Kunſt den Höfen, widme
Den Völkern Deinen Meißel. So iſt's gut,
in hoher Meiſter! Aber höre nicht,
Verſcheuche, die dem Gaſſenpöbel ſchmeicheln.
In Deiner Werkſtatt ſinne Du, zertritt
Das Laſter, die vielköpfige Schlange, ſchaffe
Kunſtwerke, Dir, wie Allen, zum Entzücken.
Was dieſe Menſchen machen und zerſtören

Im Dunkel, werth iſt's Deiner Blicke nicht,
Die aufwärts ſchaun, die reine Schönheit ſuchend,
Erhabne Tugend und Gerechtigkeit.
Ihr Werk iſt niedrig, groß iſt Deine Sendung.
Wer wagt' auch nur für einen Augenblick
Denſelben Wahn, dieſelben tollen Träume,
Gehäſſigen, ſinnloſen, wilden Wünſche
Bei Dir zu ſuchen, wie bei jenen Sklaven
Von Zwergen, — Dir, dem Vater der Koloſſe?

April, 1840.

XV.

An einen Dichter.

Verbirg Dein Leben, Freund, breit' aus den Geist.

Ein Hügel, grün, geſchmückt mit bunten Blumen,
Ein Hohlweg, wo die weißen Ziegen klettern,
Ein Thal, ſich ſtreckend unter einem Netz
Von Zweigen, voll von Vogelneſtern, voll
Geſang und Flüſterſtimmen, wenn zum Scherz
Der Wind die Wipfel ſchüttelt, denen oft,
Wie der zerſtreuten Hand die Goldzechine,
Ein Sonnenſtrahl entfällt, der bis ins Tiefſte
Hinein durchleuchtet Deine ſtille Seele;
Die Felſen, die Gott weislich ſo geſtellt,
Daß ſie im Hintergrund des ſchönen Forſts
Ein Echo bilden — — das iſt Alles, was
Zur Wohnung und zum Leben Du bedarfſt.
Hier mußt Du, — mag Dein Haus Geſang erfüllen
Und Liebesfreude, Lachen oder Weinen, —
Hier mußt Du ſein, Dich unter Deinem Dach
Vergraben, und Dein Leben eng begrenzen,
Kaum einen Seufzer nach der dumpfen Höhle
Der Städte ſendend, in des Geiſtes Tiefen
Das ſüße, vor der Welt verborgne Leben,

Zahlloſe ſtille Stunden widerſpiegelnd,
Gemüthlich, ohne Sorgen, ohne Reue,
Den Kindern hold, der Todten treu gedenkend!

Zugleich nach Luſt und Laune durch die Welt
Weit über Deinen heitern Horizont
Hinaus laß fliegen Deine Poeſie
Im Sonnenſchein, die edle Vagabundin.
Laß im Tumult der Städte, durch die Stille
Der Fluren, im Vorübereilen hier
Geſtreift von Lippen, dort von Todtenurnen,
Ausſtrömen Deines Lieds kryſtallne Wellen,
Laß ſie, zu Gott, dem ew'gen Abgrund rollend,
Befruchtend, rein und ruhig, durch die Seelen
Hingleiten, von Gedanken und von Träumen
Ein unermeſſner Strom, der, weiter eilend,
Aufnimmt in ſeinem Schooße jedes Waſſer,
Das aus der Erde quillt, und träuft vom Himmel.
O Freund, ſei glücklich im Verborgnen! Lebe
Im Schatten fort, in tiefer heil'ger Stille,
Ein Flüchtling, ein einſiedleriſcher Denker.
Und mag der Wandrer, leidend und bekümmert,
Wenn ihn der Zufall führt in Dein Aſyl,
Bei Dir beſcheidne Hoffnung, Frieden finden,
Und Müdigkeit vergeſſen und Gefahren,
Und an der klaren Quelle Deines Geiſtes
Sich laben, ahnend nicht, daß an der Quelle
Zugleich ein ganzes Volk den Durſt ſich löſcht.

Klein ſei als Quelle und ſei groß als Fluß.

April. 1839.

XVI.

Sprichſt Du mir von Ruhm und Ehren,
Bitter lächeln muß ich. Trügt
Dieſe Stimme Dich? Sie hören
Mag ich nicht: ich weiß, ſie lügt.

Bald erbleicht des Ruhmes Helle:
Denn der grimme Neid verſchont
Ihn nur dann, wenn an der Schwelle
Einer Gruft ſein Standbild thront.

Nichts im eitlen Weltgetriebe
Hält, nicht Glück noch Herrlichkeit,
Beſſer iſt ein wenig Liebe,
Die geräuſchlos Troſt verleiht.

Deine Stimme nur, Dein Lächeln,
Waldesſchatten, goldnes Licht,
Lüfte, die mir Kühlung fächeln,
Roſen — mehr begehr' ich nicht.

Eins nur ſuch' ich, wo mich immer
Hin des Schickſals Wechſel ruft,
O mein Stern, nur Deinen Schimmer,
Meine Blume, Deinen Duft.

Eine Welt mag unter Deiner
Wimper ruhn in roſ'gem Licht;
Doch mein Wunſch, es iſt nur Einer:
Liebe! Andres ſuch' ich nicht.

Meines Geiſtes ſüße Gaben,
Unerſchöpflich, klar und rein,
Reich, um eine Welt zu laben,
Weih' ich Deinem Geiſt allein.

Sing'! Ich höre Sphärenklänge!
Lächle mir! Ich bin entzückt!
Was bekümmert mich die Menge,
Die ſich lärmend ſtößt und drückt?

Wiegſt Du mich in trunkne Wonne,
Reißt mich keine Macht von Dir,
Winkt umſonſt des Ruhmes Sonne,
Und der Kranz der Dichter mir.

Wie ſie warnend auch mich necken,
Eins nur iſt, was mich beſiegt:
— Nicht Fanfaren, die mich wecken,
Dein Lied, das in Schlaf mich wiegt.

Strahlt' am Himmel auch in bunten
Lichtern meines Namens Ruhm,
Eine Hälfte ſtets hier unten
Bliebe Dir zum Eigenthum.

Laß mich lieben Dich im Dunkeln,
Laß mich ernſt, oft finſter ſein;
In des Kummers Nacht wird funkeln
Heller nur der Liebe Schein.

Engel mit dem Blick, dem reinen,
Weib, das Thränen kennt und Schmerz,
Wieg' auf Deinen Schwingen meinen
Geiſt, an Deiner Bruſt mein Herz.

Oktober, 1897.

XVII.

Tauſend Wege, Ein Ziel.

Der Jäger träumt im Schattenthal
Von Schönen, die im Mooſe ſitzen.
Und ihrer Augen ſüßen Strahl
Sieht durch den dunkeln Wald er blitzen.

Des Reiches Wächter, der Soldat,
Er denkt zurück und oft aus weiter
Entfernung, dämmernd leiſe naht
Ein Antlitz lächelnd ihm und heiter.

Der Hirte, wenn der Tag verglüht,
Schaut ſehnend auf zur Himmelsferne
Nach ihr, die ohne Stengel blüht,
Der Feuerblume, ſeinem Sterne.

Betrachte ſie. Betracht' auch dort
Im Korn die Jungfrau, unterm Baume
Die Tochter Eva's, die ein Wort
Von Liebe leiſe ſingt im Traume.

Sieh dort, wo goldne Aehren ſtehn,
Ihn wandeln, unter Blumenbeeten,
Den Vogelſteller, der Idee'n
Nachjagt, den ſinnenden Poeten.

Sieh die Matroſen auf der See
Sich ſehnend zu dem Lande neigen.
Wie gerne ſähen ſie zur Höh'
Den Rauch aus einer Hütte ſteigen!

Sie denken, wenn die Flut ſich bricht
Am Schiff und Maſt und Planken krachen,
Des Heimathdorfs im Abendlicht,
Wo froh ſie ſingen, ſcherzen, lachen.

Sieh für uns betend, tief gebückt
Im Dom den Prieſter dort, den alten,
Der knieend, ſinnend niederblickt
Auf ſeines Chorhemds weiße Falten.

Schau die erhabnen Denker an,
Hoch über unſrer Flur und Halde,
Die Führer auf der Weisheitsbahn,
Die Eichen in dem Menſchenwalde.

Sieh wie der Mutter Auge brennt,
Betrachtend ihren Schatz mit Beben,
Ihr Kind, das noch den Gram nicht kennt,
Den Kelch, den füllen wird das Leben.

Sie Alle tragen fort und fort,
Am Tag der Freuden, wie der Schmerzen,
An ihrer Stirn ein leuchtend Wort,
Ein Wort, das flammt im tiefſten Herzen.

Das Wort, ſo will es das Geſchick,
Sagt Mannigfalt'ges dem Verſtande.
Hier heißt es: Ruhm, dort heißt es: Glück,
Dem dritten ſpricht's vom Vaterlande.

Das Wort, es bleibt unwandelbar,
Ob ſeufzt das Herz, das müdgehetzte,
Ob's klopft vor Wonne, immerdar
Das Erſte bleibt es und das Letzte;

Das Wort iſt's, das den Kummer ſchweigt,
Und jeden Kranken macht geneſen;
Der Seufzer iſt's, der leis entſteigt
Zu jeder Stunde jedem Weſen,

Das Wort, das alle Worte hegt,
Dem ſie als ihrem Stamm entſprungen,
Dem Stamm, der Zweige überträgt
In alle Sprachen, alle Zungen;

Das Wort, das, dämmernd oder hell,
Im Widerſchein des Himmels ſchimmert,
Im Leuchtthurm, im beſonnten Quell,
Im Lämpchen, das der Wittwe flimmert;

Das Wort, das rauſcht in ſtiller Nacht
Im Rohr und ſchwirrt wie Taubenflügel,
Das in der Wiege ſchwatzt und lacht,
Und blumig ſchmückt den Grabeshügel.

Das Leben ſchafft, wohin es reicht,
In Neſtern und in Baumgerippen,
Das Herz der Könige erweicht,
Und lächelnd ſpielt um ſchöne Lippen.

Das Band, das Bach und Flur umſchlingt,
Der Zauberreiz, der liegt im Koſen
Des Vögelpaars, das leiſe ſingt,
Im feinſten Wohlgeruch der Roſen.

Die Hymne iſt's, die ſingt das Meer,
Wenn in den Port die Schiffe ſchwimmen,
Der See Geheimniß, das Myſter
Der Sterne, die am Himmel glimmen.

Das Wort, es iſt der ewge Grund,
Auf dem das zweite Rom entſprungen,
Und Glaube nennt's der Engel Mund,
Und Liebe nennen's Menſchenzungen.

Wo Liebe glüht, wird Alles hell;
Für jedes Labyrinth der Faden,
Der Becher iſt für jeden Quell
Nur ſie, ein Licht auf allen Pfaden.

Wer liebt, begreift, was lebt und webt,
Wach oder ſchlafend, lichten Schimmer
Stets ſieht er, der ſein Aug' umſchwebt,
Muſik im Ohre hört er immer.

Er wärmt ſich an der ew'gen Glut,
Hört überall des Himmels Grüße ...
Umhaucht von Düften, o wie ruht
Sich's hold in Deinem Arm, o Süße!

Es klingt Dein Lied am trauten Ort,
Wo wir uns ſehn, den Menſchen ferne,
In das Geſpräch, das ſüße Wort
Der Wellen, Blätter und der Sterne.

Durch's Fenſter ſcheint des Tages Licht,
Durch Dunſt und Zweifel dringt die Klarheit,
Mein Engel, durch die Liebe bricht
Sich Bahn die ganze, volle Wahrheit.

Der Mann, die Frau — das ſelge Paar! —
Ein Prieſter iſt's, ein gottgeſandter,
Der ſie vereint, das Herz; und klar
Sind ſie, durchſichtig für einander.

Sie tragen, — wie die Sterne mild
Im dunkeln, reinen See ſich malen, —
Der tief verborgnen Gottheit Bild
In ſich in leuchtend hellen Strahlen.

Gebet und Liebe! — Sieh, der Hain
Iſt grün, des Baches Wellen klingen,
Es prangt das Moos im Frühlingsſchein,
Es berſten Keime, Knospen ſpringen.

Die Andern mögen ziehn, wohin
Die Thoren eben wandern können;
Wir wollen lieben, gläubig knien,
Und freien Flug den Geiſtern gönnen.

Die Liebe weiht das Leben ein,
Und drückt auf's Herz der G : Siegel.
Ein Weſen muß ein J ,
Damit ſein Bild 1 Spie-

Mai, 18..

XVIII.

An eine junge Frau.

Sieh, ſchöne Frau, ein Duft erweckt Gedanken.
So lege, roſ'ges Kind der Morgenröthe,
Zuſammen denn den goldnen Purpurfächer,
Der zittert, wie ein großer Schmetterling,
In Deiner Hand, und höre, was ich ſage: —
Gott ſchafft den Roſenduft, wie eine Welt
Er ſchafft. Die Roſe hier, die ſtirbt an Deinem
Entzückend ſchönen Buſen, hätte nicht
Den ſüßen Duft, den Götterweihrauch, der
Empor zu Deiner reinen Schönheit wallt,
Wenn nicht ihr Stengel, zwiſchen Luft und Waſſer
Und Grün von Allem ſeinen Theil ſich nehmend
Hinabgetaucht ſich in den Abgrund hätte —
Das arme Blümchen, das im Winde zittert! —
Tief in den Wunderſchooß der Mutter Erde.
Dort langſam fortarbeitend, Gott allein
Weiß, wie, hat ſie die Friſche ſich der Welle,
Die rollt, den Glanz des Tages, der ſich röthet,
Den Hauch von dem, was rieſelt, wächst und rankt,
Den Geiſt von Allem, was in dunkeln Tiefen
Der Erde lebt, den Rauch, den Dampf, die Flut,

Das Nahe, wie das Ferne, — ſtets das Eigne
Austauſchend mit dem Fremden — Alles hat
Sie ſich genommen, ihren ſtillen Frieden
Der dunkeln Höhle, dem Demant ſein Feuer,
Dem Wald den Schatten, und vielleicht, auf Flügeln
Des Morgenroths, dem fernen Ocean,
Wer weiß, den unausſprechlich feinen Hauch;
Und, ein lebend'ges Läuterungsgeräth,
Gebildet von Gott ſelbſt, — in dem die Wurzel
Beſcheiden, unſcheinbar, im Dunkeln ſtill
Und unermüdlich ſchafft und ſaugt und ſeiht
Die Säfte durch, und in der Erde ſich
Ausſtreckt, der unermeſſnen Blumenvaſe
Mit Feld und Wald, mit Wolken und Gewäſſern,
Und Luft und Vogelſang in allen Zweigen, —
Hat ſie, zum Beſten nur der ſtolzen Blüthe,
Die gern im Sonnenſchein ſich badet, Nichts
Für ſich behaltend, dieſen ſüßen Duft
Sorgfältig zubereitet, der zu Dir
Nun ſchmeichelnd kommt vom Schooße der Natur,
Der Dich entzückt, und Deinem Geiſte ſich
Vermengt, — o ſüße Frau! Denn Blumenſeelen
Und Frauenherzen, — die verſtehn ſich gut.

Ein Wort noch, und dann magſt Du weiter träumen.

Wenn jedes Weſen hier erreichen ſoll
Sein Ziel und zur Vollendung ſich erheben,
Zum höchſten Reiz, wenn duften ſoll die Blume,
Die Jungfrau lieben, wenn ihr Leben ſchöpfen
Sich aus dem großen, allernährenden
Urquell, durchhaucht von einer Seele ſoll

Die Blumendolde ſein, von Duft die Frau,
Dann muß, im Sonnenſchein, wie in der Glut
Der Liebe, ſo die Schönheit, wie die Blume,
Feſthalten mit der Wurzel, an der Welt
Des Ideals die Eine, an der Welt
Der Wirklichkeit die Andre, — an der Erde
Die Roſen und die Frauen an dem Himmel.

März, 183..

XIX.

An Ludwig F.

Ludwig, ich träumte ſüß! Der Abend ſank, in Schatten
Und roſ'ges Licht getaucht, hell funkelten die Matten,
Das Neſt des Halcyon ſchwamm auf dem breiten Meer.
Millionenſtimmig ſcholl ein Loblied zu den Zinnen
Des Himmels auf, wo Licht und Morgenroth beginnen,
Von beiden Enden kam's der weiten Schöpfung her.
Die kleine Kreatur beſang mit Hochentzücken
Die große, den Koloß ſah ich mit Lächeln blicken
Auf das Atom, der Stern ſah lächelnd den Vulkan.
In der Natur ſchien nur Ein liebend Herz zu wohnen.
Die hohe Alpe ſprach: Wie ſchön die Blumenkronen!
Die Mücke ſprach: Wie ſchön der große Ocean!

Auguſt, 1819.

XX.

Hier auf Erden, wo mit Bangen
Nachts im Wanderzelt man ruht,
Darfſt Du Freude nicht verlangen,
Liebe ſei Dein liebſtes Gut.

Nur die Liebe bleibt; das Leben
Jammer iſt's und Qual und Frohn,
Leidend ſich zu Gott erheben
Lernen muß der Erdenſohn.

Blüthen wird der Baum nur bringen,
Saugt er Säfte wieder ein.
Der Vollendung Ziel erringen
Wird der Menſch durch Leid allein.

Jeder hofft, ein Freudebringer
Sei der junge Tag, der winkt,
Jeder ſtreckt mit Haſt die Finger
Aus nach einem Ding, das blinkt.

Jede Seele weckt aus ſüßen
Träumen auf des Unglücks Hand,
Ein Geſpenſt auf Felſenfüßen
Langſam ſchreitet es durch's Land.

Herb iſt Alles, was wir haben,
Und ein Auge, feucht umhüllt,
Sieht vom Glück und ſeinen Gaben
Nur ein fernes Schattenbild.

Hoffnung, ſüß und täuſchend immer,
Die wie Morgenroth uns blinkt,
Dämmernd leiſer, roſ'ger Schimmer
Um das Ziel, das fern uns winkt!

Widerſchein der ew'gen Sonne,
Der durch Dunſt und Nebel fließt,
Abglanz jener ſel'gen Wonne,
Die das gläubge Herz genießt!

In entzückenden Geſichten
Goldne Wunder ſehn wir blühn,
Die aus Eden durch die lichten
Zweige ſeiner Bäume glühn.

Schatten ſenkt von jenen Bäumen
Sich auf unſre ird'ſchen Au'n.
Rauſchen hört in ſeinen Träumen
Sie das Herz mit ſüßem Grau'n.

Ach, den Widerſchein von jenen
Gütern nennen wir das Glück.
Schatten haſchen wir mit Sehnen,
Doch das Weſen bleibt zurück.

Nun, wozu durch lüftge Räume
Segeln? Leb' und leide hier.
Lächeln kann man über Träume,
Was uns bleibt, beweinen wir.

Hat gekreuzigt nicht die Menge
Gottes Sohn? — O klage nicht.
Dulde! ſagt die Pflicht, die ſtrenge.
Liebe! ſagt die ſüße Pflicht.

Laß zu Zwei'n uns ſein, in Freude
Lieben uns, wie in Gefahr!
Schön ſind nur zwei Augen, beide
Flügel machen erſt den Aar.

Ja, zu Zwei'n! Die Hand uns geben
Wir zum innigſten Verein!
Eins ſoll unſer Beider Leben,
Eins ſoll unſre Hoffnung ſein.

Und im Schmerz mich glücklich wähnen
Will ich, wenn mein Traum, o Kind,
Iſt Dein Traum, wenn meine Thränen
Allezeit die Deinen ſind.

Mai, 183..

XXI.

Begegnung.

Dem Jüngſten gab er ſein Almoſen, ſtand
Dann ſinnend ſtill, ſie näher zu betrachten. —
Den armen Knaben war vom langen Faſten
Die Stirne welk und abgezehrt die Wange.
Sie ſaßen alle vier im Kreis herum
Am Boden, theilten mit einander treu
Und brüderlich das Stückchen ſchwarzes Brot,
Das ſie aus unſrem Kehricht aufgeleſen.
Sie aßen, ſo betrübt, ſo abgehärmt,
So mitleidwürdig, daß bei dieſem Anblick
Sich keine Frau der Thränen hätt' erwehrt.
Verlaſſen ganz auf unſrer Erde waren
Sie, ganz allein im großen Menſchenhaufen,
Vier Kinder ohne Vater, ohne Mutter,
Und ohne Obdach, ohne Zufluchtsort,
Barfüßig alle, nur der letzte ſchleppte
Am müden Fuß zwei alte Schuhe, viel
Zu groß, mit Schnüren um das Bein gebunden.
Oft in den Gräben ſchlafen ſie bei Nacht;
Am Morgen, o wie frieren ſie im Wind,
Wenn bei dem erſten Ruf der Lerche ſich
Die Bäume ſchauernd auf zum Himmel richten.

Blutrünſtig ſind die Hände, — roſig waren
Sie, als ſie Gott erſchuf. Am Sonntag ziehn
Im Dorf ſie nach dem niedrigſten Erwerb.
Der Kleine, blaß und kränkelnd, ſingt, und weiß
Nicht, was er ſingt, gemeine, ſchmutzge Lieder,
Um Lachen zu erregen — ach, er ſelbſt
Weint insgeheim — und lachend an der Schwelle
Der Schenke ſitzt ein alter, garſtiger Mann,
Und aus der Winkelſtube, wo ſie luſtig
Sich machen, fliegt ein ſchlechtes Kupferſtück
Heraus für ſie zuweilen, ein Almoſen
Der Hölle, das dem Hunger ſchenkt das Laſter,
Ein ſchmutz'ger Sou, vom Teufel angeſpuckt. —
Sie aßen eben hinter einem Strauch
Verborgen, banger als das ſcheue Reh: —
Man ſchlägt ſie oft und jagt ſie immer fort.
So gehn unſchuldige Verdammte hungernd
An meinen und an euren Mauern täglich
Vorbei; ſie wandern in der Irre, wie
Der Zufall will und ſie der Aeltſte führt.
Der ſah ſo eben wie im Traum zum Himmel
Und Nichts erblickt' er, als den ſtillen Aether,
Die warme, liebe Sonne, blau und heiter
Des Himmels Luft, durchrauſcht von goldnen Schwingen,
Und den Geſang, den hellen Jubelruf
Der Vögel über den verwaisten Kindern.

Juni, 1839.

XXII.

Wenn Ihr zuhauf Euch ſchreiend, tobend ſammelt,
Um bis in ſeine Einſamkeit ihn tückiſch
Zu hetzen, grimmig und zur Wuth einander
Aufſtachelnd, iſt — und fühlt Ihr ſelbſt es nicht? —
Das ernſte Volk, das Eurem Brüllen nach
Sich einen Drachen träumt' in ſeiner Höhle
Mit Feueraugen, und geſchupptem Bauch, —
Es iſt erſtaunt, ſonſt keinen Gegenſtand
Für eure Fauſt zu ſehn als dieſen ſanften,
Geheimnißvollen, ſinnend ernſten Mann.

April, 1800.

XXIII.

Der Schatten.

Er ſprach zu Ihr: — So traurig iſt Dein Lied.
Was haſt Du, armer Engel, welche Thränen
Des Kummers netzen Deine ſüßen Augen?
Warum, Du arme, ſanfte, treue Seele,
Senkſt, wie ein Rohr, mit einem Flügelſchlag
Vom Wind geknickt, Du Deine ſchöne Stirne,
Von Zeit zu Zeit von Wolken überſchattet?
Sei heiter! Denn der Lenz iſt da, der Mai,
Die goldne Zeit, wo unter Düften, Liedern,
Beim Hauch des Zephyrs, unter Scherzen, Küſſen,
Und traulichem Geflüſter, wie den Bäumen
Das Laub, die Liebe wiederkehrt den Herzen.

Mit ernſter, ſüßer Stimme ſprach ſie drauf:
— Freund, Du biſt ſtark. Dem Gott vertrauend, der
Dich treibt, auf Einen Zweck den Blick geheftet,
So gehſt Du ſtolz und aufrecht Deines Wegs,
Das Morgen macht Dir keine Furcht, das Geſtern
Dir keine Sorge. Nichts vermag in Deinem
Entzücken Dich, dem ſchönen Traum, der Dir
Das Leben hold umſchleiert, je zu ſtören.
Doch ich, ich weine! — Düſter auf dem Fuße

Dir folgend, jeder Unbill preisgegeben,
Die Du nicht fühlſt, ein Herz, nach Deinem Bild
Gemacht, nur hoffnunglos, — in dieſer Welt
Leid' ich und ſelig ſingſt Du in der andern.
Zur Trauer ſtimmt mich Alles, ach, die Zukunft,
Die mir in falſchem Licht erſcheint, das Murren
Der grämlichen Vernunft, die mit der Liebe
Sich zankt, die bittre Eiferſucht, die dann
Erwacht, wenn Deinem Aug' ein andres Weib
Sucht einen Strahl der Seele zu entlocken,
Und, das uns ſchlägt und wieder ſchlägt, das Schickſal.
Je ſonniger der Himmel, deſto trüber
Iſt mir ums Herz. Du gehſt voran, ich folge.
Du ſchreiteſt feſt, ich ſchwanke. Während tauſend
Entwürfe Du zugleich im Kopfe wälzend
Einhergehſt, ſtark und mild, und zu bemerken
Nicht ſcheinſt die ſcharfen Ecken, die entgegen
Ringsum die Welt uns ſtreckt, ſo ſchlepp' ich mich
Dir nach, ein armes Weib, bedeckt mit Wunden.
Oft ſteht ein Körper grad und aufrecht noch,
Doch hinter ihm zerbrochen iſt ſein Schatten.

April, 183..

XXIV.

Olympio's Trauer.

Nicht dunkel war das Feld, der Himmel ohne Hülle,
Auf grüner Erde lag in lichter Strahlenfülle
Der Tag, und weit im Ring
Ein Duftmeer war die Luft, grün war's im Wieſengrunde,
Als er den Ort aufs Neu betrat, wo manche Wunde
Einſt jung ſein Herz empfing.

Es lächelte der Herbſt, hinab zur Ebne neigte
Der hohe Wald ſich, der kaum gelbe Strahlen zeigte,
Gold war des Himmels Thor.
Der Vögel heil'ges Lied erſcholl, — vielleicht ſie ſprachen
Mit Gott von uns, wie ſein Geſetz wir alle brachen,
Und ſchwangen ſich empor.

Er wollte wiederſehn am alten Thurm die Stelle,
Wo Bettlern all ihr Geld ſie gaben, Teich und Quelle,
Den alten Eſchenbaum,
Die ſtillen Plätzchen all im Wald, wo ſie geſeſſen,
Und unter Küſſen all die weite Welt vergeſſen
In ſel'gem Liebestraum.

Den Garten ſucht' er auf, das ſtille Haus am Raine,
Das hohe Gitterthor und die Alleenhaine,
Das grüne Labyrinth.
Blaß war er, einſam ging er hin, ihm war, als rage
An jedem Baum, als ſchleich' ein Schatten ihm der Tage
Vorbei, die nicht mehr ſind.

Im Walde rauſchen hört' er das geheime Weben,
Den ſüßen Hauch, bei dem des Herzens Saiten beben
Und blüht der Liebe Troſt,
Der Eichen ſchüttelt und der Roſen wiegt, — die Seele
Von Allem, die, damit es liebend ſich vermähle,
Ein jedes Weſen koſt.

Die Blätter, die im Weg ſtill lagen gleich den Todten,
Erhoben ſich, geweckt durch ſeinen Fuß, vom Boden,
Und flatterten im Wald.
So ſucht der Geiſt, wenn krank das Herz, ſich loszuringen,
Auf wunden Flügeln möcht' er gern empor ſich ſchwingen,
Und ſinkt zurück gar bald.

Und lang bewundert' er die herrlichen Geſtalten,
Die auf der ſtillen Au ſo üppig ſich entfalten,
Ihm war ſo wohl, ſo weh.
Vom Morgen irrt' er bis zur Nacht durch Thal und Hügel,
Das Antlitz Gottes ſah, den Himmel, und den Spiegel
Des Himmels er, den See.

Manch Abenteuer kam, manch ſüßes, ihm zu Sinne,
Durch's Gitter ſah er, doch er trat, mit Schmerz der Minne
Gedenk, nicht ein ins Haus.

Ein Bettler irrt' er um. Am Abend war voll Trauer
Sein Herz, er rief, gepackt von kaltem Grabesſchauer,
Laut in die Nacht hinaus:

— „Weh mir! Ich wollte ſehn, ich Thor, ob im Pokale
Ein Tropfen noch zurück geblieben, einſt ſo ſüß.
Ich wollte wiſſen, was in dieſem ſchönen Thale
Aus dem geworden, was zurück mein Herz hier ließ.

Wie ändert raſch die Zeit doch Alles! O der Schmerzen!
Du lächelnde Natur, vergeßliche! Das Band,
Das tiefgeheime, das verknüpft der Menſchen Herzen,
Allumgeſtaltend löst es grauſam deine Hand.

Die grünen Plätzchen ſind zum Wald nun aufgegangen,
Der unſre Namen trug, der Baum iſt umgehau'n.
Die kleinen Kinder, die den Graben überſprangen,
Die Roſen haben ſie zerſtört, Geſträuch und Zaun.

Vermauert iſt der Quell, wo ſie in heißer Stunde
Vom Wald, den ſie durchſtreift, die Fee, heimkehrend trank,
Ihr Becher war die Hand, den führte ſie zum Munde,
Indeß ihr Perl' um Perl' am Finger niederſank.

Gepflaſtert iſt der Pfad; einſt holprig, rauh, uneben,
In deſſen Sand ihr Fuß, — ſie ſtellt' ihn lächelnd hin —
Ihr reizend kleiner Fuß, ſcharf abgezeichnet neben
Dem meinen vornehm, ſtolz ihn zu verſpotten ſchien.

Den Melienſtein am Weg, auf dem ſie meiner harrend
So gern einſt ſaß, den Stein, ſchon manch Jahrhundert alt,
Zerrieben haben ihn die Wagen, welche knarrend
In dunkler Nacht an ihm ſich ſtießen mit Gewalt.

Hier wuchert dicht der Wald, dort ist er hingesunken,
Von dem, was unser war, wir selbst, — was blieb bis heut?
Dem Aschenhaufen gleich, der kalt ist, ohne Funken,
Fliegt die Erinnrung fort, im Wind umhergestreut.

Wie? Sind wir denn nicht mehr? Und unsre Stunde, haben
Wir sie gehabt? Und gibt es keine Wiederkehr?
Indeß ich weine, lacht die Flur, umschwärmt von Raben,
Mein Haus, es sieht mich an, und kennt mich, ach, nicht mehr.

Wo wir gewandelt, sehn wir Andre nun erscheinen,
Wie wir, wie diese, sind bald wieder Andre hier.
Den Traum, den hier wir einst geträumt, zwei Seelen Einen,
Ihn weiter träumen sie, zu Ende nicht, — wie wir.

Nichts wird vollendet hier, stets stehn wir an der Schwelle,
Der Schlechten Loos ist dies, der Besten ebenso.
Wir Alle wachen auf vom Traum an Einer Stelle;
Anfang ist Alles hier, das Ende anderswo.

Ja, manches treue Paar, beseelt vom reinsten Triebe,
Wird in dem traulichen, bezaubernden Asyl
Hier kosten alle Lust, die die Natur der Liebe,
Die heimlich glüht, verleiht, in Ernst und süßem Spiel.

O Theure, Feld und Wald mit all den schatt'gen Pfaden,
Der Fremden Eigenthum wird Garten, Au' und Fluß.
Es kommen andre Frau'n, sich in der Flut zu baden,
Der heil'gen, die berührt Dein scheuer, nackter Fuß.

So war's umsonst, daß wir hier liebten, selig glühten,
Und daß die reine Glut der Seelen wir gemischt?
Nichts bleibt uns, Nichts von all den duftig süßen Blüten,
Herzlos hat die Natur die letzte Spur verwischt.

Weinlauben, Bäche, ſagt, ihr Grotten, mir, ihr düſtern,
Ihr Neſter all im Wald, von grünem Laub umringt:
Ob ihr den Andern auch gönnt euer ſüßes Flüſtern?
Ob euer Lied ihr auch für Andre rauſcht und ſingt?

O wir verſtanden euch! Wir hörten widertönen
All eure Stimmen; was ihr ſangt, im Hain verſteckt,
Wir ſtörten niemals euch, wir lauſchten ſtill dem ſchönen,
Geheimnißvollen Wort, das oft ihr uns entdeckt.

Antworte, ſüßes Thal, du lieblichſtes auf Erden,
Du ſchöne Wüſte, ſprich, Natur, ſo hold, ſo reich:
Wenn einſt im Grabe ſtill wir beide ſchlafen werden,
Das Aug' erloſchen, Mund und Stirne kalt und bleich; —

Wenn ihr die Liebenden bedeckt mit Leichenſchleiern,
Ach, wenn ihr todt uns ſeht, Fühlloſe, werdet ihr
Auch dann noch ungeſtört, froh eure Feſte feiern,
Und lächeln, wie gewohnt, und ſingen für und für?

Und wenn als Geiſter einſt wir unter euern Rüſtern
Und Eichen flattern, die noch immer grünend ſtehn:
Sagt, werdet ihr uns nicht ins Ohr ein Wörtchen flüſtern,
Wie alten Freunden man es ſagt beim Wiederſehn.

Könnt unſre Schatten ihr wohl ſchweben ohne Trauer
Hier ſehn, wo einſt den Grund betreten unſer Fuß?
Könnt ihr Sie ſehn, wie ſie mich führt zur alten Mauer,
Zur Quelle, welche tropft in ſchluchzend leiſen Fluß?

Seht ihr zwei Liebende, wo Schattenbäume ragen,
Verſtohlen wandeln, ſüß berauſcht vom Blüthenhauch,
Ach, werdet ihr ins Ohr nicht murmelnd ihnen ſagen:
— „Ihr, die ihr lebt und liebt, gedenkt der Todten auch!“

Für Augenblicke leiht uns Gott nur dieſe Bäche,
Die Grotten, Felſen, Au'n, den grünen Buchenhain,
Des Himmels Blau, den See, den Berg, die blumge Fläche,
Um ihnen unſre Lieb' und unſer Herz zu leihn.

Dann nimmt er ſie zurück. Ausbläst er unſer Feuer,
Umhüllt mit Nacht den Raum, wo wir geflammt ſo lang,
Er heißt das Thal, das wir beſeelt, das uns ſo theuer,
Verwiſchen unſre Spur und unſres Namens Klang.

Nun denn, vergeßt uns, Haus und Garten, Hain und Quelle,
Rauſcht, Bäche, Vögel, ſingt und treibt verliebten Scherz.
Gras, wachſ' im Hofe, Buſch und Dorn, um unſre Schwelle!
Vergeßt uns, nie wird euch vergeſſen unſer Herz.

Denn ihr, ihr ſeid für uns der Schatten unſrer Liebe,
Seid die Oaſe, die der müde Wandrer fand.
Das Heiligthum, o Thal, biſt du, vom Weltgetriebe
Entfernt, wo weinend oft wir ſaßen, Hand in Hand.

Die Leidenſchaften gehn von dannen mit den Jahren,
Und werfen Larve weg und Dolch, die ſie geführt;
So wie der Gaukler Schwarm, die durch die Länder fahren,
Allmählig hinter'm Berg ſich mindert und verliert.

Du, Liebe, bleibſt uns treu und ſtilleſt unſer Sehnen,
Du wirfſt dein Fackellicht in unſern Nebelkreis.
Durch Wonne feſſelſt du das Herz, noch mehr durch Thränen;
Wenn dir der Jüngling flucht, dich betet an der Greis;

In jenen Tagen, wo ſich neigt das Haupt, die Miene
Verdüſtert, wo der Menſch, dumpf, ziel- und hoffnungslos,
Fühlt, daß er Nichts mehr iſt, als eine Grabruine,
Der ſeine Tugenden und Träume ruhn im Schooß;

Wo unſre Seele wühlt in ihren tiefſten Schachten,
Und auf des Herzens Grund, dem kaum ein Flämmchen bleibt,
— Wie man die Todten zählt auf blut'gem Feld der Schlachten, —
Erloſchne Schmerzen zählt und Träume, längſt zerſtäubt;

Wie Einer, in der Hand die Leuchte, fern den Hütten
Der Menſchen, was ihm fehlt, im Dunkeln ſuchen will,
In finſtre Tiefen ſteigt hinab mit leiſen Schritten
Die Seele, bis zum Grund, wo Alles öd und ſtill;

Und dort in jener Nacht, wo keine Sterne funkeln,
Am allerſtillſten, tief geheimnißvollen Ort
Fühlt unterm Schleier ſie Etwas, das zuckt im Dunkeln.
Erinnerung, heilige, du biſt's, du ſchlummerſt dort!

Oktober, 183...

XXV.

Die Muſik eine Tochter des ſechzehnten Jahrhunderts.

1.

Ihr, meine alten Freunde, einſt ſo jung,
Die ihr, wie ich, des Lebens Laſt getragen,
Die um verlorne theure Weſen ihr
An manche taube Grabespforte klopft,
Die ihr gebückt einhergeht: denn die Weisheit
Iſt ſchwer: — ihr meine Freunde, wer von euch,
Von uns hat nicht, wenn ihm der Schmerz, der Freund
Mit trocknem Aug' und ernſtem Angeſicht,
Der Wunden ſchlägt und den man doch verehrt,
Die ſtrenge Hand gelegt auf ſeine Stirne, —
Wer hat nicht Ruh' in einem Lied geſucht?
Wer hat in ſein Gemüth die Melodie
Nicht aufgenommen, wie man eine Schweſter
Empfängt, die Wunden, ſie berührend, heilt,
Und, ohne das Gedächtniß theurer Todten
Zu ſtören, nicht zugleich ein Lächeln wieder
Gefunden und die Thräne bei Geſang
Und Flötenſpiel und rauſchenden Akkorden?
Wer unter uns, der nicht, wenn über ihn
Ein Kummer kam, vom Hauch der Menge mit

Bewegt ins rauſchende Theater ſchlich?
Da oft im Lärm ein Seufzer ſich verliert,
Wer hat nicht in den Haufen ſchon von Seelen
Geworfen ſeine Seel' und mitgezittert
Bei des Orcheſters leichtbeflügelter
Muſik, wo oft ein kriegeriſcher Marſch
Verhaucht in einem Liebeslied, und weinend
Der Baß zur Ruhe bringt die laute Trommel?

2.

Hört! hört! Des Meiſters raſchbewegter Bogen
Reißt mächtig alle Violinen fort.
Aufſpringend lacht in ſeiner dunkeln Grotte
Das rauſchende Orcheſter. Alles ſpricht.
So hört man Abends, ohne ſie zu ſehn,
Wenn über's Feld ein dumpfes Murmeln geht,
Die Winzer lachen unter reifen Trauben.
Und, wie ein leichtes Kapitäl den Pfeiler,
So überſpringt den Alt die ſüße Flöte.
Die Skalen, die verſchämten, keuſchen Schweſtern,
Sie leeren im Verborgnen und ſie füllen
Die Eimer, fügen Hand in Hand, und ſingen
Abwechſelnd ihre Lieder, während um
Die Göttlichen ein Zephyr flattern läßt
Den Spitzenſchleier, den das Piccolo
Auszackt... O Himmel! Hört die Zinke blaſen!
Bei dieſem Laut wacht Alles auf und ſpringt
Empor, die mächtge Pauke, Wirbel ſchlagend
Mit tauſendfachem Echo, macht, daß all
Die Schaar der mißgeſtalten Inſtrumente
Laut gibt und füllt die Luft mit pfeifenden

Akkorden, die hervor aus ihrem Bauch
Von Erz die vielgewundnen Schlangen ſtoßen.
Ein wüſter Lärm, durch den die Hoboe
Mit Seufzertönen wandelt. Jäh zerriſſen
Von Oben bis nach Unten wird der Vorhang:
Lebend'ger, als ein Wald, geheimnißvoller
Erſcheint die ganze Symphonie vereint
Zu Einer Hymne! Wie ein Chaos dann,
Das eine Welt zurückzuſchlingen droht,
Verliert ſich Alles leis in Nebelfalten.
Und im Vorbeigehn flüſtert jede Weiſe:
„Genug!" Die Töne glimmen und erlöſchen.
Mit ihren dunkeln Wogen überflutet
Die Nacht verwiſchend Lied und Melodie.
Wie auf ein Schiff ſich ſtürzt des Meeres Schaum,
So, weit ausſtreuend auf verworrne Maſſen
Die zitternden Lichtfunken, fällt die Fuge
In Strahlenbüſcheln nieder in das Dunkel.

O Harmonie, die einer Flamme gleich
In alle Winde fliegt, du Meer, auf dem
Die raſchen Wellen das Crescendo ſchwellt!
Wie pocht das Herz, wie lauſcht bewegt die Seele!
Wie lenkt der Bogen dort, von welchem nieder
Die Töne tropfen, bald ſich in die Nacht,
Und bald ins Licht ſich tauchend, ſtolz und kühn
Den prächtig rauſchenden Gewitterſturm.

3.

Gewalt'ger Paleſtrina, alter Meiſter,
Dich grüß' ich, hoher Genius, du Vater
Der Harmonie! Denn wie ein großer Fluß,
Aus dem die Menſchen trinken, iſt all dieſe
Muſik zu uns durch Deine Hand gerieſelt.
Gluck und Beethoven, Bäume, unter denen
So ſchön ſich's träumt, ſie ſind an Deiner Quelle
Gewachſen und ihr Saft iſt ihr entſprungen.
Mozart, Dein Sohn, auf Deinem Altar nahm
Die neue Leier er, den Sterblichen
Ganz unbekannt zuvor, die ſanfter bebt,
Als Gräſer unter'm Hauch des Morgenroths
Erzittern, einſt erſchaffen im ſechzehnten
Jahrhundert unter Deiner Künſtlerhand.
Zu Dir, o Meiſter, ſteigen unſre Seufzer,
Wenn eine Stimme ſingt, und eine Seele
Antwortet! — Dieſer Meiſter, o wie ließ
Aus ſeinem ſchöpferiſchen Haupt er ſpringen
Die Welt von Tönen, ſüß zugleich und herb,
Das Echo Gottes, deſſen Offenbarung
Und Stimme nur das Univerſum iſt?
Wo hat der junge Mann, der Sohn der blonden
Italia, dieſen großen, weiten Geiſt
Wohl her, gefüllt und reich zum Ueberſchäumen?
Wie iſt aus ihm, durch einen Zauberhauch,
Durch Arbeit oder Offenbarung, dieſer
Titan geworden, dieſer Gott, der Alles
Bewegt, und dem das Auge, wenn es weint,
Und wenn ſich's trocknet, immer zu ſich wendet,

Auf den des Menſchenherzens beſſ're Hälfte
Sich ſtützt? — Wo kommt ihm dieſe Stimme her,
Die auf den Knie'n man hört? Woher der Strom
Des Geiſtes, den er über uns ergießt?

4.

O Kindheit, tief geheimnißvolles Wunder!
Wer läßt die Blum' am Rand des Abgrunds blühn
Und an dem Strom der Leidenſchaft den Dichter?
Wer iſt der Gott, der wunderbare Träume
Ihm vor das Auge führt, ihm Sterne zeigt
Im mitternächt'gen Grau'n, — das Ideal,
Das, wie durch einen ſchwarzen Trauerflor
Bezaubernd dringt das Lächeln einer Schönen,
Durchſchimmert durch die Welt der Wirklichkeit?
Wer nimmt das Kind ſchon in der Morgenfrühe
Sanft an der Hand und ſagt ihm: — „Menſchenkind,
Noch iſt's nicht Tag in Deiner Seele! Komm,
Eh' Dir mit ſeiner Glut des Lebens Mittag
Das Herz vertrocknet, komm, ich öffne Dir
Ein Zauberthor ums andre, komm, ich fülle
Mit Klarheit Dir die nachtverhüllten Augen!
Hör' an mit mir, was Dir zu andrer Zeit
Dann wird erklärt, das Summen und das Stammeln
Der Blumen und der Sterne! Jedes Ding,
Die Roſ' am Hag, der Stern am Himmel ſtammelt
In ſeiner Unſchuld ſo, wie Du, mein Kind!
Du wirſt ein Dichter ſein, Gott ſchau'n wirſt Du.
O fürchte nicht den ſteilen Flammenpfad
Der Wiſſenſchaft; — der Weg iſt rauh und hart,
Doch große Herzen ſchlagen ſtets ihn ein,

Und Religion und Poeſie, ſie ſchmücken
Zu beiden Seiten ihn mit Blüthenbüſchen.
Wenn Du am Weg, o ſchönes, liebes Kind,
Das weiße Röschen pflückſt und blaue Glöckchen,
Legſt ſpielend große Meilen Du zurück
Mit Deinen kleinen Schritten. Darum fürchte
Langweile nie noch auch Ermüdung. — Komm!
Hör' an die Unterhaltung der Natur,
Und ſieh' ein Gleichniß jedem Ding entquellen.
Im allgemeinen Sein erkenne Du
Das ewge Symbol, den Baum, den Menſchen,
Den Wald, das Schickſal, und die ſchwarzen Furchen
Der Gräber, wo der Keim der Sehnſucht wächst,
Und, die wie Zweige über'm Haupt uns hängen,
Die Tröſtungen, die ſelbſt dem Schmerz nicht fehlen,
Und ſie, die leuchtet wie des ſtrahlenden
Gerechten Haupt, die Sonne, dieſe Glorie,
Die hoch am Himmel golden ſich entfaltet!"

5.

Gott, welche hellen, welche rauhen Stimmen
Hat Paleſtrina wohl vom Menſchen, wie
Von der Natur vernommen! O man fühlt,
Wie in dem Alter, wo wir Andern lachen,
Wo er ſchon ſann, ſein Geiſt, dem Fluſſe gleich,
Der raſch von dannen eilt, mit ſich genommen,
Was Wolke oder Strand ihm zugeworfen.
Wie ging er, Kind noch ganz, gedankenvoll,
Im Frühlicht durch das Feld, den dichten Wald,
Zum Rand des Abgrunds, der die Mütter ſchreckt!
Bald tief in Nacht getaucht und bald geblendet

Von Lichtgeſtalten, o wie ging das Herz
Ihm auf zur Zeit, wenn in das klare Waſſer
Des Teichs der Lenz das blumige Ufer taucht,
Wenn friſch zum Aſt empor der Epheu rankt,
Und Perlen auf den goldnen Knospen flimmern.

In jener Dämmerſtunde, wenn der Tag
Will ſterben, und ſich Alles ſchlafen legt,
Wenn ſeinen Gram das Herz vergißt, der Vogel
Sein Lied, das Vieh die Waide, — o wie oft
Hat unter ſeinem Aug' ein Bauernwagen
Sich knarrend, mit Geſchrei und mit Geſtampf
Der Roſſe, durch den Wald den Berg hinan
Gerollt im Hohlweg, zwiſchen gelben Wänden,
Indeß er neben einem Erlenbach
Hinwandelnd einer Abendglocke lauſchte,
Die heiſer klingend aus dem Hintergrund
Des Thales ſeufzt'. Er lauſchte dem Geräuſch
Der Hütten oft, dem Grashalm, welcher zwiſchen
Zwei Steinen ſchwankend pfeift, dem ſchrillen Seufzer
Der fortgeſchleppten Pflugſchaar, dem Geplauder
Des Vogelneſts im Schooß von Kloſtertrümmern,
Die Schatten auf der Mönche Gräber werfen;
Dem Erntefeld, vom Morgenroth vergoldet,
Wo ſich, ein ſorglos Völklein, überbeugend
Am Rand des Hohlwegs, um vorbei uns gehn
Zu ſehn, die Aehren durcheinander ſchwatzen;
Der Biene, die die Roſe ſingend koſt —
Wie träumt' er unter all dem bunten Leben
Oft horchend mit geſpanntem Ohr und ſinnend,
Was ihr Geflüſter wohl bedeuten mochte!
Und jeden Abend, wenn nach langem Gang,

Vorbei an Serenaden, die sich unter'm
Balkon mit Lachen drängten, heim er kehrte
Zufrieden, ernst und stumm, da fühlt' er reicher
In seinem Herzen sich um einen Schatz.
Denn ihren Honig hatte nun die Biene
Und seinen Thau der Strauch. Und allgemach
Kam's so, daß Alles lebt' in seinem Geiste.
O heil'ges Werk, das der Poet vollbringt! —
In seinem Haupt, das eine Welt umfing,
Erklang der Vögel Lied, die Lüfte wehten,
Da schlängelten sich Flammen hin und Wellen,
Es wiegte sich im Wind die goldne Ernte,
Und Berg' und Dächer warfen ihre Schatten,
Der düstre Abend kam und trieb zur Höhle
Das Wild und heim zur Lagerstatt den Menschen;
Der hohe Wald, vom Himmelswind bewegt,
Am Schluß des Winters froh der Auferstehung,
Er schüttelte wie toll die grünen Büsche.

So kam's, daß Form und Geist, und Licht und Feuer
Und Schatten, daß die ganze große Urne
Der Welt in seine Seele sich ergoß!

6.

Nicht Maler, nicht Bildhauer, Musiker
War er. Dem alten Orpheus folgt' ein neuer;
Und wie das Meer nur Wellen bringt, so bracht'
Er seine Kunst voll räthselhaften Zaubers,
Die Leier, die laut singt und leise weint,
Die einen Ton für Jeden hat, für Jeden
Ein Wort, das er versteht, die Harfe, die

Ins Unausſprechliche die dunkle Ahnung
Des Traumes überſetzt, der Morgens ſchwindet!
In ungebrochnem Licht erblickt' er Alles.
Denn ſeinem Geiſte war die weite Welt,
Die weſenreiche, die vor ſeinen Augen
In unbeſtimmter Dämmrung ſchwamm, entkleidet
Der Farben, doch ein Meer von Harmonie.
Drum dringt auch ſeine Hymne, niederſteigend
Vom Himmel, durch das Thor der Frömmigkeit
Zum Geiſte, wie bei Nacht des Mondes Strahl
Durch's Kirchenfenſter ſcheint. Wenn ſeine heil'gen
Geſänge man vernimmt, die idealen
Akkorde, die ſo tief das Herz ergreifen,
Und die ein Lächeln dem Gerechten, Schauer
Dem Schuldigen erregen, glaubt zu athmen
Man Weihrauchduft, und bei dem Schein der Kerzen
Zu ſchaun der jungfräulichen Engel Einen,
Die Giotto träumte und die Dante ſah,
Verſetzt in dieſe Welt des Kummers, heitre,
Blauäugige Lichtweſen, in Gewändern
:ß wie Opal, die, während der Azur
blaßt und wie ein goldner Punkt ein Stern
glüht im Oſten, durch ein duftendes
Kl ield, ein Lächeln um die Lippen, ſchweben.

7.

O glücklich, wer gelebt in jenem ſchönen
Jahrhundert, wo des Menſchengeiſtes Gipfel
Vergoldend noch, am Horizont hinab
Die Sonne ſank der gothiſchen Romantik, —
Und ſterbend ihr Geheimniß in die Nacht
Mitnahm, und Münſter dem ungläub'gen Boden
Nicht mehr entſpringen ſah und ſtolz ſich heben.
O große Zeit, an Rieſenbauten reich
Wie Babel, rings verſchanzt, verſperrt mit Mauern,
Mit Warten, Burgen, Thürmen, mit Gebäuden
Des bunteſten Geſchmacks, wo Schicht' auf Schichte
Sich thürmt der Mauerſtein, umweht vom Geiſt,
Gewaltge Maſſen, welche, Schritt für Schritt
Entweichend, matt der Tag noch überglänzt!
O ſeltſames Jahrhundert, wo die Kunſt
Des Dädalus, die alte, mit dem Tod
Im Dunkeln rang, indeß am andern Ende
Des Himmels, zwiſchen zwei gewalt'gen Eichen,
Taſſo und Luther, ſeine Silberſtrahlen
Noch werfend, ſtieg empor, — an jenem Himmel,
Zu dem hinüberſtaunend Dürer ſah, —
Der Mond der Kunſt, die göttliche Muſik.

Mai, 1837.

XXVI.

Er ſchien zu ſchlottern — ſchaurig blies der Nord;
Es war ein Marmor unter dürren Aeſten,
Ein Standbild, ſchwarz am Rücken, grün am Fuß,
Ein alter Faun, im alten öden Park
Allein, der mit der vorgeneigten Stirne
Berührt des Baumes Zweig' und halben Leibs
In ſeiner Marmorſcheide ſich verlor.
Da ſtand er ſinnend, an den Grund gefeſſelt,
Wie Alles, was ſich nicht bewegt, vergeſſen.

Vom eiſ'gen Wind gepeitſcht umſtanden Bäume
Den Faun, wie er, am ſelben Platz, gealtert,
Kaſtanienbäume, rieſig, ohne Blätter
Und ohne Vögel; unter Büſchen dicht
Zum wildverworrnen Netz verſchlungen ſtand
Schneebleich er da auf ſchwärzlich brauner Erde.
t breitem Mantel, auf dem Nebel wogend,
ınk eine rauhe Winternacht hernieder,
Sc rz, ohne Mond und Sterne. Weiterhin,
Die Stämme kreuzend, ſtanden andre Bäume,
Und andre ſtreckten, ferner noch, verſchwimmend,
Dem grauen, winddurchwühlten Himmel tauſend
Verſchlungne, kahle Zweige wirr entgegen,
Und lagerten, der Eine dicht den andern
Verſchleiernd, um den Horizont, verloren
Im grauen Nebeldunſt, wie eine Heerde
Von Ungeheuern, braunen Rieſen-Igeln.

Nichts war zu ſehn, als dieſer alte Faun,
Der finſtre Himmel und der dürre Wald.

Vielleicht im fernen Dunſt war eine lange
Terraſſe mit bemoosten Steinen noch
Zu ſehn und bei dem großen Teich die Nymphen,
In dem verwildert öden Park ſich ſchämend,
— Vor frechen Blicken einſt, und jetzt, — vergeſſen
Sich ganz zu ſehn. — Der alte Faun — er lachte. —
In ihrer düſtern Dämmerung zurück
Ließ ich den Teich und die verſchämten Nymphen.
Der alte Faun, er lachte. Dieſer wär's,
Zu dem ich ging; bewegt: — denn ſchonungslos
Verdammen all die göttlichen Bildhauer,
Die vielbeſtaunten, ein für allemal
Zur Scham die Nymphe und den Faun zum Lachen.

Stets dauert mich der arme Marmor, — nicht
So oft der Menſch, weil dieſer härter iſt.

Und ohne nur mit einem Wort das Ohr
Ihm zu verletzen: — denn der Marmor hört
Schon des Gedankens Stimme — ſagt' ich ihm:
„Du ſtammſt noch aus dem blühenden Jahrhundert
Der Liebe. Sprich, Sylvan, was ſahſt Du hier
In Deinen beſſern Tagen? Warſt auch Du
Hoffähig? Nahmſt Du Theil an ſüßen Feſten?
Für Dich, zu Deinem Zeitvertreib, ſind nur
Die Nymphen hier, für Dich die Griechen-Götter
Und römiſchen Cäſaren, bunt gemiſcht
In dieſem Wald, und die antiken Vaſen,
Zurückgeſtrahlt vom klaren Teich, das ganze

Verſchlungne Labyrinth der Gartenkunſt.
Was haſt Du hier in Deinen beſſern Tagen
Geſehn, Sylvan? Verrathe das Geheimniß
Mir jener längſt verrauſchten ſchönen Zeit,
Der Zeit verſchwiegner Flammen, Abenteuer
Und Stelldichein's, wo unter großen Kön'gen
Die großen Dichter wuchſen. Wie ergötzlich
Muß die Erinnrung ſein! Noch lachſt du drob.
Sprich, ſchöner Faun, zu mir, wie mit dem Baum
Du plauderſt, mit dem Wind, dem grünen Laub.
Warſſt manchmal Du, o alter, griech'ſcher Spötter,
Vom einen Ende der Allee zum andern
Dem Herkules-Farneſe von der Seite
Nicht Blicke zu, wenn mit dem ſchönen Lautrec
An Dir vorüberging die Bärnerin
Mit den holdſel'gen Augen, Margarethe,
Die Königin? Haſt Du, gefälliger
Sylvan, allein in Deiner grünen Grotte
Von feuchtem Laub, abwechſelnd dem und jenem
Die Seite bietend, die ihm zugeſagt,
Als Schäfer Deine Räthe dem Racan,
Als Satyr ſie gegeben dem Regnier?
Haſt Du auf dieſer Bank nicht, gegen Mittag,
Vincenz von Paula ſchwitzen ſehn, um Gondi
Zu bilden? Alter Faun, haſt Du verfolgt
Mit dieſen ſcheelen Blicken Buckingham
Mit Anna, Ludwig, die Fontange am Arm,
Und haben ſie mit rotherglühter Stirne
Sich umgedreht, wenn ſie im tiefſten Winkel
Des Parks Dich in der Ferne lachen hörten?
Hat man Dich wegen Thyrſus oder Epheu
Um Rath gefragt bei einem großen bunten

Ballet, in dem der Hof des Gottes Phöbus,
Des Gottes Pan vielleicht, die Montespan
Berauſchte mit dem Namen: Amaryllis?
Kam Lafontaine, mit Thränen in den Augen,
Hinweg von Höflingen, die Ohren hatten
Von Stein, zu Dir, um leiſe zu erzählen
Von Vaux und von der Sehnſucht ſeiner Nymphen?
Was ſprach Boileau zu Dir, was ſprach Segrais
Zu Dir, gelehrter Faun, der in Eklogen
So zierlich mit Virgil einſt ſtritt und der
Auf grünem Raſen tanzen ließ den ſchweren
Spondäus gleich dem flinken Dactylus?
Sahſt Du im Gras die Schönen ſpielen, die
Chevreuſe mit dem zärtlich feuchten Blick,
Thiange, ſtolz wie eine Königin?
Umſchwärmte Dich nicht manchmal ihre Schaar,
Die roſige, ſo toll, daß durch die Wolken
Die Sonne dringend ihnen auf den Nacken
Dein lüſternes Profil oft plötzlich malte?
Hat unter ſeinem grünen Dach Dein Baum
Den bleichen Mazarin im Leichentuch,
Im ſcharlachrothen Kleid empfangen? Haſt
Die Ehre Du gehabt zu ſehn den Träumer
Molière? Hat er vertraulich oft, Dir Verſe
Zuwerfend, ſüß melod'ſche, Dich gedutzt,
Wie das Halbgötter unter ſich wohl pflegen?
Hat dieſer Denker, der die Seelen alle
Nackt ſah, und darum Scheu vor Deiner Nacktheit
Nicht haben konnt', in ſeinem Geiſte Dich
Nicht oft verglichen mit den Menſchen? Hat
Er Dich, die cyniſche Geſtalt, nicht minder

Boshaft, ironiſch, mürriſch, kalt gefunden,
Wenn unterwegs ſtillſtehend er verglich
Dein Lachen, Marmorbild, und das des Menſchen?"

So ſprach ich unter dichtem Laub zu ihm.
Er ſagte Nichts, er brummte nicht einmal.
Und lauſchend zu dem eiſ'gen Marmor neigt'
Ich mich, doch von vergangnen Dingen ſprach
Kein Laut; der fahle Schein des Tages, der
Entwich, umſpielte leis den ſtarren Satyr,
Der taub und ſtumm bei meinen Worten blieb.
Wenn man ſo düſter ihn, mit halbem Leib
Aus ſeinem Ueberzug, von feuchtem Laub
Geſchwärzt, heraus ſich heben ſah, ſo ſchien
Ein Handgriff er, zum Torſo ausgemeißelt,
Von einem alten Schwert in roſt'ger Scheide.
Ich ſchüttelte den Kopf und ging von dannen.
Da war's, als käm' aus den verdorrten Zweigen,
Den grauen Birken, die ſich beugten über
in . pt, betrübten Schweſtern gleich, aus all
I nlich ſtillen Grotten rings im Park
1 Laut, wie eine Geiſterſtimme klang's
In meiner düſtern Seele wieder, dumpf
Wie in den Tiefen einer Amphora:

— „Was thuſt Du, unbeſonnener Poet?
Laß unter dichten Bäumen ſie im Frieden,
Die Faunen, die verlaſſnen! Weißt Du nicht,
Poet, daß es ein Frevel iſt, in ſtiller
Einöde, wo die Schatten ruhig ſchlafen,
Ein Frevel, ſelbſt, wenn Dich dahin die Liebe
Gezogen, an dem Moos zu rütteln, das

Die Trümmer der Jahrhunderte bedeckt,
Und mit dem eitlen Lärm unzarter Worte
Zu ſtören das Gedächtniß ſtiller Todten?"

Und fliehend, von vergangnen Tagen träumend,
Verlor ich mich im dunkeln Park und Garten,
Indeß geheimnißvoll die Zweige rauſchten,
Und einſam, hinter mir, die Hieroglyphe
Aus einem alten Alphabet, der Faun
Fortfuhr, der Nacht, die nahte, zuzulachen.

Ich ging und warf noch einen trüben Blick
Zurück auf all die ſüßen Angedenken,
Auf Lenz und Morgenroth, und Schönheit, ſchwimmend,
Zerſtreut nun in den Lüften, unter'm Fuß
Des Wandrers, Blätter längſt verwehter Sommer,
Die Frau'n verſchwundener Jahrhunderte,
Und fern noch, durch die dunkeln Zweige ſah
Ich Marmorbilder, Schatten des Vergangnen.

Dezember, 1837.

XXVII.

Was Flügel hat, war immer meine Liebe.
Als ich ein Kind war, ging ich in den Wald,
Und nahm im Neſt die kleinen Vögel aus.
Erſt macht' ich ihnen Käfige von Schilf
Und zog ſie auf im Bett von grünem Moos.
Und ſpäter ließ ich offen dann die Fenſter;
Sie flogen nicht von dannen, oder wenn
Sie je zum Wald entflohn, ſo kehrten ſie
Auf meinen Ruf zurück. Ich und ein Täubchen
Wir haben lang uns ſehr geliebt. — Seitdem
Kenn' ich die Kunſt, die Seelen kirr zu machen.

April, 1840.

XXVIII.

Geschrieben auf dem Grabe eines Kindes am Meeresufer.

Du alter Epheu, Gras und Blumen, Buchs und Myrthen,
Du Kirchlein, wo der Geist Gott schaut, den sonst er träumt,
Ihr Fliegen, die ins Ohr ihr flüstert leis dem Hirten,
Der auf dem Rasen schläft, von Blumen rings umsäumt;

Du Wald, der rauschend füllt des Wandrers Haupt mit Träumen,
Ihr Wind' und Wolken, wild empörtes Element,
Ihr Früchte, die ihr fallt von dichtbelaubten Bäumen,
Ihr Sterne, die ihr fallt vom dunkeln Firmament;

Ihr Vögel, dunkle Flut, aushauchend tiefe Klagen,
Eidechse, die dahin an alten Mauern schießt,
Ihr Auen, deren Duft zum Meer die Winde tragen,
Meer, wo die Perle wächst, Land, wo die Aehre sprießt;

Natur, Erzeugerin und Grab von allem Schönen,
Ihr Nester, Blumen, die ihr all euch wiegt im Wind,
Macht kein Geräusch, kein Laut soll dieses Grab umtönen!
Die Mutter weinen laßt und schlafen laßt das Kind.

1840.

XXIX.

Cæruleum mare.

Sitz' ich, wo Schatten mich umgeben,
Im Wald am Strand zur Sommerszeit,
Dann denk' ich: bitter iſt das Leben,
Und träume von der Ewigkeit.

In meinem Schickſalsgang, dem dunkeln, —
Gott iſt es, den mein Geiſt erkennt,
Wie man durch dunkle Zweige funkeln
Sieht das geſtirnte Firmament;

Das Firmament, das Weiſe fragen
Um Rath und Thoren allzumal,
Das Firmament, wo Wolken jagen,
Und Sonnen glänzen ohne Zahl.

Die Welt iſt Gottes, ſeinem Ruhme
Dient ſie, umweht von Himmelsluft,
Ein Lobgeſang iſt jede Blume,
Und Weihrauch jeder ſüße Duft.

Nachts pocht ein Menſchenherz. — Betretet
Mit Ehrfurcht nur den heil'gen Grund! —
Der Himmel liebt, die Erde betet,
Es hört ein Ohr, es ſpricht ein Mund.

Doch nie willſt du dich ganz uns geben,
O Gott, fliegt auch das Herz dir zu.
Die Schaale läßſt du oben ſchweben,
Und unten läßſt die Lippe du.

Einſt wird in voller Klarheit ſtehen
Dein Werk dem gläubigen Gemüth,
Von einer Welt zur andern ſehen
Wir deine Einheit aufgeblüht.

In deinen Himmeln, — ſel'ges Leben! —
Sehn wir, die lieb uns ſind und traut;
Wie einen Schwarm von Adlern ſchweben
Man über die Gebirge ſchaut.

Im Tode weiß ſich zu entringen
Der Geiſt dem Bann der Sinnenwelt;
Ein Neſt iſt jedes Grab, wo Schwingen,
Dem Vogel gleich, die Seel' erhält.

O Himmelsthau, der uns befeuchtet!
Die Welt iſt klar uns, wie ein Quell;
Und von dem Strahl, der uns umleuchtet,
Das fernſte Ende ſehn wir hell.

Dann endlich kommt auch zu Geſichte
Uns, deiner armen Kreatur,
Beſonnt von deinem reinſten Lichte
Die andre Seite der Natur,

Wir Dichter werden dann vergleichen,
Wir Denker, die wir Welten ſchau'n,
Mit deinen unermeſſnen Reichen
Die Werke, die im Traum wir baun.

Indeſſen, unſer Loos beklagend,
Irr gehen wir auf dieſem Ball,
Ein großes Räthſel in uns tragend,
Halbblind und ſchauend tief ins All.

Vom Zufall läßt den Weg ſich zeigen
Der Menſch, und, was er ſinnt und ſchafft,
Sucht, wie die Ziege nagt an Zweigen,
Er Nahrung ſeiner Leidenſchaft.

Im Dunkel irren wir und wallen
Des Wegs, den tauſend Andre gehn,
Und hören Trauerſtimmen ſchallen,
Und Worte, die wir nicht verſtehn.

In ſolcher Nacht, die auf dem Volke
Schwer ruht, in dieſer argen Zeit: —
„Elias!“ ruft es aus der Wolke,
Indeß: „Herr! Herr!“ ein Andrer ſchreit.

Der Menſch iſt eine arme Waiſe,
Ihn ſchreckt nur, wer ihn tröſten ſoll.
„Leer iſt der Himmel!“ ſagt der Weiſe,
Der Prieſter ruft: „Die Höll' iſt voll.“

Ach, daß uns gute Aerzte fehlen,
Und Seher, deren Blick nicht ſchielt!
Der gibt den Satan unſern Seelen,
Wenn jener uns den Heiland ſtiehlt.

Die Menſchheit, ſchutzlos, baar der Gnade,
Dem Wandrer gleich am dürren Hag,
Verfolgt ſie ihre rauhen Pfade,
Ob längſt geſunken auch der Tag.

Sie geht dahin. Die Nacht iſt ſchaurig,
Gekrümmt vom Winde knarrt der Baum,
Und finſter ſieht ſie an und traurig,
Was ſie erblickt im halben Traum.

Sie wandelt über morſche Stege
Und Trümmer ohne Raſt und Ruh,
Und ſieht Geſpenſter ſtehn am Wege,
Die ſtrecken ihr die Arme zu.

Wir Träumer raſten unter Dächern,
Die nahe ſchon dem Einſturz ſind,
Und ſehn ein Heer von armen Schächern
Im Dunkeln taſtend, irr und blind.

Für Alle ſuchen wir zu löſen,
Die ſie uns aufzugeben liebt,
Die Räthſel dieſer Welt, der böſen,
Der dunkeln, die uns rings umgibt.

Und Jeder ſucht, damit er finde,
Und tiefer ſinkt das Haupt im Gehn,
Indeß des Schickſals rauhe Winde
Durch unſre Locken ſchaurig wehn.

Wir hören, ach, gedrückt vom Fluche
Der Knechtſchaft, wie ein Hauch ſich regt
In unſrem dunkeln Lebensbuche,
Und rauſchend um die Blätter ſchlägt.

Was thun? — Der Grabeshauch, der feuchte,
Umweht uns; betet weg den Fluch,
Und ſeht, ob nirgends eine Leuchte
Beſtrahlt das räthſelvolle Buch.

— Woher ſoll Licht uns, Vater, ſtammen? —
Gott ſpricht: — Aus Dir! Sei fromm und gut,
Entzünde Deines Herzens Flammen,
Und Licht dem Geiſte gibt die Glut.

Brennt nur Dein Herz, ſo kannſt Du leſen,
Was Gottes Evangelium ſpricht,
Und Glück und Tugend ſind Ein Weſen,
Verklärt in dieſem heil'gen Licht.

Wer liebt, der wird zum Gotteskinde,
Vor dem der Nebel ſich verzieht.
Glaubt, und vom Auge fällt die Binde,
Liebt, und der Stern im Auge ſieht.

Aus fernen Himmelshöhn der Wahrheit
Geſtirn, es wirft oft matten Schein.
Oft fällt ihr Licht in voller Klarheit
Ins Buch der Seele nicht hinein.

Wenn nur die Glut der Sterne flimmert
Dir nächtlich, leſen kannſt Du nicht,
Wenn uns das Liebeslämpchen ſchimmert,
Iſt's heller als im Sonnenlicht.

Damit wir immer leſen können
Im Dunkel, wär' es noch ſo dicht,
Will uns die Liebe Gott vergönnen,
Das Erdenlicht zum Himmelslicht.

Drum liebt! Und gebt der Flamme Nahrung;
Dem Geiſt gibt Helle das Gemüth.
Und oft iſt Gottes Offenbarung
Ein Frauenherz, das liebend glüht.

So träum' ich bei den letzten Gluten
Des Tags, wenn Stern um Stern die Nacht
Läßt ſinken in des Meeres Fluten,
An deſſen Strand der Schiffer wacht.

Das große Wunder ſchaut mein Auge
Erſtaunt, die Tiefen und die Höhn,
Und ein durch alle Poren ſauge
Ich dieſes Schauſpiel göttlich ſchön.

Der Himmel dort in lichtem Schimmer,
Hier die bewegte Wogenwelt, —
Für Geiſtesaugen gibt es immer
Ein Etwas hier, das ſteigt und fällt.

Sei's klarer Tropfen oder Funken, —
Das ungeſchriebne Gotteswort,
Bald iſt es mir ins Herz geſunken,
Bald glänzt's in meinem Geiſte fort.

Im Herzen thut, dem liebend frommen,
Die leuchtende Idee ſich kund,
Als Stern, vom Himmel hoch gekommen,
Als Perle, tief vom Meeresgrund.

Auguſt, 1839.

XXX.

Gott, der gnädig iſt den Engeln
Und den Menſchen, wird, wenn rein,
Kind, Du biſt und frei von Mängeln,
Zufrieden ſein.

Und die Welt, wo prächtig flimmernd
Herrſcht der eitle, kalte Schein,
Wird, wenn ſchön Du biſt und ſchimmernd,
Bezaubert ſein.

Doch, mein Herz, in Deiner Nähe,
Süß berauſcht vom Liebeswein,
Wird, wenn ich Dich glücklich ſehe,
Im Himmel ſein.

Januar, 1840

XXXI.

Oceano nox.

Saint-Valerie-sur-Somme.

Wie viele Schiffer, ach, und Kapitäne ſchaarten, —
Die luſtig eingeſchifft ſich einſt für lange Fahrten, —
Zuſammen ſich im Grund der See, die ſie verſchlang!
Wie viele fanden hier, in mondſcheinloſen Nächten,
Im ſchwarzen Abgrund, wo die Algen ſie umflechten,
Im blinden Ocean ſchon ihren Untergang!

Wie mancher Schiffsherr ſank, es riſſen Sturm und Wetter
Ihm grimmig aus dem Buch des Lebens alle Blätter,
Und ſtreuten ſie umher, um mit dem Wind zu ziehn.
Und jede Welle nahm ſich gierig ihre Beute,
Die Eine nahm das Wrack, die andre nahm die Leute,
Und jagten mit dem Raub in wilder Luſt dahin.

Verlorne Häupter ihr, mit todten blaſſen Lippen
Rollt ihr dahin und ſtoßt an unſichtbare Klippen
Die Stirn und treibt umher, ſoweit die Flut ſich dehnt,
Wie manche Mutter, ach, die Einen Traum nur hatte,
Harrt' an dem Strand, und ſtarb, eh' Bruder, Sohn und Gatte
Zurückgekehrt, die ſie erſehnt.

Am Abend ſprechen noch von euch, mit leiſem Schaudern,
Die Schiffer, die, gelehnt auf roſtge Anker, plaudern,
Und euern Namen nennt man ſcherzend, wohlgemuth,

Und lacht, erzählt und singt von manchem Abenteuer,
Und küßt die Schönen, die einst euch gewesen theuer,
Indeß ihr schlafend tief im grünen Seegras ruht.

— Wo ist er, fragt man, nun? An ferner Insel Borden?
Ist König er vielleicht im schönen Land geworden? —
Bald eures Namens wird kaum flüchtig mehr gedacht;
Im Meeresgrund der Leib, der Name längst verschollen.
Die Zeit, die Schatten dicht auf Schatten weiß zu rollen,
Legt auf den Ocean noch des Vergessens Nacht!

Den Starken nennt man kaum, und Niemand denkt des Schwachen!
Hat der nicht seinen Pflug und jener seinen Nachen?
Nur eure Wittwe, Nachts, wenn tobt des Sturmes Hauch,
Spricht noch von euch, erschöpft mit hoffnungsloser Miene
Aufstört die Asche sie im glimmenden Kamine,
Und ach, in ihrem Herzen auch.

Und ruht auch sie im Grab, wird euren Namen kennen
Nicht eine Seele mehr, kein Denkstein wird ihn nennen
Auf stillem Friedhof, der manch Echo sonst vernimmt,
Kein Weidenbaum, den kahl wir sehn im Herbste trauern,
Nicht der eintönige Gesang an alten Mauern
Und Brücken, welchen an ein greiser Bettler stimmt.

Wo sind die Schiffer nun versunken in den Meeren?
O Flut, was weißt du doch für schauerliche Mähren,
Ihr Wogen, die entsetzt die Mütter schau'n am Strand?
Davon erzählt ihr euch, wallt auf das Meer im Grimme.
Drum klingt so hoffnungslos, so schaurig eure Stimme,
Wenn uns entgegen ihr euch Abends wälzt zum Land.

Juni, 1836.

XXXII.

Juninächte.

Verſinkt ein Sommertag, dann ihren Odem tauſchen
Die Blumen aus, von Duft iſt weit das Thal erfüllt,
Geſchloſſnen Augs, das Ohr halb offen noch dem Rauſchen,
Ruhn wir, durchſichtig ſcheint der Schlaf, der uns umhüllt.

In lichter Dämmrung ſchwimmt der Himmel in die Runde,
Und reiner glänzt der Stern, die Schatten weichen ſacht,
Ein leiſes Morgenroth ſchwebt, harrend ſeiner Stunde,
Am Himmelsrand umher die ganze, ſchöne Nacht.

1837.

XXXIII.

Weisheit.

An Fräulein Louiſe B.

1.

— So ſoll nichts Großes denn, nichts Reines, Heil'ges,
O Himmel, Nichts, was würdig wäre deines
Erhabnen Blickes, Nichts, was das gemeine
Jahrhundert adeln könnte, Nichts entſpringen
Dem Herzen eines Menſchenſohns? — O Menſch!
Du Geiſt, begraben unterm Sinnenwuſt!
Genießen alſo, blind im Dunkeln tappen
Hinunter zu den Todten, ſich verkaufen
Alles, was da kriecht, an Alles, was
rfliegt, den ſchmutzigen Gewinnſt, die Thorheit,
Die Eitelkeit; Nichts wiſſen, als ein Blatt
Papier — uneingedenk der Pflicht — mit Worten
Zu füllen, und mit Thalern ein Comptoir;
Niemals den Blick zum Sternenhimmel wenden,
Und lachen jedes Opfers, jeder ſtill
Verhüllten Tugend, — ſieh, das iſt dein Leben!
Und deine einzge Hoffnung, Tag und Nacht,
Dein Ziel, dein Cultus, deine Liebe, weh,

Iſt das Metall, gezogen durch den Koth
Der Gaſſe, das nur ſeinen Schmutz zurück
Dir an den Händen läßt und gift'gen Roſt.
Davon begreifſt Du Nichts, daß Du beſtimmt
Zu denken biſt, ein Magier zu ſein,
Ein König und ein Alchymiſt, der unter
Dem dunkeln Schmelzgefäß, das Deine Seele
Du nennſt, die Flamme nährt, und durch den Tiegel
Läßt ziehen die Natur und Welt und Zeit,
Um endlich draus hervorzuziehn die Gottheit.

Wie? Sein Geſetz hat jedes Element,
Und ſeinen angewieſnen Kreis das Thier.
Dem Kormoran gehört die Flut, dem Adler
Der Schnee; ein jedes Ding hat ſeinen eignen
Beruf, ſein Ziel und ſeine Region.
Nicht nur ein leerer Auswurf iſt der Schaum
Des Meers, es weiß die Welle, was ſie thut,
Der Wind, wer ihn bewegt; gehorſam leuchtet
Der Stern dem blauen Himmel, wie die Lampe
Im Tempel ewig wach ihr Licht ergießt.
Zur Ehre Gottes öffnet ihren Kelch
Die Lilie jeden Morgen, wie die Saiten
Der heil'gen Leier ſchwingend ſingt der Vogel
Den Namen, der im Oſten roſig ſtrahlt.
Wie? Jedes Weſen *liebt*, die Schöpfung *glaubt*,
Und jedes Ding hienieden lebt nach ſeinem
Geſetz, und göttlich frei gehorcht es nur,
Der Vogel ſeinem Trieb, der Baum der Wurzel.
Der weite Ocean, der hoch empor
Zum Ufer ſteigt, die Schwalbe, die nach Süden,
Und der Magnet, der ſich nach Norden wendet,

Das Samenkörnchen, das beflügelt ſich
Sein Plätzchen in der Ferne ſucht, die Wolke,
Die ſich auf eisbedeckten Inſeln lagert,
Und plötzlich ſich erhebt, des Himmels Höhen
Beim Hauche des April vom Pol durchſegelnd
Bis zum Aequator; jener Gletſcher, der
Vom weißen Kamm der Alpen niederſteigt,
Der Saft, der durch die Adern rinnt der Zweige,
All die geſchaffnen Dinge, ſie verfolgen
Ein ernſtes Ziel, die Strahlen in den Lüften,
Die Sphären hoch am Himmel, und die Flüſſe,
Die zwiſchen Felſen hin und Gräſern ſtrömen,
Sie wandeln unverrückt die ſtolze Bahn.
Der Menſch allein irrt ab vom rechten Weg.
Wie? Alles, was das Univerſum faßt,
Die Kreaturen all, die Berge, Wälder,
Die grünen Au'n, das goldne Morgenroth
Am Himmel, der ein Bett ſich gräbt, der Bach,
Sie haben heute, wie an jenem Tag,
Wo ſeiner Größe Stempel aufgedrückt
Jehovah's heilge Hand dem erſten Menſchen,
Noch ihre ganze fleckenloſe Unſchuld.
Der Menſch nur iſt gefallen! — Er, geſchaffen
Im hehren Götterreich, zu ſein der Beſte,
Er wird der Schlechteſte. Er ſollte blühn
Ein auserwählter Baum und iſt ein Stumpf
Nur, ein gemeiner, mit beſtaubten Aeſten,
Entwurzelt mit den Jahren, durch das Laſter
Entlaubt, mit Zweigen, die nicht Früchte tragen,
Wenn Gott ſie ſammeln will, die keine Stütze
Gewähren, und auf welche die Geſellſchaft
Die ſchlimmſten Leidenſchaften pflegt zu propfen.

Welch tiefer, tiefer Fall! Und, o mein Gott,
Er weiß von Nichts, ungläubig, blind, verſtockt,
Indeß ringsum die ganze Schöpfung denkt.
O Schmach! Ein Knecht der Sinne vegetirt
Der Menſch, indeß um ihn die Schöpfung lebt.

2.

So rief ich aus, und Du, Du hörteſt zu:
Du, deren Seele ſtrahlt aus jedem Wort,
Das ihr entquillt, Du wandteſt ernſt und traurig
Mit tröſtlich holdem Lächeln Dich zu mir:

— Die Menſchheit rafft ſich auf; ſie ſtrauchelt noch,
Die Stirn in Nacht gebadet wandelt ſie
Dem Morgenroth entgegen. Jeder Menſch
Hienieden hat ein doppeltes Geſicht,
Ein gutes und ein böſes. Alles tadeln
Heißt Nichts begreifen. Sind aus Gold geſchaffen
Die Menſchenſeelen, ſind aus Blei die andern, —
Streng iſt der Geiſt des Weiſen und nicht blind.
Auf jeden Schädel wirft er ſeinen Blitz.
Für das Jahrhundert, dem man angehört —
In dem man, ach, ſo viel erduldet! — iſt
Man immer ungerecht und Alles ſcheint
Verdammungswerth. Auch unſre Zeit, ſo viel
Geſchmäht, hat ihre edle, ſchöne Seite.
Das haſt Du ſelbſt geſagt, erzürnter Dichter! —

In Deinem Zimmer, dem berühmten, hehren
Aſyl, da war's, wo einfach Du und heiter
Mir dies geſagt. Es ſtrahlte Deine Stirn
Im Widerſchein des purpurnen Damaſts,
Und mir, in dieſem Augenblick der Weihe,

Erſchien, wie Du empor die Augen hubſt,
Zum Himmel umgewandelt Deine Decke.

Die Stimme der Vernunft, der Ton des Friedens,
Die Billigkeit, die liebevolle Schonung,
Die Engelsgüte, die Barmherzigkeit,
Die gern dem Schuldigen vergibt, die Milde,
Die mit der unbewußten Hoheit Krone
Die Stirne ſchmückt der Tugend, — Deinem Wort,
So ſchön und klar, verlieh das eine Größe,
Die ſtille Größe der Natur und manchmal
Klang Deine Stimme wie die heimlich ſüßen
Geſänge, die man hört im fernen Wald.

3.

Warum vor's Auge tretet ihr mir immer,
Ihr heitern Tage meiner Kinderzeit,
Wer öffnet Deinen Kelch uns immer wieder,
Du lichte Blume der Erinnerung?

: war ich kindlich froh, wie war ich glücklich!
›ie Schule rief: da war die glatte Bank
›n Eichenholz, blank abgerutſcht, der Tiſch,
Der Pult, das plumpe Tintenfaß, die Lampe,
Des Abendſterns beſcheidne Schweſter, — Alles
Begrüßte freundlich mich und ernſt. Mein Lehrer,
— Schon oft erwähnt' ich ſeiner, — war ein Prieſter
Von ruhig ſanftem Ton, mit einem Blick,
Der wärmend drang ins Herz; ſo unbefangen,
Wie nur ein Weiſer, ſchelmiſch, wie ein Kind.
Und oft umarmt' er mich und — denn das Lob
Ermuntert! — ſagte mir: „Neun Jahr' erſt alt,
Und explicirt bereits den Tacitus!“ —

Dann mit Eugen, — Gott ließ den jungen Geist,
Ach, untergehn! — arbeitet' ich im Stillen, —
Und Dichterträume hatt' ich schon. Und während
Ich schrieb, und schüttet' ohne Furcht und Regel
Die Barbarismen stromweis auf mein Thema,
Und unerhörte Deutungen der alten
Autoren gab, und mit gekrümmtem Rücken
Die Stirne tief zum „Gradus" niederbog,
Da glaubt' ich, — wach ist stets die Kinderseele —
Wirr durcheinander, meinem Ohr ganz nah,
Die griech'schen und lateinischen Vokabeln,
Geschwätzig, bubenhaft, beschmutzt mit Dinte,
Zu hören, wie sie lustig plauderten
Und piepsten, Vögeln gleich in ihrem Nest,
Hervor aus den vergilbten, großen Blättern
Des schweren Wörterbuchs ... Verstohlne Töne,
Noch süßer, als des Bienenschwarms Gesumm,
Der schwirrend flieht, ein Hauch, gedämpfter als
Ein Seufzer in der Nacht, — der in die Blätter
Im alten Buch mit blechbeschlagnem Deckel
Oft fuhr, daß leis sie durcheinander rauschten.

War abgethan das Pensum, flohen wir
Leichtfüßig, wie Rehböckchen, durch die Gärten,
Die weitgedehnten, streifend kreuz und quer,
Und schwatzten wirres, kunterbuntes Zeug.
Ich selber hielt mit meinen größern Brüdern
Nicht gleichen Schritt und blieb gar oft zurück.
Und heitre Sterne stiegen auf am Himmel,
Die Mücken schwirrten durch die stille Luft,
Im Schatten schlug die süße Nachtigall,
Und singend gab in der Musik der ganzen

Natur ſie Unterricht. Indeſſen warf
Ich, ein verwegner, plauderhafter Knabe,
Zu tollen Sprüngen aufgelegt, umher
Nach allen Seiten friſch und frei die Augen,
Aus welchen helle Freudenfunken ſtoben,
Und unterm Arme trug ich, mit drei Schnüren
Gebunden, den Horaz und ſeine Oden
Und die Geſänge des Virgil, den ganzen
Olymp, den Theſeus und den Herkules,
Ceres, die ſtrenge Juno und die Hyder,
Die feuerſpeiende, lernäiſche,
Und den gewalt'gen Löwen von Nemea.

Doch, wenn ich heim zu meiner Mutter kam,
Hatt' ich — ſo neckte mich des Zufalls Tücke,
Der mit dem Kinde ſpielt, — oft ſchwere Noth
Und großen Zorn: beim hundertjähr'gen Taxus
Fand ich nicht mehr das kleine, hübſche Gärtchen,
Das ich mit eigner Hand mir angelegt.
Vorüberjagend hatt' ein großer Hund
ganz verwüſtet; oder hatte Jemand
In meinem Stübchen meine Käfige
Geöffnet, meine Vögel waren fort
Zum Wald geflogen und von Zweig zu Zweig
Vergnügt gehüpft, zu finden in der Ferne
Die Freiheit, — oder einen Vogelſteller.
Hilf, Himmel! Rothen Kopfs, entrüſtet rannt'
Ich dann herzu, den großen Hund verflucht'
Ich laut, den dummen Gärtner und das Scheuſal,
Den Vogelfänger und ſein Henkergarn,
Ich raſte, tobte! — Meine Mutter ſah'
Mich ruhig an, und ſchnell war ich beſänftigt!

4.

Nicht um ein ausgeleertes Käfig mehr,
Um Vögel, die ins falſche Netz gefallen,
Um eine Dogge nicht, die bellend ſtürzt
Aufs Blumenbeet, entflammt ſich heut mein Zorn.
O nein! Die kleinen Leiden ärgern wohl
Ein Kind, doch unter großen Schmerzen wird
Der Menſch, wie in der Kirche, ſanft und ſtill.
Nach heißen Schmerzen, wie nach ſchwülen Tagen,
Kommt Ruh' ins Herz, wie Schlummer in das Auge.
All unſre Leiden, ſchwarze Ziffern ſind's,
Und Weisheit iſt die Summe, die ſie liefern.
Durch jede Prüfung ſcheint dem Menſchen Gott
Zu ſagen: — Laß durch's Unglück Deinen Geiſt
Hindurchgehn, und wie aus dem Sieb das Korn,
So wird daraus hervor er beſſer kommen.
Gelebt, geduldet hab' ich, nun erwäg'
Ich ernſt und mich verweiſ' ich ſelbſt zur Ruhe.
Und wenn zuweilen noch der böſe Zorn
In meiner Seele mit gewalt'gem Finger
Die Wage niederdrückt, worauf mein Herz
Ich wiege und die Welt; wenn ich, Ein Auge
Nur öffnend, ſchuldig ſpreche nur, verdamme,
Dann führeſt Du, o edle, heilge Frau,
Mit ein Paar Worten meine Stimme, die
Gereizt, erbittert klingt, zurück zur Ruhe,
Auf deren Grund ich meinen Geiſt geſtellt.
Ich fühle, wie, von Deinem Strahl getroffen,
Sich meine Stürme legen; ja, Du biſt
Dem finſtern, ſtrengen, tief gebeugten Mann,
Was einſt dem heitern Kinde war die Mutter,
Das große Herz, das nun im Grabe ſchläft.

5.

Nun hör'! — In meinem Geiſt, der ewig wogt,
Ertönen, eine nach der andern bald,
Und bald zugleich, drei Stimmen, ha und welch
Gewaltige drei Stimmen!

Eine ſpricht:

— „Laß Deinem Grimm den Lauf, o Dichter! Ja,
Der Hölle Beifall jauchzt entgegen Allem,
Was dieſe Zeit verſucht, beginnt und ſchafft.
Mit Recht biſt Du entrüſtet. Das Jahrhundert
Iſt ein gemeines Zelt, in das der Menſch,
Sobald der Abend kommt, das Fleiſch, die Wolluſt,
Das Laſter nackt und frech, einlädt zu ſich.
Die Wahrheit, die einſt Rom in Glanz getaucht,
Wohnt immer nur im Himmel, und im Menſchen
Iſt keine Liebe mehr. Geſchloſſen ſind
Die Augen für den Strahl, der ihnen leuchtet.
[illegible] ſtoße nicht die Muſe ſchnöd zurück,
[illegible]ie Waffen trägt, und einſt als ernſte Freundin
[illegible]ie Helden einſt beſuchte, Jeremias
[illegible]nd Amos! Schlecht, undankbar ſind die Menſchen,
[illegible]ll Neid und Eiferſucht, verſteckte Lügner;
Viel ſind der Frevler, eitel ſind ſie alle.
Je nach dem Stamm, von deſſen Saft ſie tranken,
Sie Kain's Kinder ſie und Eva's — alle!

Es wankt Dein Kreuz, o Herr, die Ehrfurcht ſchwindet,
Die Andacht flieht, Jehovah, o Jehovah!
In Deinem Tempel ſpricht man laut Dir Hohn.
Sonſt war das Buch Geſetz, der Prieſter war
Das Vorbild. Buch und Prieſter ſind nun todt.
Der Glaube, dieſe heilge Glut, entzündet

An Deinem Flammenherd, Du Donnergott,
An dem Dein Sohn erkennt die Auserwählten,
Und der die Lippen der Apoſtel einſt
Geweiht, iſt jetzt nur eine todte Kohle,
Mit der muthwillig lachend Deine Mauern
Die kleinen Kinder kritzelnd überſchmieren!" —

Die andre Stimme ſpricht: „Verzeihe! Liebe!
Dem Menſchen, der vergibt, wird Gott vergeben.
Dem Löwen achte die Ameiſe gleich.
Klein iſt, o Dichter, in der Schöpfung Nichts,
Auch das Atom hat am Urweſen Theil.
Vom Leben Gottes iſt in jedem Ding
Ein Wenig und kein einziges Ding iſt wenig.
Zur Liebe bilde Dich, zum Mitgefühl.
Und zwingt Dich das Geſchick, in nächſter Nähe
Den Menſchen prüfend zu betrachten, der
Oft blind, leichtſinnig iſt, frivol und eitel,
Dann mag die Bruderthräne Dir befeuchten
Das Richteraug' und mildern ſeine Schärfe.
Und Alles mag hienieden, Luſt und Blume,
Und Wieſengrün, die frohe Kindergruppe,
Die an der Schwelle Deines Hauſes ſpielt,
Der Bettler, der bei einer Garbe ſitzt,
Der Vogel, der die Mück' im Gras betrachtet,
Die alten Bücher, die der Wind durchblättert,
Woraus der edle, freie Geiſt der Alten
Lebendig fliegt hervor, ein feiner Hauch,
Der eingeathmet Deinen Geiſt durchdüftet,
Der Anblick der gebeugten Frau'n, die, wie
Im Meer die Algen, unter Thränen leben;
Mag das Gemälde dieſer Welt, der Menſch,

Der es betrachtet, mag das große Ganze,
Das ungerührt nur ſtumpfe Sinne läßt,
Dich mehr und mehr, Dein Leben und Empfinden
Zuwenden dem geheimnißvollen Auge,
Das auf uns Alle ſchaut! Der treue Zeuge!
Der unſichtbare Wächter! Anfang, Ende
Und Mittelpunkt! Die Klarheit und die Wärme!
Das Weſen, das Geheimniß jedes Weſens,
Das halbverſchleiert jede Seele ſchaut!

Glimmt wo ein Feuerbrand, entzünde dran
Nie eine Höll'! Erſchwere keine Laſt!
Nachdenkend dring' ins Weſen ein der Seele,
Enthülle Gott, den Geiſt, der nie vergeht,
Das Grab, das keinen Todten wiedergibt,
Und ſorge, daß uns die gewaltge Hand,
Die oft das Haupt uns beugt, nicht allzuhart
Die Stirn berühre, jene Hand, die: „Nie!“
In unvertilgbar großen Zügen ſchreibt
Auf Gräber und auf die Altäre: „Ewig!“

Die dritte Stimme ſprach: — „Was liegt daran:
Ob Haß? ob Liebe? — Ob man aus, ob ein
Man geht? verflucht einander oder ſingt!
Tod, Gut' und Böſes, Laſter, falſche Götter, —
Was kümmert das den lichtumfloſſnen Himmel?
Erzeugt des Wachsthums blinder Lebenstrieb
Drum minder reichen Ueberfluß an Blättern,
An Bäumen, Flechten, und an Gras und Algen,
An Saaten, Au'n, Gebirgen, Bächen, Felſen?
Iſt minder klar die Welle drum? Der Wald
An Klängen ärmer? Wehn die Lüfte minder

Balſamiſch in der Nacht, ums Morgenroth,
Am lichten Horizont und über's Meer,
Das tückiſche, und um die leichten Wolken,
Die kreuz und quer mit allen Winden ſegeln?
Die Sonne, die im Feld der Blume lächelt,
Dem König im Palaſt, im finſtern Bagno
Dem Ruderknecht, verliert ſie von dem Glanz,
Der ſie umleuchtet, auch nur einen Strahl,
Wenn eine Tugend hier vergeſſen wird?
Nein, Pan bedarf der Andacht nicht noch Liebe.
O Weisheit! Reiner Geiſt! Erhabne Klarheit!
Zeus! Irmenſul! Jehovah! Jupiter!
Wiſhnu! Du Gott, den Sokrates geſucht
Und Jeſus hat gefunden! Einz'ger Gott!
Du wahrer Gott! Du einziges Geheimniß!
Du Eine Seele! Du, der fallen läßt,
Was ſterblich iſt, und unermeſſne Himmel
Erſchaffen hat für alle Ewigkeit!
Du, der Du in den Aether, der erklingt
In heil'ger Harmonie, — das hohe Zelt,
In deſſen Vorhang ſpielt Dein ew'ger Hauch, —
Millionen Vögel warfſt, Millionen Sterne!
Was ſind vor Dir, Erhabner, doch die Menſchen,
Die Blinden, die einander in die Nacht
Hinunterſtoßen, Schatten, deren kaum
Dein Auge je gedacht, vor Deinem hohen
Antlitz Geſpenſter, welche gehn und kommen!"

6.

In meinem ſtillen, friedlichen Gemach,
Wo unter'm grünen Vorhang, wie das Auge
Des Freundes, manches alte Buch mir ſchimmert

Halb aufgeſchlagen, und im Schatten meinem
Virgil zulächelt meine heilge Bibel,
Vernehm' ich die drei Stimmen. Mag erſchrecken
Mein armes Hirn, ich halte Stand, ich laſſe
Sie ohne Schrecken, ohne Angſt vollenden
In mir ihr Werk. Denn durch dergleichen bunte
Metamorphoſen irrgemacht bereiten
Sich aus gar wenig Stoffen ihre Weisheit
Die Menſchen. Alle ſind ſo unvernünftig,
Daß jeder nur von ſeinem Fenſter aus,
Von ſeiner Seite nur die Wahrheit ſieht.
Und Keinen reizt der hohe Fels, ihn zu
Umgehn und ſeine Spitze zu beſteigen.

Indem ich von drei Seiten ſo die Dinge
Hienieden mir betrachte, drei Rathgeber
Anhöre, denen ſonſt der Menſch nicht lauſcht,
Erwächst im Herzen mir, in welchem Gott
Lebendig iſt, das ſich dem Haß verſchließt,
Ein friedliches Wohlwollen, allumfaſſend,
Das, wie im Morgenroth, mir jeden Vers
Vergoldet und mit Weichheit übergießt,
Den ich halbfertig in der Seele trage,
Um ihn im Freien zu vollenden, wo
Die Wieſen mich umduften, Wolkenſchatten
Vorüberziehn und klare Quellen rauſchen.

April, 1840.

Ende der Strahlen und Schatten.

Inhalt.

Seite

Herbstblätter.

Vorrede 3
I. Zwei Jahre zählte das Jahrhundert 11
II. Gedanken eines Spaziergängers über einen König 15
III. Der Könige Geburt 19
IV. Was man auf den Bergen hört 21
V. Am Rhonegletscher 25
VI. Die eifersüchtigen Hügel 28
VII. Seid ihr's? O kommt hervor 29
VIII. Laßt sie. Die Kinder sind hier alle gut 31
IX. Warum verbirgst Du Dich 35
X. Wo, fragt' ich, wo ist denn das Glück? 38
XI. Sobald das Kind erscheint 41
XII. O Maid, Du bist umwebt 44
XIII. Sieh, dieser Zweig ist dürr und grau . . . . . (
XIV. Der Pfad der Träume . . . . . (
XV. Sonnenuntergänge . . . . . (
XVI. Es kommt ein Tag . . . . . (
XVII. Eh' meine Lieder 91
XVIII. Ein letztes Wort . . . . . (

Lieder der Dämmerung.

Vorrede 67
Vorspiel 70
I. Nach dem Juli 1830 74
II. Hochzeiten und Feste 85
III. Napoleon II. 90
IV. Auf dem Ball im Hôtel-de-ville 99
V. Wenn unter deinen Flügeln 102
VI. An Kanaris 103
VII. Allein am Fuß des Thurms 107

Seite
VIII. An den Mann, der eine Frau verrieth 108
IX. An den Herzog von O. 112
X. Nicht zwanzig Jahre war er alt 115
XI. Verhöhnet niemals eine Frau 121
XII. An Fräulein Z. 122
XIII. Zum luft'gen Schmetterling einſt ſprach die Roſe . . . 128
An *** 129
XIV. Am Meeresſtrand 130
XV. Weil Leid und Unruh' alle Stunden 134
XVI. Da uns der Blüthenmond ins Freie lockt 136
XVII. Die Andern ſchelendern in des Lebens Irre 137
XVIII. An Fräulein Luiſe B.
Der Zweifel 139
XIX. Date lilia 142

Innere Stimmen.

Widmung 147
Vorrede 149
I. Die innern Stimmen 153
II. Sunt lacrymae rerum 155
III. Der Triumphbogen 160
IV. Kommt, laßt uns luſtig ſein 165
V. Komm, laß uns plaudern 168
VI. Bei offnem Fenſter 169
VII. An Albrecht Dürer 171
VIII. An Di. 173
IX. Mein junger Freund, es iſt ein feiger Krieg 175
X. An einen Reichen 176
XI. Ei, ſieh die Kinder hier 184
XII. Hier im altfränk'ſchen Garten 186
XIII. An die entflogenen Vögel 187
XIV. Woran ich denke 194
XV. Tentanda via est 196
XVI. Die Liebe, Mädchen, iſt ein Spiegel für die Frau'n . . . 198
XVII. Nachdem ich im Dante geleſen 199
XVIII. Pensar, Dudar.
An Fräulein Luiſe B. 201
XIX. Halt ein, o Muſe 209

Strahlen und Schatten.

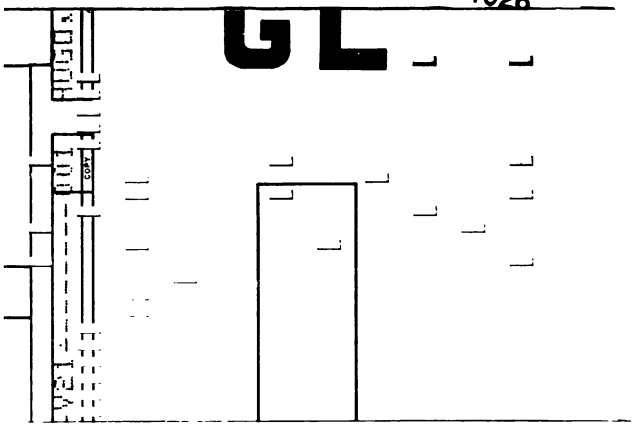
	Seite
Vorrede	215
I. Dichterberuf	223
II. Der siebente August Achtzehnhundertneunundzwanzig	243
III. An den König Louis Philipp	251
IV. Blick in ein Dachstübchen	252
Der Dichter an sich selbst	258
V. Man glaubte noch zur Zeit	259
VI. Die Welt und das Jahrhundert	260
VII. An den Herzog von ***	264
VIII. An Fräulein Fanny von P.	267
IX. Wie in dem Teich	269
X. Fiat voluntas	270
XI. Licht Alles, Alles Luft und Freude	274
XII. Auf eine vlämische Fensterscheibe geschrieben	276
XIII. Was sich begeben im Kloster der Feuillantinerinen ums Jahr 1813	277
XIV. An den Bildhauer David	286
XV. An einen Dichter	296
XVI. Sprichst Du mir von Ruhm und Ehren	298
XVII. Tausend Wege, Ein Ziel	300
XVIII. An eine junge Frau	305
XIX. An Ludwig B.	308
XX. Hier auf Erden	309
XXI. Begegnung	312
XXII. Wenn Ihr zuhauf	314
XXIII. Der Schatten	315
XXIV. Olympio's Trauer	317
XXV. Die Musik eine Tochter des sechzehnten Jahrhunderts	324
XXVI. Er schien zu schlottern	334
XXVII. Was Flügel hat, war immer meine Liebe	340
XXVIII. Geschrieben auf dem Grabe eines Kindes am Meeresufer	341
XXIX. Caeruleum mare	342
XXX. Gott, der gnädig ist den Engeln	348
XXXI. Oceano nox	349
XXXII. Juninächte	351
XXXIII. Weisheit. An Fräulein Luise B.	359

IV
15
70 14 AA A 30

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03337 1926



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS